DAS LICHT AM ENDE



CLAUDIA GIESDORF

PSYCHOTHRILLER


DAS
LICHT
AM
ENDE
CLAUDIA
GIESDORF
PSYCHOTHRILLER

Über die Autorin

Impressum

Wurzeln

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Wurzeln

Kapitel 63

Kapitel 64

Liebe Leserin, lieber Leser,

Danksagung

Das Ende

Kapitel 1

Kapitel 2

Über die Autorin

Claudia Giesdorf wurde 1982 in Rheinland-Pfalz geboren. Kurz nach der Wende zog sie mit ihrer Familie nach Berlin, wo sie noch heute mit ihrem Mann und ihrer Tochter lebt. Ihre Leidenschaft für Bücher kristallisierte sich schon im Alter von fünf Jahren heraus, als sie ihre Eltern anbettelte, ihr das Lesen beizubringen. Seitdem ist kein Buch und kein leeres Blatt vor ihr sicher. Unter ihrem Pseudonym sind bereits drei Romantic Thrill Bücher erschienen.

Claudia Giesdorf

Das Licht am Ende

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

1. Auflage 2019
© 2019 Claudia Giesdorf

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden.
Claudia.giesdorf@t-online.de
Dickensweg 38, 14055 Berlin

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf
Druck: Bookpress, Olsztyn, Polen
Lektorat und Korrektorat: Nina Restemeier
Cover: Marie Graßhoff
Buchsatz: Doreen Bierdel

Dieses Buch widme ich allen, die aufstehen.
Nach Schicksalsschlägen.
Für sich.
Für andere.
Im Kleinen. Im Großen.
Gegen Rassismus. Gegen Homophobie. Gegen Sexismus.
Für Menschlichkeit.
Jeden Morgen. Jede Stunde.

Wurzeln

Man sagt, sie sei eines Nachts in den Wald gelaufen, um den Tod zu treffen. Mit schweren Schritten, als drückten Schmerzen sie tief in den sumpfigen Boden. Umgeben von knorrigen Bäumen mit klauenartigen, im Wind knarzenden Ästen wankte sie durch die Dunkelheit. Knackend brachen dünne Zweige unter ihren Füßen, zischend wichen die Kreaturen der Nacht. Weder Angst noch Kälte, weder Pein noch Blut ließen sie langsamer werden.

Allein, allein lief sie weiter in die Finsternis.

Doch mitten auf einer Lichtung blieb sie stehen. Ihr Atem ging stoßweise, Schweiß perlte über ihren fieberheißen Rücken. Sie hockte sich hin, tastete über das feuchte Moos und sank darauf. Stoisch richtete sie den Oberkörper auf, ihr Blick streifte Anfang und Ende. Die Sterne funkelten am Firmament, der Wind schob sich pfeifend durch die Baumreihen. Gelegentlich legte sie den Kopf schief oder schnaubte verächtlich. Während die Nacht ihre Witterung aufnahm, tobte im Körper meiner Ahnin die Pest. Es heißt, sie hätte in jenen Stunden dem Tod ins Antlitz gestarrt und ihm die Stirn geboten. Wieder und wieder. Mit spitzen Klauen schlug er um sich, wütete gegen diese unbeugsame Frau. Doch am Ende verzog er sich mitsamt seinen eitrigen Beulen.

Nach drei Tagen kehrte die Totgeglaubte aus dem Wald zurück.

Als Bezwingerin. Als Eine, die den Tod überlistete.

Diesem Schoß entstamme ich.

Es heißt, man könne uns biegen, aber niemals brechen.

Kapitel 1

Ich glaube, ich atme zischend ein, als ich das Bewusstsein erlange, aber ich höre nichts. Ich reiße die Augen auf, doch meine Umgebung bleibt in vollkommener Dunkelheit – jeder noch so kleine Funken Licht ist verschwunden. Ich habe keine Ahnung, wo ich sein könnte, oder wie ich hierherkam. Ohne zuvor gewesen zu sein, bin ich.

Ich atme schneller, und auch wenn meine Sinne mir den Dienst versagen, weiß ich, dass dieses Gefühl in meiner Brust Panik ist. Ob ich stehe, sitze oder liege, weiß ich nicht, und auch nicht, ob ich am Leben bin oder tot oder irgendwas dazwischen.

Ich taste, fühle, horche in die Dunkelheit hinein. Nichts.

Als schwebte ich in einem Schwarzen Loch. Als würde das Leben mich nicht mehr betreffen. Mein Innerstes zieht sich zusammen, in meiner Kehle wächst ein Kloß, der Schmerz in meiner Brust ist nicht auszuhalten. Ich glaube, ich weine. Aber Tränen scheinen nur dann heilsam zu sein, wenn man die Verzweiflung hört und den Körper beben spürt. Wenn Tränen still sind, wirken sie nicht. Ich schniefe, oder auch nicht, ich atme tief durch, oder auch nicht.

Und dann stocke ich. Eine Erkenntnis trifft mich wie ein Faustschlag: Ich weiß nicht, wer ich bin, habe keinerlei Erinnerung daran, wer ich einmal *war* . Ob Mann oder Frau, jung oder alt. Ich weiß nicht, wie ich heiße, ob ich groß, klein, dick, dünn, hübsch, hässlich bin. Das Nichts hat alles verschluckt, und ich bleibe ohne Eigenschaften zurück. Doch ich muss einmal etwas gewesen sein, denn ich spüre eine furchtbare Sehnsucht. Es ist das Nicht-da-Sein von etwas, das da sein sollte. Ich muss einmal Licht gekannt haben, sonst würde ich es nicht vermissen. Geräusche müssen einmal existiert haben, sonst würde ich mich nicht nach dem Echo eines Menschen sehnen.

Das Nichts ist die Abwesenheit von Leben. Meinem Leben. Ich bäume mich auf, schreie, wedle mit den Armen, ich tue all das, was ich tun würde, wenn ich sehen, hören und fühlen könnte. Die Panik treibt mich weiter, immer weiter, bis ich schließlich aufgebe. Ich spüre keine Erschöpfung, keine Müdigkeit in den Muskeln. Ich fühle nach wie vor nichts.

Ich schwanke zwischen Resignation, weil ich einem unbekannten Leben nicht nachtrauern kann, und Protest, weil ich nicht bereit bin, diesen

Zustand hinzunehmen. Aber ich sehe keinen Sinn darin, erneut aufzubegehren, und denke, dass es besser ist, mit meiner Kraft zu haushalten. Und so sinke ich tiefer in das Nichts hinein.

Für Sekunden. Oder Minuten. Oder Stunden.

Während ich ätherisch und körperlos in der Dunkelheit schwebe und mich frage, ob so der Tod aussieht, blitzt etwas auf. Wie ein Leuchtturm, wie ein Feuerwerk. Es erhellt meine tiefschwarze Nacht. Öffne ich die Augen, ist es weg, schließe ich sie, ist das Licht da. Aber vielleicht tue ich auch nichts von alldem. Kurz bevor Verzweiflung mich in den Wahnsinn treibt, verschmelzen die Blitze zu etwas Hellem und Gleichmäßigen. Als es größer und größer wird, verstehe ich, was es ist – eine Erinnerung.

Sie wird schärfer, gewinnt an Konturen, füllt schließlich meinen Kopf aus. Ich befinde mich mittendrin, kann mich bewegen, riechen, sehen, fühlen.

Meine Angst ist nun konkreter, als wüsste ich in dieser Erinnerung, woraus sie besteht.

Eine Ahnung kitzelt mich. Ich muss mich auf das hier einlassen, um zu verstehen, was geschehen ist.

Mit angehaltenem Atem sehe ich mich um.

Ich stehe vor einer Hütte. Mitten im Wald.

Kapitel 2

Reglos stand ich vor der Hütte. Die Sonne zupfte die Schatten in die Länge, Wind schlängelte sich über die Lichtung und drückte sich den Berg hoch, es roch mehr nach Wiese als nach Wald, obwohl ich von Bäumen umgeben war. Anstatt mein neues Zuhause zu betreten, lauschte ich meinen Gedanken, die vom Hundertsten ins Tausendste rollten.

Ich dachte daran, dass irgendjemand am Anfang der Zeit auf die Idee gekommen war, Baumstämme zu spalten und so zu stapeln, dass sie eine Behausung ergaben. Ich schüttelte mich und versuchte diesen Gedanken loszuwerden, um mich endlich in Bewegung setzen zu können, doch meine Beine waren so starr und hölzern wie die Bäume um mich her.

Häuser verkörperten den Wunsch nach Beständigkeit. Sie boten Schutz vor und Abgrenzung von der Außenwelt. Man konnte sich in ihnen verschanzen oder sie für Fremde öffnen. Mauern und Gestein saugten sich voll mit den Geistern der Ahnen. Das Gebälk behauste die Konstitution einer Familie: Harmonie, Verständnis, Füreinander, Miteinander. Holz atmete, Lehm schenkte Wärme, kahler Putz verkörperte das Versprechen neuer Möglichkeiten. Mit dem Betreten tauchte man in das Innerste einer Familie ein.

Ich schluckte, blinzelte, schüttelte mich erneut. Kaute auf meinen eigenen Gedanken. Familie wurde meistens mit Innigkeit und Liebe assoziiert, aber ich wusste, dass der Kern aus Hass bestehen konnte. Es gab Häuser, deren bloßer Anblick Gänsehaut bescherte, mit dunklen Fenstern, zynischen Dächern und bitterer Substanz. Sie beherbergten das Grauen und spiegelten dieses in jedem Riss, in jeder Schindel, in jedem noch so kleinen Holzsplitter wider, denn Leid und Schmerz vergingen nicht einfach. Ihr Echo hallte in den Menschen wider, die sie erfahren hatten. Und in deren Kindern. Und Kindeskindern.

Ich atmete schneller, mein Herz schlug wie wild. Das Gefühl, beobachtet zu werden, prickelte in meinem Nacken, aber ich würde mich ihm nicht beugen.

Niemand wusste, dass ich hier war. Niemand.

Meine Angst war jene, die man in dunklen Parkhäusern, verlassenen nächtlichen Straßen, einsamen, düsteren Parks hatte – die Angst, gefunden zu werden. Doch ich empfand sie hier: Auf einer kleinen Lichtung am Hang

eines Berges. Am liebsten hätte ich mich im Haus verkrochen und die Tür abgeschlossen, um nie wieder herauszukommen. Ich atmete aus, zwang mich zur Entspannung. So würde ich nicht anfangen.

Nicht noch mal. Nicht hier.

Mein Blick wanderte über die Hütte. Ich starrte das Holz an, hoffte, in der Maserung die Zukunft lesen zu können wie andere in Teesätzen oder Handlinien. Aber das war natürlich Unsinn. Aus Vergangenheit und Gegenwart schrieb *ich* meine Zukunft. Wind rauschte durch die Linden, trug den süßlichen Duft der langsam welkenden Blüten zu mir, fuhr dann mit sanften Fingern über die Wiese und machte mir bewusst, dass vor einem Haus zu stehen keinen Schutz bot. Endlich setzte ich mich in Bewegung, näherte mich der Hütte, die still und stumm über mir thronte. Auf einer kleinen Anhöhe gelegen und vollkommen aus Holz bestehend, würde sie mich vor Kälte, Regen, Sonne und den Dingen abschirmen, die im Dunklen lauerten.

Mit eiskalten Fingerspitzen fuhr ich über das dunkellasierte Geländer, ließ die Hand sinken und berührte es noch einmal. Während meine Fingernägel über die Rillen kratzten, streifte der Wind sanft über meine Haut. Ich hielt inne und schloss die Augen. Das Holz knackte, als wollte es mich in sich aufnehmen. Die Bäume ächzten, aus ihren Kronen ertönte die zarte Melodie der rauschenden Blätter. Endlich betrat ich die nächste Stufe.

Eine aufgescheuchte Kellerassel krabbelte über meinen Schuh und verschwand unter der Treppe. Ich atmete ein, machte mich mit dem Geruch meiner neuen Umgebung vertraut, ehe ich den verzinnten Schlüssel mit dem langen Halm und der verschnörkelten Reite ins Schloss schob.

Ich stieß die Tür auf. Zuhause.

Über diesen Boden würde ich laufen, ganz gleich, ob Wut, Trauer oder Angst mich antrieb. Die Wände würden mich umgeben wie eine zweite Haut. Die Decke würde mich schützen, das Fundament mich erden. Ich würde neu anfangen, ich würde es schaffen. Dieses Mal ...

»Hey! Sind Sie die neue Nachbarin?«

Ich wirbelte herum, krallte mich am Türrahmen fest, hätte nur einen Schritt zurücktreten müssen, um im dunklen Schlund der Hütte zu verschwinden. Ein hochgewachsener Mann stand vor dem Treppenabsatz auf der Wiese. Ich hatte ihn nicht gehört, meine Gedanken waren zu zerstreut gewesen. Meine Gedärme verknoteten sich, und scharfkantige Eiswürfel polterten in meinem Bauch. Der Mann lächelte, vermutlich, um

den Schock aus meinem Gesicht zu wischen. Ein Collie tanzte um seine Beine, wedelte wild mit der Rute und blickte sehnsüchtig zu mir hinauf. Meine Muskeln verkrampften sich, sie zogen und zerrten mich in die Sicherheit des Inneren. Hund hin oder her, da stand ein *fremder Mann* vor meiner Hütte. Ich kämpfte gegen die Angst, wollte nicht hinnehmen, dass winzige Engramme im Hirn mein Leben diktierten. Denn mehr waren Erinnerungen nicht. Eine feine Spur im Hirn, entstanden durch Reize. Gute und Böse.

Langsam schob ich die Lippen über die Zähne zu einem Lächeln, das mein Gesicht zerkratzte.

»Ja.«

»Herzlich willkommen, ich wohne nebenan und heiße Salim.«

Wenn er irritiert war, weil ich ihn ansah, als stünde ein Schlägertrupp neben ihm, zeigte er es nicht. Ich nickte, löste eine Hand vom Türrahmen und wischte sie an meiner Jeans ab. Ich dachte an alles, was ich über Salim wusste:

Sein Name bedeutete *friedlich* .

Salim war Umweltingenieur, er beriet Firmen hinsichtlich ihrer umwelttechnischen Prozessoptimierung. Er hatte außerordentlich gute Referenzen und reiste für seine Kunden mit der Bahn durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. Doch im Sommer zog er sich jedes Jahr für rund sechs Wochen zurück und arbeitete ausschließlich im Homeoffice. Er verließ seine Wohnung in Münster und kam hierher. Die letzten drei Jahre immer erst ab Mitte August, wenn der Sommer auf die Stadt brannte. Dieses Jahr war er früh dran. Es war erst Mitte Juli.

Salim sah mich an, die tiefbraunen Augen funkelnd, ein Mundwinkel zu einem leisen Lächeln verzogen. Ich verstand seine Vorsicht, ein Lachen war wie eine offenstehende Tür –eine Einladung ins Innerste eines Menschen.

Der Hund winselte, mein Blick glitt über Salims blütenweißes T-Shirt, seine künstlich zerschlissene Bluejeans und seine Timberlands, deren Schnürsenkel er vermutlich aus städtischer Arroganz nicht gebunden hatte, und verharrte bei dem Hund, der ein eisblaues und ein dunkelbraunes Auge hatte. Sein Fell schimmerte gräulich, beinahe weiß, nur auf Schultern und Rücken war es dunkelbraun und floss in weichen Kaskaden an den Flanken hinab. Der Collie strahlte von einer Lefze zur anderen. Es war so viel leichter, den Hund anzusehen als Salim, es raubte so viel weniger Kraft, sich auf Tiere einzulassen als auf Menschen. Und für einen Moment gab ich

nach. Während ich mit steifen Gliedern die Treppe hinabstieg, zeigte ich auf das wedelnde Bündel aus guter Laune und unverfänglicher Freude.

»Ich bin Helena. Darf ich?«

Salim nickte. »Aber ich warne Sie. Wenn Sie ihm Ihre volle Aufmerksamkeit schenken, stellt er Besitzansprüche.«

Ich zog eine Augenbraue in die Höhe.

Ich gehöre niemandem , wollte ich sagen.

Stattdessen entzog ich mich Salims Blick, ging in die Hocke, streckte meine Hand aus und wurde umgehend von einer feuchten, mit winzigen Erdklumpen überzogenen Zunge attackiert. Rau umwickelte sie meine Finger und schleckte ergeben meinen Handteller.

»Earl Grey, beherrsch dich.«

Salims tiefe, melodische Stimme perlte wie ein Sommerregen über meine Haut.

»Earl Grey?«

»Der Name passt zu ihm aus zweierlei Gründen. Zum einen sieht sein Fell aus, als hätte jemand schwarzen Tee darauf verschüttet, zum anderen verhält er sich arroganter als ein englischer Lord.«

Ich blickte auf. »Wie das?«

»Ich demonstriere es Ihnen. Earl, komm her.«

Der Collie hörte auf, meine Hand zu schlecken, trabte zu Salim und setzte sich mit dem Rücken zu ihm auf den Boden. Sein Blick war Richtung Wald gewandt, seine Lefzen hingen herab. Ich musste lachen. Salim streichelte den Hund und bedeutete ihm, dass er wieder zu mir dürfe.

»War das schon immer so?«

»Ja. Als ich beschloss, mir einen Hund anzuschaffen, fuhr ich zu einem Züchter, und alle Welpen stürzten sich auf mich. Nur einer nicht. Er saß auf einem Stein im Garten hinter dem Haus und musterte mich. Als ich mich ihm näherte, drehte er sich zwei Mal im Kreis, legte sich hin und schloss die Augen. Er ignorierte mich eine komplette Stunde lang, und erst als ich gehen wollte, stand er auf, streckte sich, tapste gemächlich zu mir rüber und pinkelte mir auf den Schuh. Ich muss jeden Tag aufs Neue um seine Anerkennung kämpfen.«

Ich erhob mich, Earl Grey winselte, sprang aber nicht an mir hoch. Er war ein wohlerzogener Junge. Sanft tätschelte ich ihm den Kopf, während er argwöhnisch in Richtung seines Herrchens blickte.

»Warum haben Sie ihn genommen?«

Salim sah zu mir hinab, er überragte mich um einen Kopf. Um den Größenunterschied auszugleichen, trat ich zurück auf die Stufen.

»Wie hätte ich einen anderen nehmen können?«

Ich nickte knapp, als Antwort auf eine Frage, die ich nicht verstand. Ich betrachtete Salim und wusste nicht, was ich sagen sollte. Meine Finger tänzelten nervös über den Saum meines T-Shirts, dann drehte ich mich halb zum Haus um und blickte zum Auto. Entschuldigend zog ich die Schultern in die Höhe.

»Ich muss dann mal ...«

Ich beendete den Satz nicht, denn was musste ich schon? Außer leben und irgendwann sterben? Ich war freiwillig in den Süden Deutschlands gezogen, in ein Gebiet, das von Tälern und Hügeln zerfurcht war. Ich hatte mir eine entlegene Lichtung ausgesucht, die mitten im dichten Wald, hinter einem klaren Waldsee gerade einmal drei Hütten beherbergte. Hier, am Ende von allem, musste ich gar nichts.

Außer allein sein. Und mich vorbereiten.

»Soll ich beim Ausräumen helfen?«

»Nein.«

Meine Antwort kam schnell und barsch und tat mir augenblicklich leid, weil Salim freundlich war und helfen wollte.

Salim hob beschwichtigend eine Hand. »Okay.«

Statt einer Entschuldigung drehte ich mich um und ging die restlichen Stufen hinauf in die Hütte, ohne ihn noch einmal anzusehen. Ich drückte die Tür zu, schob den rostigen Riegel vor und schloss ab. Dann lehnte ich mich gegen die Wand, schloss die Augen und atmete tief ein. Es roch muffig, eine Mischung aus Seifenstücken, die zwischen gepressten Bettlaken steckten, und Staub. Der Geruch erinnerte mich an Vergangenes und Totes, ließ Gefühle in mir aufsteigen, die sich nur mühsam im Zaum halten ließen. Sie brachen durch und zwangen mich, wenigstens mein Umfeld zu kontrollieren, wenn sich schon das Leben meiner Kontrolle entzog. Ich sträubte und wehrte mich, aber in dieser neuen Situation waren alte Verhaltensmuster tröstend und abstoßend zugleich. Und als der Zwang in mir zu groß wurde, stemmte ich mich von der Wand weg, öffnete den Riegel und schob ihn wieder vor, schloss auf und drehte den Schlüssel wieder um.

Die Hütte seufzte, sie hatte mich mit Haut und Haaren geschluckt. Ich war von der Oberfläche der Welt verschwunden und in grüne Einsamkeit

getaucht. Ich wünschte mir nichts mehr, als für immer hier sein zu können. Verschwunden, nicht versteckt. Denn Verstecken implizierte, gefunden zu werden. Verschwinden hingegen war von Dauer.

Ich war jetzt hier. Weg von ihm. Und ich würde alles tun, damit es so blieb. Denn sonst wäre mein Neuanfang vorbei, ehe er begonnen hatte. Ich schüttelte mich, streifte die unliebsamen Gedanken ab wie einen Mantel, trat einen Schritt in den dunklen Flur und stieß die Tür links von mir auf. Sie führte in ein längliches Wohnzimmer, das sich über die halbe Westfront der Hütte zog. Durch drei Fenster schien die Sonne herein und beleuchtete die Staubschicht auf Kommoden und Schränkchen. Auf den Fensterbänken lagen neben- und übereinander gehäkelte Deckchen, bei deren Anblick es unbestimmt in meiner Brust zog. Auf ihnen reihten sich Blumentöpfe, aus denen knochentrockene Pflanzen stachen. Geblümte Sessel standen scheinbar wahllos im Zimmer verteilt herum, eine geschlagene Armee aus verblichenen Polstersoldaten. Braune Wolldecken lagen ordentlich gefaltet auf den Sitzflächen. Die Kommoden beherbergten – ebenfalls auf Häkeldeckchen – Fotogalerien. Sie dokumentierten die Vergangenheit, waren Zeugnisse eines Lebens, das nicht mehr existierte. Johanna, die Vorbesitzerin der Hütte, hatte die letzten Jahre ihres Lebens in vollkommener Einsamkeit verbracht. Sie hatte ihren Mann dreißig Jahre zuvor zu Grabe getragen und in dieser Hütte störrisch dem Tod getrotzt. Sie war wohl einhundertzwei Jahre alt geworden. Ihr Hab und Gut befand sich nach wie vor in der Hütte, bereit, von mir ausgeräumt zu werden. Aber die Anwesenheit ihrer Besitztümer hatte etwas Tröstliches. Als würde ich in eine Hütte ziehen, in der sich außer mir noch jemand befand. Ich hoffte, dass es so war, dass Johannas Geist noch hier war. In den Holzdielen, in den schiefen Wänden, in der niedrigen Decke und den knarrenden Türen. Ich hoffte, dass sie nachts an meinem Bett kauern und mir Dinge ins Ohr flüstern würde. Über den Sinn des Lebens, über das, was ganz am Ende zählte. Ich verließ das Wohnzimmer, meine Turnschuhe quietschten auf den gebohnerten Dielen, die geradewegs in eine große, sich über die komplette Nordseite erstreckende Küche führten. Ungefähr in der Mitte des Raums stand ein großer Tresen aus weißen Ziegelsteinen mit einer hellen Granitarbeitsplatte. Darüber hingen Messingtöpfe an schwarzen Haken. Während der Bereich rechts der Küchentür mit seiner Sitzecke aus Buche so altertümlich wie das Wohnzimmer wirkte, war die Seite links von mir hochmodern ausgestattet. Eine Küchenzeile mit funkelndem Gasherd, eine

Arbeitsplatte aus Wildeiche, die für eine Sitznische unter dem Fenster mit dicken, flauschigen Kissen unterbrochen worden war. Ganz in der Ecke befand sich eine Tür, die auf eine kleine Veranda führte. Offensichtlich hatte die alte Frau kurz vor ihrem Tod beschlossen, Geld unter die Leute zu bringen und damit begonnen, das Haus zu sanieren. Weiter als bis zur Hälfte der Küche hatte sie es nicht geschafft. Ich zog meine Lederjacke aus, warf sie auf den Tresen, setzte mich in die Nische unter dem Fenster und ließ meinen Blick durch den Raum schweifen.

Johanna hatte diese Hütte mit Behaglichkeit und Ruhe gefüttert, mit ihrem Alter und ihrer Vergangenheit. Es gefiel mir, und ich würde nichts verändern. Nur ein paar Kleinigkeiten mussten getan werden.

Die Fenster im Erdgeschoss würde ich mit Brettern vernageln. Niemand sollte in mein Innerstes blicken dürfen, wenn ich es nicht wollte. Die Haustür würde ich zusätzlich sichern, vielleicht sogar austauschen. Niemand sollte ohne meine Zustimmung eintreten können. Die Veranda konnte, entgegen meiner anfänglichen Befürchtung, bleiben, da sie an einem kleinen Hang auf Stelzen stand und somit nur schwer zugänglich war. Ich würde die Pfeiler mit Stacheldraht sichern, damit niemand daran hinaufklettern konnte.

Die Veranda würde zu meinem Refugium in der Natur werden, meine Möglichkeit, geschützt in der Außenwelt zu sein. Ich verließ die Küche wieder. Auf meinem Weg durch den Flur stieß ich die Tür zu einem winzigen Badezimmer auf und spähte hinein. Hier hatte Johanna definitiv seit Jahren nichts mehr verändert, aber es war sauber, und mehr brauchte ich nicht. Schließlich ging ich die Treppe hoch. Die Stufen knackten unter meinem Gewicht, und ich fragte mich, ob Johanna in ihren letzten Stunden und Tagen leicht wie eine Feder und mehr Geist als Mensch die Treppe hochgeschlurft war. Wenn man so alt wurde, starb man dann, oder transformierte man langsam von etwas Lebendigem zu etwas Totem?

Ich stellte mir vor, wie sich ihre alte, runzelige Hand am Geländer hochgezogen hatte, wie ihre Füße vorsichtig über das Holz getastet hatten. Als ich oben ankam, stand ich auf einem großen, ausgebauten Spitzboden, der nur durch naturbelassene Holzpfeiler unterbrochen war. In einer Ecke unter zwei Dachlukenfenstern stand ein beinahe schwarzlackiertes Bett mit eingravierten Blumenornamenten, daneben passende Nachttische und ein wuchtiger Kleiderschrank. Ich drehte mich, um die andere Seite des Raums zu begutachten, und stockte. Bücher. Da war alles voller Bücher. Auf dem

Boden stapelten sie sich in windschiefen oder bereits gestürzten Türmen, auf dem Fensterbrett hinderten sie das Licht daran, den Raum weiter zu erhellen. Drei Bücherregale bogen sich unter dem Gewicht des Papiers. Ungefähr in der Mitte des Raums stand ein Ohrensessel, eine dicke Wolldecke achtlos darauf geworfen. Ein Buch lag aufgeschlagen über der Lehne, und fast erwartete ich, dass die alte Frau jeden Moment die Treppe hochkäme und von mir wissen wollte, was ich in ihrem Schlafzimmer anstellte. Die Abwesenheit ihres Lebens fühlte sich in diesem Haus wie eine Fälschung der Realität an, als sei ihr Tod nicht echt, als würde sie gleich zurückkommen, um das nächste Kapitel zu lesen. Ich lief zu den Regalen und studierte die Buchrücken, fuhr mit Fingerspitzen über eingestanzte Titel, ehe ich zum Sessel ging und mich hineinsetzte. Das Leder knarzte und verströmte den Restgeruch eines süßlichen Parfüms. Ich nahm das Buch in die Hand, das Johanna vor ihrem Tod gelesen haben musste - *Fifty Shades of Grey* . Fassungslos starrte ich es an, ehe ich prustend in schallendes Gelächter ausbrach. Die Absurdität dieses Moments barg so viel Hoffnung – denn wenn das Unmögliche existierte, negierte es sich selbst.

Wenn das wirklich ging, wenn eine Hundertjährige, die Nietzsche, Fontane, Grass, Emcke und weiß der Teufel wen noch im Bücherregal hatte, nachts heimlich Christian Grey anschmachtete, würde ich es schaffen. Das hier war meine letzte Chance. Johannas Hütte war mein letzter Versuch, in Frieden zu leben.

Ohne Qual. Ohne Angst und Verzweiflung.

Mein Handy vibrierte, und immer noch lachend zog ich es hervor. Ich war von einem Hochgefühl erfüllt, wie ich es nicht kannte. Mein Herz schlug frei, meine Gedanken waren leicht. Ich entsperrte den Bildschirm, und das Blut gefror mir in den Adern. Die App. Ich öffnete sie und keuchte.

Er hatte Berlin verlassen.

Er kam.

Noch 780 von 800 Kilometern.

Kapitel 3

Ich stand in der Küche.

In der Hütte herrschte Stille, auf der Lichtung wehte der Wind, und in meinem Kopf toste es unfassbar laut. Die Nacht tickte und verging doch geräuschlos. Ich hielt mich an der Arbeitsplatte fest, um nicht wegzulaufen, stemmte meine Füße so fest ich konnte in den Boden, damit ich nicht losrannte.

Dieses Mal würde er mich nicht bekommen. Ich hatte bereits einen kleinen Schluck Freiheit gekostet. Diese Hütte fühlte sich so richtig an, die Lichtung schien der verkörperte Neuanfang. Jeder noch so winzige Funken Hoffnung ruhte in diesen vier Wänden.

Ich öffnete den Kühlschrank, schloss ihn wieder. Hielt inne. Drehte mich weg, kämpfte, verlor jedoch gegen mich selbst. Ich öffnete ihn erneut, stöhnte frustriert auf, weil ich mich dafür hasste. Zweimal. Alles zweimal. Ich nahm eine Packung Apfelsaft heraus, schraubte den Deckel auf und hielt inne. Meine Hand zitterte, ich fluchte laut. Ich wollte nicht, ich wollte nicht. Wollte jemand anderes sein, wollte gar nicht sein. Meine Hand hob sich, ich konnte nichts dagegen tun, ich verschloss den Apfelsaft, um ihn dann wieder zu öffnen.

In dieser Hütte hatte ich anders sein wollen. Einfach Helena, ohne Angst, ohne Zwänge.

Wütend schrie ich auf, setzte die Öffnung an die Lippen, legte den Kopf in den Nacken und trank. Mehr, mehr, mehr, immer mehr, weil ich nicht wusste, wohin mit meiner Wut und Angst und Unsicherheit. Der Saft lief mir übers Kinn, über den Hals, tropfte auf meine Füße und sammelte sich zwischen meinen Zehen. Die Bewegung meiner Kehle wurde zu einem hektischen, verkrampften Hüpfen, die angenehme Kälte in meiner Speiseröhre wurde zu eisigem Schmerz.

Ich schluckte und schluckte, hörte nicht auf, hoffte in der Küche stehend an Apfelsaft zu ertrinken. Der Zucker sollte alles fortschwemmen, und als die Packung leer war, setzte ich sie ab und blickte auf meinen geschwollenen Leib hinab. Er wuchs und wuchs, als wäre mein Magen ein Ballon, den man bis zum Bersten aufblies. Ich presste mir eine Hand auf den Bauch, um mich selbst zu begrenzen, wankte in den Flur, stieß die Tür zu dem kleinen Badezimmer auf und erbrach mich.

Ich würgte süße, goldene Flüssigkeit hervor, wischte mir den Schweiß von der Stirn, rieb meine Arme und sank erschöpft auf die Seite. Mein Fuß stieß gegen die Badewanne, eine Fliese fiel scheppernd zu Boden. Ich wollte sie aufheben, als mein Magen sich erneut verkrampfte und ich wieder würgte. Das Wissen, dass ich zwar frei war, aber nie in Freiheit leben würde, hatte diese Übelkeit hervorgerufen. Ich war hier, aber ich würde immer *dort* sein.

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, drückte ich die Spülung, ein Rauschen ertönte in dem kleinen Zimmer und hallte in meinem Kopf nach. Zu schwach, um meinen Mund auszuspülen, kroch ich aus dem stickigen Bad und schleppte mich auf allen Vieren durch die Küche. Meine Knie und Hände patschten durch die Apfelsaftpfütze. Ich hielt an, sank zurück auf die Fersen. Der Schweiß lief mir in Sturzbächen den Rücken hinab und zwischen meinen Brüsten hinunter. Ich wollte unbedingt raus auf die Veranda, aber ich musste mich um den verschütteten Apfelsaft kümmern. Vor Angst und Aufregung ging mein Atem immer schneller. Mir wurde schummrig, ein schwarzer Schatten lauerte am Rand meines Blickfelds. Ich richtete mich halb auf, taumelte, fiel wieder zu Boden, während die Hütte um mich die Luft anhielt. Ich kämpfte darum, nicht so zu sein, wie ich war. Ein rasselnder, angestrengter Laut entfuhr meiner Kehle, und irgendwo im Dach knackte es. Die Hütte focht mit mir, und in unserer Anstrengung verbrauchten wir zu viel Sauerstoff. Obwohl die Terrassentür offenstand, konnte ich nicht atmen. Ich musste raus hier, musste die Sicherheit des Hauses gegen die Unsicherheit der Veranda eintauschen. Ich verschwendete keinerlei Energie auf einen erneuten Versuch mich aufzurichten und krabbelte stattdessen über den Boden. Vor langer, langer Zeit hatte ich gelernt, dass die Würde sich den Umständen anpasste. Sie war dynamisch und flexibel und beugte sich immer dem Überleben.

Als ich über die Schwelle zur Veranda robbte, zog ich mir einen Splitter ins Knie, doch ich kämpfte mich vorwärts und brach schließlich auf den Holzplanken zusammen.

Ich trank die kühle Nachtluft, das Licht der tausend und abertausend Sterne funkelte auf mich hinab. Ihre ewige Ordnung erinnerte mich daran, dass auch ich war. Ich war hier. Ich lebte. Ich schloss die Augen, lag einfach da und lauschte dem Wald. Überleben. Mehr wollte ich nicht.

Überleben, ohne mich in meinen Erinnerungen zu verlieren. Überleben, ohne die Vergangenheit an mir kleben zu haben.

Und doch kamen Erinnerungen. Schnell und langsam, undefiniert und klar. Um mir selbst Halt zu geben, umklammerte ich mich und entließ die Tränen in den rauschenden Nachtwind. Der Schmerz des Erinnerns ließ mich zittern. Er war zu einem weiteren Organ geworden, das tief in meiner Brust saß, gleich zwischen dem Herzen und der Lunge.

Angst beherrschte mich in diesen Momenten, in der die Vergangenheit im Präsens stand. Sie knüllte mich zusammen, bis ich ganz klein war. Meine Tränen liefen zwischen den Dielen hindurch und tropften hinab, als wäre ich der Himmel und unter mir die trockene Erde. Wind fuhr über meine schweißnasse Haut, kühlte sie ab und ließ mich zusätzlich zittern. Ich stützte mich auf und zog mir einen weiteren Splitter in die Hand. Ich wimmerte, wehrte mich gegen mich selbst, konnte dem Zwang aber nicht widerstehen und presste die Hand noch einmal auf den Boden.

Ich wünschte, ich ...

»Ist alles in Ordnung?«

Salim. Ich schreckte hoch, und als könnte er mich sehen, wischte ich mir übers Gesicht und fuhr mir durch die nassen Haare, die an meiner Wange und Stirn klebten. Ich schwieg, die Stille sammelte sich und baute sich zwischen uns auf. Ich öffnete den Mund, wollte schreien, brachte aber nichts heraus.

»Verzeihung.« Salims Stimme war nicht mehr als der Wind in den Bäumen, und sie klang noch leiser, als er Earl Grey rief. Ich legte mich auf den Boden, presste mein Gesicht auf die Holzplanken und spähte zwischen ihnen hindurch. Direkt unter mir stand Earl Grey, die Vorderpfoten auf einem Stein, den Kopf leicht schief gelegt, während seine Augen mich fixierten. Ich wollte sein Fell berühren und mich darin vergraben. Ein leiser Pfiff ertönte, mein Blick huschte zu Salim, der gerade noch so in meinem Sichtfeld unter der Veranda stand. Earl winselte und lief schließlich zu seinem Herrchen. Salims Schritte klangen dumpf auf dem Boden, kleine Steinchen knirschten unter seinen Sohlen, und mit plötzlicher Klarheit begriff ich, dass er schon die ganze Zeit über da gestanden haben musste. Ich hatte ihn nicht kommen hören, aber dafür gehen. Von dem Moment an, als ich den Apfelsaft in mich gekippt hatte, bis zu dem Augenblick, als ich weinend auf der Veranda zusammengebrochen war, hatte er alles mit angehört.

Die kurze Ablenkung durch seine ruhige Stimme hatte ausgereicht, um mich wieder zu sammeln. Ich atmete tief durch und stand auf.

Bis hierher hatte ich es geschafft, das konnte mir niemand nehmen, was auch immer käme. Ich schloss die Tür, öffnete sie, und schloss sie erneut. Mich selbst verfluchend, riss ich zahllose Schränke auf, ehe ich einen Putzeimer unter der Spüle fand und herausholte. Ich ließ Wasser hineinlaufen und schüttete Essig dazu. Dann nahm ich einen Schwamm, ignorierte die Splitter in meiner Hand und meinem Knie, ging auf den Boden und schrubbte. Jeden Winkel der Küche malträtierte ich. Meine Hände schmerzten, meine Haut wurde puterrot, doch ich machte immer weiter.

Ich spürte den Geist von Johanna hinter mir, wie sie mir kopfschüttelnd über die Schulter blickte, wie sie mir ihre runzlige Hand auf die Knochen legte. Wie sie versuchte, mir klarzumachen, dass ein sauberer Boden mit ganz großem Abstand das Unwichtigste im Leben sei, aber ich schob sie von mir, verbannte sie in die Dunkelheit.

Ich war nicht wie Johanna. Auch wenn es sich gut und richtig anfühlte, in ihrer Hütte im Wald zu leben, war das hier kein Zuhause für mich. Noch nicht. Vielleicht nie. Ich hatte keinen Platz im Leben, in dem alles doch nur zufällig war. Geboren werden, gesund sein, nicht sterben. Zwischen diesen ganzen Zufälligkeiten auch noch einen Sinn zu finden, war mir bisher noch nicht gelungen. Ich schrubbte und schrubbte, kroch in die nächste Ecke und putzte weiter. Das Wasser auf dem Boden schäumte, und die Borsten des Schwamms kratzten laut an der Stille. Sauberkeit war eine beruhigende Konstante. Sie war neutral. Unordnung zeugte von Faulheit und Desorganisation. Doch Ordnung und Sauberkeit waren Abwesenheit von Zuschreibung. Sie boten keine Angriffsfläche. Und das Putzen beschäftigte mich. Meine nassen, glitschigen Hände hinderten mich daran, nach meinem Handy zu greifen und im Sekundentakt die App zu öffnen.

Ich wusste nicht, wo er war. Er konnte vor der Tür stehen. Ich putzte schneller und schneller. Die Muskeln in meinen Armen verkrampften sich und schmerzten. Und als ich den Punkt völliger Erschöpfung überschritten hatte, als sich die Krämpfe gar nicht mehr lösten, ließ ich den Schwamm fallen und sank erschöpft gegen den Kühlschrank. Meine Gedanken schwiegen, die Sonne ging auf, eine Lerche flog am Fenster vorbei und sang von einem neuen Tag, während ich in meiner Jämmerlichkeit auf einem blitzblanken Boden saß.

Das Schlimmste, das mit Abstand Allerschlimmste war jedoch, dass ich gleich das Wasser ausleeren, den Eimer erneut befüllen und von vorn

anfangen würde. Der Drang flimmerte bereits in meinem Bauch, und ich konnte nichts dagegen tun. Bei all der Neutralität spiegelte Sauberkeit nicht wider, wie es im Inneren aussah.

Die Sonne schien durch die Dachluken genau auf mein Bett, aber ich spürte die Wärme nicht. Ich lag auf der Seite, hatte keine Kraft mehr mobilisieren können, um die Decke über mich zu ziehen. Wenigstens brachte die Erschöpfung die Angst zum Schweigen. Ich entsperrte das Handy, öffnete die App.

Noch 800 von 800 Kilometern.

Er war wieder in Berlin. Falscher Alarm.

Ich schloss die Augen, hatte mir die erste Nacht in meinem neuen Zuhause anders vorgestellt. Ich zog mich zusammen, schmiegte mich fester in das Kopfkissen, das tröstlich nach Johanna roch. Eine Hundertjährige, die allein im Wald gelebt und *Fifty Shades of Grey* gelesen hatte. Alles war möglich. Alles. Das war das Verrückte am Leben. Es beschränkte sich nicht in seinen Unmöglichkeiten. Langsam driftete ich in den Schlaf, während Johanna über mich wachte.

Kapitel 4

Die Reifen meines Wagens rumpelten über die Lichtung. Hierherzugelangen oder von hier wegzukommen setzte eine gehörige Portion Waghalsigkeit am Steuer voraus. Langsam umrundete ich meine Hütte, wobei mein Auto in eine bedenkliche Schräglage rutschte, und fuhr an Salims vorbei in Richtung Wald. Im Winter würde dies eine ziemlich matschige und frostige Angelegenheit werden, und ob mein Skoda für diesen Kraftakt gemacht war, würde sich zeigen.

Hinter Salims Hütte stand ein Weidenbaum, dessen herabhängende Zweige die Zufahrt zur Lichtung wie ein Vorhang verbargen. Ich steuerte darauf zu und fuhr vorsichtig durch. Zu beiden Seiten des schmalen Weges wucherten die Sträucher so dicht, dass Zweige über den Autolack kratzten. Konzentriert heftete ich meinen Blick auf den Weg, passierte den im Sonnenlicht glitzernden, von Pappeln umsäumten See und kam schließlich vor einer Schranke zum Stehen. Ich stieg aus, schob einen kleinen Schlüssel in das Schloss und hob die Schranke manuell hoch. Dann ging es in Schrittgeschwindigkeit an der eigentlichen Waldsiedlung vorbei, ein dutzend Holzhäuser, die um eine Wiese mit Wildblumen und kleinem Spielplatz gruppiert standen. Die Häuser waren größer als unsere, als hätte man bei unseren nur geübt und danach gewusst, wie es geht. Hinter dem letzten Haus begann eine asphaltierte Straße, der ich folgte, bis ich ein paar Kilometer später das Ortseingangsschild des Dorfes passierte.

Als ich in einer freien Parklücke des lokalen Supermarktes endlich den Motor ausstellte, war es später Nachmittag und mein Magen knurrte so laut, als versuchte er, das Dröhnen der Bässe aus dem Auto neben mir zu übertönen. Am liebsten wäre ich wieder weggefahren, am liebsten hätte ich mich so tief in der Hütte verkrochen, dass mich nicht einmal meine eigenen Gedanken finden konnten. Ich schloss ein paar Herzschläge lang die Augen und stieg dann aus. Drei Jungs lehnten an dem schwarzen Auto, nickten mit den Köpfen zur Musik, rauchten und schlugen sich gelegentlich gegen die Schulter, um sich für einen besonders einfallsreichen Kommentar zu feiern. Ich beneidete sie, während ich eine Münze in den Schlitz eines Einkaufswagens drückte. Diese unbeschwerten Blödeleien, dieses machohafte, unreflektierte Gehabe der Jungs. Das war eine Normalität, die ich nie kennengelernt hatte.

»He ..., bringst ... was mit?«

Der Einkaufswagen schepperte laut auf dem Asphalt, während ich an den Jungs vorbeiging. Die wenigen Wortfetzen, die über den Lärm zu mir durchgedrungen waren, bezog ich nicht auf mich.

»He, du! Ob du uns was mitbringst, haben wir gefragt.«

Endlich drehte ich mich um. Die Haltung der drei hatte sich verändert. Ihre eingesunkenen Körper waren nun gestrafft, ihre Brustkörbe so sehr nach vorn gedrückt, dass sich die Schultern automatisch nach hinten schoben. In meinem Bauch breitete sich Kälte aus. *Flucht* , war mein erster Gedanke. Aber dann verschob sich etwas in mir. Das hier waren Jugendliche. Jungs. Wenn ich schon vor ihnen kleinbeigab, wie sollte ich es dann jemals mit *ihm* aufnehmen?

»Ich denke, ihr könnt sehr gut allein in den Supermarkt gehen und euch um eure Einkäufe kümmern«, entgegnete ich.

»Das war keine Frage.« Der Größte von ihnen baute sich vor mir auf.

Mir wurde schlecht, aber ich blieb stehen. »Eigentlich schon.«

»Du bist nicht von hier«, stellte er fest, und ich spürte seinen Atem auf meiner Lippe.

Etwas von ihm auf mir zu haben widerte mich an. Es entfachte ein Feuer in mir, das ich schon längst erloschen geglaubt hatte. Dass er sich das Recht nahm, mir so nahezukommen, dass er einen Abdruck auf mir hinterließ, ließ mich meine Hände zu Fäusten ballen.

»Ab jetzt bin ich *von hier* , und ich muss mich nicht mal anstrengen, um herauszufinden, wer du bist, wo du wohnst und was deine kleinen Geheimnisse sind. Also tritt einen verdammten Schritt weg von mir, oder möchtest du, dass deine Mama weiß, welche Pornos du dir reinziehst?«

Das war etwas, das ich wirklich konnte. Ich konnte Nummernschilder überprüfen oder herausfinden, in welchen Sendemast mein Handy gerade eingeloggt war und wer sich noch in dessen Reichweite befand. Und wenn ich einmal einen Namen hatte, war der Rest ein Kinderspiel. Computer, Daten, das Internet waren so viel einfacher zu handhaben als Menschen.

»So redest du nicht mit mir«, sagte er, wich aber zurück.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wandte ich ihm den Rücken zu und ging in den Supermarkt. Als sich die Tür hinter mir schloss, sackte ich ein wenig zusammen. Ich bemühte mich. Mit jedem Schritt, den ich ging, mit jedem Atemzug, den ich tat, mit jedem Herzschlag, der in meiner Brust hallte, kämpfte ich, um weiterzukommen. Und wenn das nicht klappte,

würde ich stehenbleiben, denn das war immer noch besser, als zurückzugehen.

Ich lief durch die Reihen, belud meinen Einkaufswagen, bis nichts mehr reinpasste und ich lange Zeit ohne den Weg hierher auskommen würde. Als ich an der Kasse stand und geduldig wartete, bis der ältere Herr vor mir zum zweiten Mal seine PIN eingab, bemerkte ich, dass die drei Jugendlichen in der Schlange neben mir standen und mir finstere Blicke zuwarfen.

»Guten Tag.« Die Verkäuferin nickte mir zu und zog die Waren über den Scanner. Während die Kasse frenetisch piepte und ich hastig einräumte, spürte ich die Blicke der Jungs weiterhin in meinem Rücken.

»Machen Sie Urlaub bei uns oder sind Sie hergezogen?« Die Verkäuferin reichte mir eine Flasche Öl, die sie nicht aufs Band rollen lassen wollte.

»Letzteres.«

»Wie schön. Wohin denn?«

»In die Waldsiedlung.«

»Mit Ihrer Familie? Für Kinder ist das ja wirklich toll. Eine Freundin von mir wohnt dort und lässt ihre Rabauken den lieben langen Tag draußen spielen. Da fährt ja auch kein Auto lang oder so. Ich rate Ihnen allerdings, sich vom hinteren Teil der Siedlung fernzuhalten. Weiter als bis zum See würde ich nicht gehen.«

Ich hielt inne. »Warum nicht?«

»Da wohnt eine Frau, die sie nicht mehr alle hat. Angeblich badet sie bei Vollmond nackt im See, und wann immer sie ins Dorf kommt, legt sie sich mit mindestens einem von uns an. Außerdem ist da ein ... nun ja, ein *Ausländer* , der nur für ein paar Wochen im Jahr kommt. Das ist doch komisch, oder? So mitten im Wald macht man doch keinen Urlaub, vor allem nicht als alleinstehender junger Mann. Da will man eigentlich was erleben. Also ich würde mich von denen fernhalten. Machen wir alle so.«

Ich packte die letzten Sachen ein, legte meine EC-Karte auf das Lesegerät und lächelte die Verkäuferin an. »Nun, so wie es aussieht, können Sie die Liste der Sonderlinge um eine Person erweitern.«

»Wie meinen Sie das?« Sie reichte mir den Bon, der länger als mein Unterarm war.

»Ich bin in die letzte freie Hütte auf der Lichtung gezogen. Und ich bade *immer* nackt.«

Die Frau riss die Augen auf, ich nickte ihr zu und verließ den Supermarkt. Die Jugendlichen lungerten in der Nähe der Kassen rum, sprachen mich aber nicht mehr an. Als ich über den Parkplatz lief, fühlte ich mich, als ginge ich gerade als Siegerin aus einer Schlacht. Einer Schlacht der Geschlechter, einer Schlacht der Vorurteile. Ich verstaute die Einkäufe im Auto und blickte auf meine To-Do-Liste. Blieb nur noch der Baumarkt. Darin würde ich ein Vermögen loswerden, aber das war es mir wert. Ich würde die Hütte in ein Fort verwandeln, und niemand, wirklich niemand würde sie betreten können.

Ich verließ den Parkplatz und steuerte Richtung Wald. Mit jedem Kilometer, den ich hinter mich brachte, fühlte ich mich freier und sicherer. Ich würde es schaffen. Trotz der Angst, trotz der Panik, trotz der Zwänge, die mich heimsuchten.

Ich verdiente eine Chance.

Noch während ich über die Landstraße fuhr, zog ich mein Handy aus der Tasche.

Noch 800 von 800 Kilometern.

Kapitel 5

Ich hämmerte einen Nagel nach dem anderen ins Holz und war mir der fragenden Blicke bewusst, die von verborgenen Orten hinter weißen Spitzengardinen in meine Richtung schossen. Meine Nachbarn wussten nicht, was ich wusste. Sie kannten nur die Ruhe, ich den Sturm. Und so machte ich weiter.

Als ich fertig war, ließ ich den Hammer auf die Wiese fallen und sank erschöpft ins warme Gras. Zwei Tage harte Arbeit, und jetzt waren die Fenster gesichert und die neue Tür wäre bald hier. An den Stelzen der Veranda wartete noch eine Rolle Stacheldraht auf mich, doch zuvor musste ich etwas essen. Ich betrachtete die Hütte, bildete mir ein, dass sie wütend auf mich war, weil ich sie ihrer Augen beraubt hatte. Ich stellte mir vor, wie Johannas Geist traurig auf mich hinabsah, wie die Nachbarn hinter vorgehaltener Hand über mich redeten. Mein Neuanfang schmeckte nach Vorurteilen und Vergangenheit.

»Ihr kennt mich nicht«, sagte ich und ballte meine Hand zur Faust.

»Das sage ich jeden Morgen vor dem ersten Kaffee zu meinem Spiegelbild.«

Ich fuhr herum und rutschte gleichzeitig weiter zur Hütte.

Eine große, dunkelhaarige Frau stand dort, die Hände in die Hüften gestemmt, das blasse Gesicht zu einer spöttischen Miene verzogen. Ihr weiter, langer Knitterrock flatterte um ihre Waden, und sie hatte sich lässig ein Geschirrhandtuch über die Schulter geworfen.

»Ich bin Anuk und wohne eine Hütte hinter Salims. Seit drei Tagen lasse ich dich in Ruhe ankommen, aber ich finde, jetzt reicht's.«

Ich nickte, richtete mich auf und klopfte mir die Hände an der Jeans ab. Meine Finger waren grün und braun vom Holz und rot vom Blut, das über meine Finger gespritzt war, als ich mir den Daumen mit einem Nagel durchstochen hatte.

»Ich bin Helena«, sagte ich und streckte zögernd meine Hand nach der Frau aus, die angeblich nackt im See badete. Anstatt sich vor dem Schmutz auf meiner Haut zu ekeln, nahm Anuk meine Hand und schüttelte sie so kräftig, dass mein Arm bis zum Schultergelenk mitwackelte.

»Freut mich, freut mich. Verlässt du uns schon wieder?«

Mit einer in die Höhe gezogenen buschigen Augenbraue betrachtete sie die vernagelten Fenster.

»Nein.«

Ich schälte meine Hand aus ihrem festen Griff, und sie lächelte mich an. »Okay. Prima. Das Essen ist fertig.«

Sie musterte mich von oben bis unten, und für einen kurzen Moment sah ich mich mit ihren Augen. Sah die hellblaue Jeans mit den aufgerissenen Knien locker auf meinen Hüften sitzen, sah das schweißdurchtränkte graue Shirt, das meinen Körper verbarg. Ich ahnte, wie gehetzt mein Blick wirkte, wie ich mich automatisch von Anuk weg bog, als würde mir eine Orkanböe entgegenwehen.

»Du musst dich nicht umziehen.«

Anuk drehte sich um und stampfte den Hügel hinab. Ich stotterte, verhaspelte mich, rief ihr hinterher, dass ich keine Zeit hätte, doch sie reagierte nicht. Perplex stand ich da und wusste nicht, was ich tun und in welche Richtung ich mich bewegen sollte. Zögernd ging ich schließlich zur Hütte, wollte in die Geborgenheit kriechen, wollte mit Johanna reden, deren Schweigen sich wie eine warme Decke über mich legte. Doch dann, als würde mir die Entscheidung aus der Hand genommen, frischte der Wind auf, fuhr durch die Baumwipfel und die Grashalme, drückte mich sanft aber bestimmt von der Hütte weg. Ich haderte mit dem, was ich war und der Person, die ich sein wollte. Ich wollte mich zweiteilen, wollte mich dem Unbekannten entziehen und gleichzeitig nicht mehr davor fliehen, ich wollte in Sicherheit sein, aber mich nicht mehr vor der Welt verstecken. Meine Finger verkrampften sich um den Schlüssel, ehe ich tief durchatmete, die Tür abschloss und Stufe für Stufe hinabstieg, jeder Zentimeter eine Überwindung. Als meine Turnschuhe endlich in den weichen Erdboden sanken, hielt ich inne, kämpfte.

»Nein, nein.« Meine Worte waren kaum mehr als ein kümmerlicher Hauch, sie gingen unter im Rauschen des Windes, im Zwitschern der Vögel. Ich kehrte um, schob den Schlüssel wieder ins Loch. Der Kampf gegen mich selbst kostete mehr Kraft, als die Bretter vor die Fenster zu nageln.

Langsam lief ich den kleinen Hügel hinab, auf dem meine Hütte thronte, als herrschte sie über die beiden anderen. Ich passierte Salims Hütte und fragte mich, was er gerade machte. Er, der nachts durch die Wälder streifte und tagsüber kaum zu sehen war. Obwohl heute erst mein vierter Tag hier

war, erkannte ich eine Art Muster. Die Tage gehörten Anuk, die Nächte Salim. Als würden sie sich die Lichtung teilen, als wären sie Sonne und Mond.

Ich rief mir in Erinnerung, was ich über Anuk wusste. Alleinstehend, Mitte fünfzig, geschieden, nähte Kinderkleidung, die sie übers Internet verkaufte. Ihre Facebookseite hatte 7396 Follower, sie war in 142 Gruppen und machte mit ihrer aus veganen Biobaumwolle bestehenden Kleidung einen beachtlichen monatlichen Umsatz, von dem sie kaum etwas ausgab, da die Hütte abbezahlt war, sie im Garten Gemüse und Obst anbaute und außer einer beängstigenden Anzahl von Onlinestreamingdiensten keine Hobbys hatte. Zumindest keine Hobbys online. Im Gegensatz zu Salim lebte sie das ganze Jahr über hier. Allein auf der Lichtung, die nur drei Hütten beherbergte und aussah, als wäre grüne Farbe von den umliegenden Bergen ins Tal geflossen. Während die Lichtung auf der einen Seite von einem Berg begrenzt wurde, befand sich auf der anderen Seite der dichte, dunkle Wald mit dem kristallklaren See. Unsere drei Hütten standen allein da, als wären sie die Mutigen, die sich ganz nah an die Berge und das hinabfallende Geröll herangetraut hatten.

Hier kam man nicht einfach so her. Wir hatten die Einsamkeit gewählt, und die Einsamkeit hatte uns aufgenommen.

Mit wild klopfendem Herzen stand ich vor Anuks Hütte und wusste noch immer nicht, ob ich ihrer Einladung folgen oder lieber umkehren sollte. Während ich haderte, betrachtete ich den Efeu, der an der einen Seite die Hütte überzog und von dem sich bereits Triebe auf den Weg zu Salims Hütte gemacht hatten, als wollten sie die beiden verbinden. Anuks direkte Art, ihr Befehlston, der keine Widerrede duldete, sprachen mich an. Wer so offen war, hatte nichts zu verbergen. Wer nichts verbarg, musste nicht lügen.

Ich stand immer noch da, der Wind zog und zerrte an mir, oder war er in mir? Ich ging einen Schritt vor und zurück. Und dann riss Anuk die Tür auf, beugte ihren Oberkörper aus der Hütte, wobei ihr der dunkle Zopf über die linke Schulter rutschte.

»Komm schon, Mädchen. Wenn der Auflauf noch länger im Ofen bleibt, muss ich noch ein paar dieser schlunzigen Chiasamen reinwerfen und ihn dir als grünen Smoothie servieren.«

Sie lachte laut und offen und frei, ganz tief aus ihrem Bauch heraus, und ich folgte diesen bezaubernden Tönen. Als ich die erste Stufe betrat, kitzelte

Wärme in mir. Sie breitete sich von meinem Inneren bis zu den Zehenspitzen aus. Ich fühlte mich willkommen und schaffte endlich die letzten Stufen und den Schritt über die Türschwelle.

Die Hütte war identisch zu meiner, ich ging den mir vertrauten Flur entlang, wobei jede zweite Diele knarzte und quietschte, als gehörten sie einem Orchester an. Als ich endlich in Anuks Küche stand, blickte ich mich erstaunt in dem Raum um, der mit ungebrochenem Enthusiasmus das Flair der Achtziger feierte. Gelbbraune mit verblassten Blumen bedruckte Fliesen, Küchenschränke mit undefinierbaren Fronten aus selleriegrün und maisgelb, ein vergilbter Mixer von Moulinex. Auf dem runden Tisch in der Mitte des Raums lag eine zitronengelbe Wachsdecke. Die Hälfte, die im Schatten lag, strahlte, die andere, auf die die Sonne schien, war verblichen, beinahe weiß. Zwei sandfarbene Porzellanteller mit Weizenähren in der Mitte und Rändern, die aussahen wie angeknabbert, standen aufeinandergestapelt in der Mitte. Korrodiertes Besteck lag darauf wie durcheinander geworfene Mikadostäbe, die Zinken der Gabeln krumm und schief. Ich nahm das Besteck, richtete es so aus, dass alle Enden in einer Höhe waren, die Gabeln nebeneinander, die Messer parallel. Dann, als Anuk nicht hinsah, legte ich alles hin, nur um es dann wieder hochzunehmen, neu zu ordnen und sorgsam auf den Tellern abzulegen. Dieses zweite Mal befriedigte mich nicht so sehr wie sonst, ich war zu hastig gewesen, aber in diesem Augenblick musste ich nehmen, was ich bekam. Ich richtete die Tischdecke so aus, dass die Knickkante in der Mitte des Tisches lag und die Teller auf der exakt gleichen Seite der verschiedenfarbigen Decke standen. Anuk wieselte in der Küche herum, stellte wahllos Saucen und Salzbehälter auf den Tisch, bis ein alter Küchenwecker so scheppernd rasselte, als würde er seinen eigenen Tod ankündigen.

»Liebes, kannst du dir den Weinöffner schnappen und den Riesling entkorken?«

Anuk öffnete den Backofen und wedelte mit dem Ofenhandschuh den Dampf zur Seite. In der Auflaufform zischte und brutzelte es. Für einen kurzen Augenblick dachte ich an die Hexe von Hänsel und Gretel und wie sie mit einem kräftigen Schubser im Ofen verschwand. Ich löste mich von dem Bild und tat, wie sie mir befohlen hatte. Ich rammte die Spitze des Öffners in den Korken und drehte ihn bis zum Anschlag rein.

»Gläser sind im Schrank über dir.«

»Oh, ich trinke für gewöhnlich nicht.«

Anuk stellte den Auflauf auf den Tisch, kam auf mich zu und griff nach zwei Gläsern, von denen jedes ungefähr einen halben Liter Flüssigkeit fasste. Sie kam mir dabei so nah, dass ich einen leichten Schweißgeruch ausmachen konnte, der sich augenblicklich mit dem Duft von gebackenem Käse vermischte.

»Heute ist kein gewöhnlicher Tag. Wir lernen uns kennen.«

Ich protestierte. »Ich habe noch einiges zu tun, und es ist gerade mal zwei Uhr.«

Anuk legte den Kopf in den Nacken und lachte schallend. Ihre hinteren Backenzähne waren mit Gold überzogen. »Mädchen, dem Wein ist es scheißegal, wie spät es ist.«

Sie schenkte uns beiden ein, und in der Flasche blieb lediglich ein kleiner schwappender Rest zurück. Sie drückte mir das Glas in die Hand und nickte in Richtung Tisch.

»Setz dich.«

Ich gehorchte.

Während sie mit einem Wender den Auflauf in utopisch große Stücke zerhackte, schwang ihr langer, dunkler Zopf wie ein Pendel auf ihrem Rücken hin und her. Ihr Oberkörper vibrierte durch die Bewegung so sehr, dass die Wölfe auf ihrem dunkelblauen Shirt zitternd den silbrigen Mond anheulten. Sie nahm meinen Teller und häufte eine große Portion darauf, dann lud sie sich die doppelte Menge auf, setzte sich und griff nach dem Weinglas.

»Auf uns.«

Langsam hob ich mein Glas, unsicher, ob es überhaupt ein *Uns* gab. »Prost.«

Während ich gerade so meine Lippen mit dem säuerlichen Wein benetzte, leerte Anuk mit großzügigen Schlucken das Glas zu einem Drittel. Ich pikte eine Kartoffel auf, fühlte mich wohl und gleichzeitig unwohl, als befände ich mich in der engen Umarmung einer Tante, die man mochte, aber die einfach *zu viel* war.

»Wo kommst du her, Helena aus dem Dunklen Haus?«

Ich hob den Blick, versuchte ihre Worte einzuschätzen, suchte Ironie oder Sarkasmus, fand jedoch außer Neugierde nichts weiter darin.

»Berlin.«

»Das ist ’ne Ecke weg. Bleibst du nur für den Sommer?«

Ich dachte an Johanna.

»Ich bleibe, bis ich hundertzwei Jahre alt bin.«

Anuk stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, die Oberfläche unseres Weins kräuselte sich, die Teller zitterten. Sie stach ihre Gabel in meine Richtung, und ich wich automatisch zurück.

»Das ist die richtige Einstellung.«

Dann beugte sie sich wieder tief über den Teller und schaufelte genussvoll das verkochte Gemüse mit den undefinierbaren Kräutern mit den langen Stängeln in sich hinein.

»Und Sie? Wohnen Sie immer hier?«

Ich durfte nicht zeigen, dass ich bereits alles über Anuk wusste.

»Lass das mit dem Siezen. Wir sind hier in einem gottverdammten Wald. Wen willst du mit Floskeln beeindrucken?«

Ich zuckte mit den Schultern, schluckte das Wurzelgemüse hinunter und stellte mir vor, wie es in meinem Bauch Wurzeln schlug, sich verankerte und mich erdete. Wie es mich an diese Lichtung band. Anuk war so real, dass die Realität an ihr zerschellte, sie war so wirklich, dass die Wirklichkeit mit sich selbst haderte. Sie war Leben, und ich wollte einen ihrer Funken abbekommen, nur einen einzigen. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie ein Teil von Anuk über die zweifarbige Tischdecke zu mir kroch.

»Tschuldigung«, sagte sie ohne Reue. »Manchmal geht es mit mir durch.« Anuk kaute, schluckte und spülte mit Wein nach. In deutlich milderem Tonfall sprach sie weiter. »Ich lebe das ganze Jahr über hier. Menschen kotzen mich im Allgemeinen an.«

»Warum hast du mich dann eingeladen?«

»Um zu sehen, ob du ebenfalls zu denen gehörst, die mir auf den Sack gehen.«

Ich grinste. »Das Essen schmeckt gut.«

»Um ehrlich zu sein sind das nur Reste. Ich hätte sie sonst wegschmeißen müssen.«

Ich verschluckte mich, griff zum Weinglas und trank. Anuks Art war bestürzend und erfrischend, und der Wein breitete sich in meinem Bauch aus. Seine Hitze schwappte durch meine Adern. Mein Kopf wurde leicht.

»Hast du Salim schon kennengelernt?«

»Kurz.« Er war der Schatten in der Nacht, der mich durch seine Anwesenheit aus der Falle meiner zerstörerischen Gedanken gerissen hatte.

Er war der Geist, der durch die Wälder hallte, der nachts ein Auge auf mich hatte, ohne zu wissen, wovor mich seine Anwesenheit schützte.

»Er ist nur für ein paar Wochen im Jahr hier. Ist so ein gestresster Yuppie. Sagt man das heute noch?«

Ich zuckte mit den Schultern. Das Heute war an dieser Küche abgeprallt, wir befanden uns in einer Blase, die ohne räumliche und zeitliche Bezeichnungen auskam.

»Was arbeitet er?«

Sie schoss die Frage ganz unverhohlen zurück. »Was arbeitest *du* ?«

Anuk hatte ihren Teller geleert, lehnte sich zurück und streckte die Beine aus. Ihre Zehen streiften mein Schienbein, ich zog es zurück. Anuk kippte mit dem Stuhl nach hinten, angelte vom Tresen eine abgegriffene Packung Zigaretten. Sie zog fragend eine Augenbraue in die Höhe und ich schüttelte den Kopf.

»Ich orientiere mich gerade neu«, antwortete ich vage. »Und du?«

Sie schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen, zündete sie an und sog daran. »Ich stelle Kinderkleidung her.«

Ich sah mich um. »Hier?«

»Ja, das Wohnzimmer ist meine Werkstatt. Ich schaue währenddessen Netflix, dann geht die Arbeit leichter von der Hand. Ich kenne so ziemlich jede Serie, falls du mal einen Tipp brauchst. Inwiefern orientierst du dich neu?«

»Ich war bisher immer angestellt, und jetzt will ich mich selbstständig machen.«

»Als was?«

»Grafikdesign, Branding, Storytelling, Content Creator, etwas in der Art.«

Perfekt auswendig gelernte leere Wörter, mit denen im Prinzip niemand etwas anfangen konnte. Ich senkte den Blick auf meinen Teller, hoffte, dass mir die Lüge nicht ins Gesicht geschrieben stand. Anuk stand auf, öffnete die Hintertür, die bei ihr nicht auf eine höhergelegene Veranda führte, sondern in einen Gemüsegarten, und griff sich einen Aschenbecher, der unmittelbar neben der Tür auf dem Boden stand. Es war ein monströses Gefäß aus Kristall mit eingekerbtem Muster, das an Schneeflocken erinnerte. An einer Seite fehlte ein daumengroßes Stück. Sie stellte ihn auf den Tisch und setzte sich schwerfällig. Dann tastete sie mit der Zunge über die Schneidezähne und seufzte. Sie klemmte die Zigarette in den

Aschenbecher, nahm ihre Gabel, rammte sich einen Zinken zwischen die Zähne und beförderte ein zerfleddertes Gemüsestück hervor. Ich legte das Besteck zur Seite. Anuk zu beobachten hatte etwas Groteskes und gleichzeitig Beruhigendes.

»Ich verstehe nichts von dem, was du sagst. Was sollen das für Berufe sein?«

Noch bevor ich antworten konnte, winkte sie ab und warf die Gabel scheppernd zurück auf den Teller.

»Wie gefällt dir Johannas Hütte?«

»Gut. Kanntest du sie?«

Anuk schnaubte. »Du meinst die Frau mit den Büchern vorm Gesicht? Die mich nicht grüßte? Niemand kannte sie. Johanna hat mehr als jeder andere Mensch, den ich kenne, auf alles und jeden geschissen.«

»Woran ist sie gestorben?«

»An ihrem kalten Herzen vermutlich. Ich meine, wenn man so abgeschieden lebt wie wir hier, gehört man schon einem bestimmten Menschenschlag an. Verstehst du?«

Ich nickte unbestimmt und wartete darauf, dass sie fortfuhr.

»Aber Johanna war ein Sonderling unter den Sonderlingen. Sie hat die Hütte, in der Salim jetzt wohnt, gekauft, damit sie bestimmen kann, wer mit uns auf der Lichtung lebt. Das ist doch verrückt! Und ungefähr ein Jahr vor ihrem Tod hatte die Grippe sie erwischt. Ich kochte Gemüsesuppe und brachte sie ihr rüber. Die Woche drauf ließ sie sich eine komplett neue Küche einbauen, kochte ein Menü, das eines Sternekoches würdig war, und stellte es mir vor die Tür. In der verdammten Suppe schwammen wabernde Eischneeklumpen, die sie in Stickstoff getaucht hatte, Helena. Wer isst so einen Kram? Wie dem auch sei, das war ihre Art, mir zu sagen, dass ich beschissen koche.«

Aus purer Höflichkeit wollte ich einwenden, dass ihr Auflauf gut geschmeckt habe, doch Anuk lehnte sich vor, schob ihren Teller zur Seite und drückte die Zigarette aus. »Versuch’s gar nicht erst. So gut kann niemand lügen.«

Ich lachte, doch Anuk wurde von einer Sekunde auf die andere ernst. Durchdringend sah sie mich an.

»Du gewöhnst dich an den Wald.«

Fragend zog ich meine Stirn in Falten.

»Die Stille, die Geräusche, die Dunkelheit und Einsamkeit sind nur am Anfang befremdlich. Nimm sie an und kämpfe nicht gegen sie. Die Stadt musst du aus dir wischen, wenn du durchhalten möchtest.«

Zuerst verstand ich nicht, was sie von mir wollte, doch dann fiel der Groschen. Die zugenagelten Fenster. Sie dachte, ich hätte Angst vor dem Wald, vor der Einsamkeit. Dabei war es genau das, was ich gesucht hatte. Ich war für die Einsamkeit geboren. Sie machte mir keine Angst. Erst der Versuch, sie zu füllen, das Bestreben, sie zu vertreiben, verursachte Leid. Einsamkeit enttäuschte nicht, Einsamkeit stellte keine Forderungen, Einsamkeit war loyal und konnte per se nicht verlassen.

Ich war Einsamkeit, und offene Fenster machten mir Angst. Fenster waren eine Öffnung zu beiden Seiten hin. Sie waren wie eine Einladung, und für gewöhnlich blickte immer der Falsche hinein.

»Danke«, sagte ich dennoch und machte Anstalten aufzustehen.

»Nicht so schnell. Du hast ja nicht mal ausgetrunken. Auf gute Nachbarschaft.«

Sie hob ihr Glas, prostete mir erneut zu und leerte den Rest. Als sie ihr Glas auf den Tisch stellte, krachte gleichzeitig im oberen Stockwerk ein Fenster zu. Das Geräusch raste durch meine Eingeweide und fuhr in meine Muskeln. Ich zuckte zusammen, sprang auf und presste mich in eine Ecke der Küche.

Anuk sah mich an, die Lippen leicht geöffnet, die Augenbrauen in die Höhe gerissen, und ich ahnte, dass mit dieser einen Bewegung meine äußere Fassade, mit der ich der Welt ein ruhiges, gefasstes Gesicht zeigte, zersplittert war.

»Das ist nur der Wind. Daran wirst du dich gewöhnen müssen«, sagte sie und blickte mich misstrauisch an, als würde sie gerade erst realisieren, dass ich möglicherweise nicht das nette Mädchen von nebenan war; dass meine Anwesenheit auf der Lichtung vielleicht Dinge mit sich brachte, denen man lieber aus dem Weg ging. Ich schluckte, griff mir an die Brust, mein Herz hämmerte gegen meine Handfläche, als versuchte es, sich zwischen den Rippen durchzuquetschen.

»Ist sehr windig hier«, brachte ich schließlich hervor.

»Hat man dir das nicht gesagt?«

»Was denn?«

Anuk stand ebenfalls auf, blieb aber an ihrem Platz; zwischen uns befand sich der Tisch. Als Schutz. Vor mir.

»Es gibt ein Wetterphänomen, das man Berg- und Talwind-Zirkulation nennt. Tagsüber weht der Wind den Berg hoch, abends kommt die kühle Luft wieder runter. Ich habe keine Ahnung, warum das so ist, und es interessiert mich auch nicht. Fakt ist, dass bei uns dieser Effekt verstärkt wird, weil sich im Gebirgskamm ein Riss befindet.«

»Was macht der Riss?«

»Es zieht.«

»Es zieht?«

»Ja. Wie in einem alten Haus. Es zieht durch die Risse und Spalten. Den Architekten unserer Siedlung ist wohl schon während der Planung aufgefallen, dass es hier windiger ist, als es sein dürfte, aber es scherte sie damals nicht. Die Vorverkäufe waren gestartet und liefen gut, warum also zurückrudern? Aber dann starb einer der Bauarbeiter, weil er während einer Böe von der Leiter fiel, und man geriet ins Straucheln. Im wahrsten Sinne des Wortes.«

Anuk lachte, die Luft aus ihrer Nase wirbelte Asche hoch und verteilte sie auf dem Tisch. Ich unterdrückte den Wunsch, den Spüllappen zu nehmen und zu putzen.

»Warum wurden die Hütten nicht abgerissen?«

Beinahe katzenhaft umrundete Anuk den Tisch und kam vor mir zum Stehen. Ich sah die dunklen Haare auf ihrer Oberlippe, roch Baumwolle, Essen und Zigarettenrauch an ihr.

»Weil alle drei bereits verkauft waren. Man beschloss einfach, das restliche Waldstück stehen zu lassen, als natürliche Barriere gegen den Wind, und die eigentliche Siedlung dahinter zu bauen.«

»Warst du eine der Käuferinnen?«

Anuk nickte, ihr Zopf schlängelte sich über ihre linke Schulter, sie kam mir so nah, dass ich die Poren ihrer Haut zählen konnte.

»Ja.«

»Warum?«

Sie schwieg, musterte mich. Ihr Blick kroch hinter die verbliebenen Trümmer meiner Maske, suchte und suchte und fand schließlich etwas. Etwas, dem sie vertrauen konnte. Sie legte ihren Kopf schief und sprach leise weiter, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern in meinem Ohr.

»Weil der Wind hier durchfegt und alles mitnimmt, was nicht fest ist. Er nimmt all deine Ängste und Sorgen und deine Vergangenheit mit sich. Es sei denn, du klammerst dich an sie und hältst sie verbissen fest - dann läufst

du Gefahr, selbst wegzuwehen. Wenn du dich auf diesen Ort einlässt, wenn du den Wind in deine Hütte und dein Herz lässt, dann kann er dich heilen, weil er fortträgt, was dich kaputt macht.«

Mein Puls beschleunigte sich, hielt inne und schlug dann furchtbar träge weiter. Wie konnte sie so etwas sagen? Wie konnte sie all das wissen? Wie konnte sie in mich hineinschauen und ahnen, wer ich war? Anuk wich zurück, über ihre Stirn zogen sich tiefe Linien, die sich an ihrer rechten Augenbraue leicht krümmten, weil sie auf eine andere Linie stießen. Eine Narbe, die ihre Augenbraue zerteilte und sich beinahe bis zur Schläfe zog. In diesem Moment verstand ich. Sie sprach gar nicht von mir. Sie sprach von sich.

»Hat es bei dir geklappt?«

»Ja.«

Wir schwiegen, der abkühlende Ofen knackte, der Wind drückte gegen die Hütte, als wollte er uns zusammenfügen.

»Wurdest du hier jemals ... gefunden?«, fragte ich.

Meine Stimme war kaum mehr als das Rauschen des Windes und so viel leiser als meine Angst.

»Nein, Helena aus dem Dunklen Haus, hierher kommt niemand.«

Die Anspannung entwich meinem Körper, und ich sackte mit einem leisen, zischenden Laut vornüber. Mit einer Hand stützte ich mich an der Arbeitsplatte ab, mit der anderen hielt ich mir den Bauch, in dem Wurzeln waren, die vielleicht mit der Erde verwachsen würden, vielleicht aber auch nicht. Anuk griff nach meiner Hand, und ich sah auf. Wir waren verbunden, wie es nur zwei Frauen sein konnten, deren Vergangenheit Narben auf ihrer Haut und in ihren Herzen hinterlassen hatte. Die gewaltsam verändert worden waren, für die es ein *Davor* und ein *Danach* gab.

»Auf der Lichtung sind wir füreinander da.«

Ich nickte und stellte fest, dass ich dem Wind bereits geopfert hatte. Meine Stimme war fort. Ich fand keine Worte, die ausdrückten, was ich fühlte. Aber das brauchte ich auch nicht. Nicht mit Anuk.

Als ich Anuks Hütte verließ, fühlte ich mich nicht mehr ganz so einsam. Wir hatten sicherlich nicht das Gleiche erlebt, aber die Quintessenz dessen, was uns geschehen war, verband uns. Ich lief den sanften Hügel hinauf, achtete auf Wurzeln, Löcher, Unebenheiten, während ich an Johanna dachte, die Küchen baute, um zu zeigen, dass ihr das Essen nicht

geschmeckt hatte, die sich zwischen Büchern eingegraben hatte, weil ihr das Leben unter Menschen zuwider war. Meine Gedanken kreisten um Salim, der nachts im Wald umherstreifte und seine Träume dem Wind schenkte, um Anuk, die nur virtuelle Kontakte pflegte. So oder so hatten sie ihren Weg gefunden. Ich hingegen war leer, und das erste Mal kam mir die Leere wie eine Option vor, sie zu füllen, und nicht wie ein Schicksal, das sich nicht lohnte.

Ich lief die Stufen hinauf, mein Daumen kreiste um die Reite des Schlüssels, ehe ich ihn ins Schloss schob. Ich versuchte, ihn umzudrehen, doch nichts geschah. Ich stockte, versuchte es erneut, drückte und ruckelte an der Tür und versuchte, den Schlüssel tiefer ins Schloss zu schieben.

Und dann verstand ich. Mein Herz blieb stehen, meine Atmung stand still.

Mit Fingern, die unter der Vorahnung zitterten, drückte ich die Klinke runter. Die Tür schwang auf.

Es war nicht abgeschlossen. Aber ich hatte abgeschlossen.

Zweimal. Immer zweimal.

Oder?

Kapitel 6

Die Erinnerung löst sich auf und entrinnt mir, als bestünde sie aus tausend winzigen Sandkörnern. Erneut umgibt mich diese alles verschlingende Dunkelheit. Mein Atem geht stoßweise, mein Herz droht, in meiner Brust zu zerspringen, doch ich schiebe all das zur Seite, konzentriere mich. Ich weiß jetzt etwas über mich.

Ich bin eine Frau, ich lebe im Wald oder habe irgendwann einmal im Wald gelebt, denn ich weiß nicht, ob diese Erinnerung Gegenwart oder schon lange Geschichte ist. Im Grunde weiß ich nicht einmal, ob sie überhaupt wahr ist, aber *diese* Diskussion kann ich nicht führen. In dieser Situation, in der es nichts gibt außer meinen Gedanken, darf ich nicht an mir zweifeln. Und so durchpflüge ich die Szenarien, ordne, was ich weiß. Neben mir wohnt Salim, dahinter Anuk, der Wind trägt unsere Probleme fort, und ich habe Angst.

Furchtbare Angst.

Vor wem sollten die Hütte, die Abgeschiedenheit und der Wald mich schützen? Ich weiß es nicht.

Habe ich vor einer Frau oder einem Mann Angst? Alles in mir schreit Mann. Weil Männer Frauen töten. Warum weiß ich so etwas, aber nicht, wer hinter mir her ist?

Hat *er* die Tür aufgeschlossen?

Hat *er* in der Hütte auf mich gewartet?

Steht er neben mir und beobachtet mich?

Angst rast durch meinen Körper und ich glaube, ich zittere, aber auch das weiß ich nicht. Weil ich nichts fühle.

Meine Selbstbeherrschung implodiert, Hysterie wütet in meiner Brust. Ich atme zu schnell, traue mich aber gleichzeitig nicht, mich zu bewegen, denn ich weiß nicht einmal, ob ich in irgendeiner Zelle auf dem Boden liege – oder an einem tiefen Abgrund.

Das Einzige, was existiert, ist Angst. Und weil sie alles ist, was ich habe, nähre ich sie. Ich stelle mir also vor, dass ich vor einem gesichtslosen Monster geflohen bin, das mich gefunden hat. Ich stelle mir vor, dass er meine Augen aus den Höhlen geschält und mein Gesicht zertrümmert hat, ich stelle mir vor, dass er die Nervenbahnen mitsamt meiner Fähigkeit zu fühlen aus mir herausgezogen hat wie die Saiten einer Gitarre. Ich stelle mir

vor, wie er über mir lauert, dunkel, schemenhaft. Mein Herz poltert fest in meiner Brust, und immerhin das spüre ich.

Wie lange dauert es, bis ich von innen heraus verglühe? Meine Situation kommt mir so ungerecht vor, dass ich schreien will, und als ich glaube, den Mund zu öffnen, kommt alles in mir haltend und kreischend zum Erliegen.

Ich habe noch nicht versucht, Kontakt aufzunehmen. Zu ihm. Zu jemandem. Zu irgendwas. Vielleicht steht er da und hört mir zu, wartet nur darauf, dass ich erkläre, wer ich bin, und warum er mich am Leben lassen sollte.

Ich glaube, ich sage etwas, fühle mich verunsichert und gehemmt. Doch dann schere ich mich nicht mehr darum. Ich richte mich auf, glaube ich zumindest, meine Muskeln erinnern sich leise an Bewegungen. Und ich rede.

Ich sage, dass ich einen Namen habe: *Helena* .

Ich sage, dass ich nur einen Wunsch habe: *Sicherheit* .

Ich schluchze, weil ich nur eins will: *Leben* .

So kümmerlich und jämmerlich es ist ohne all das, was einen Menschen ausmacht. Ich schließe die Augen und träume in absoluter Dunkelheit von selbiger. Und meine Träume sind tief und schlimm, und ich kann sie nicht von der Realität unterscheiden, weil die Dunkelheit allgegenwärtig ist. Und dann ist da wieder dieses Blitzen. Dieses Licht in der Verdammnis. Ich sehne mich danach. Strecke meine Finger aus, will es umschließen und halten. Was auch immer mir diese Erinnerung bringen mag, ich brauche sie ganz unbedingt, denn nichts ist schlimmer als das Nichts. Die zuckenden Blitze kommen näher. Ich blinzle, winde mich unter dem schrecklich hellen Licht.

Und dann bin ich da. Im Wald, in der Hütte. Ich schlüpfe in meinen Körper, der auf der gesicherten Veranda kauert und zittert und bebt, während Träne um Träne eine salzige Spur auf meiner Seele hinterlässt.

Kapitel 7

Ein kräftiges Parfüm verdrängte den Fliederduft und ließ mich stocken. Ich hielt die Schluchzer und Tränen zurück, presste den Rücken gegen die Balustrade und beließ die Luft in meiner Lunge.

Ein hohes Fiepen ertönte, Earl Grey winselte, und in seiner Kehle steckte ein halbherziges Bellen. Erneut durchstreifte Salim nachts den Wald, erneut erwischte er mich beim Weinen. Wie die Nacht zuvor und die Nacht davor. Die unverschlossene Tür hatte mich taumeln lassen, hatte all meine Vorsätze und Hoffnungen zertrümmert. Ich fühlte mich allein und ungeschützt und stellte ein ums andere Mal fest, wie wackelig das Fundament meines Neubeginns war.

Eine Kleinigkeit, und ich wankte; eine Unachtsamkeit, und ich bereute. Und mehr als eine Unachtsamkeit war es nicht, denn *er* war immer noch in Berlin. *Ich* hatte die Tür unverschlossen gelassen.

Der Wind rauschte von den Bergen zu uns herunter, brachte kühle, frische Luft, die direkt vom Himmel zu kommen schien. Ich wusste, dass Salim unter mir stand. Wie gerne wollte ich ihm sagen, dass alles in Ordnung sei, aber ich fand keine Worte, die gemeinsam mit mir lügen würden.

»Kann ich etwas für dich tun, Helena?«

Seine Stimme war tief und ruhig, als würde er mich verschrecken, wenn er zu laut spräche. Als würde sein Timbre mich verletzen, als würde sein sonorer Bass mir Schmerzen zufügen. Ich schüttelte den Kopf, aber das konnte er nicht sehen, weil ich oben auf der Veranda saß und er unten auf dem felsigen Geröll stand.

Ich öffnete den Mund, wollte alles erzählen, wollte Salim einweihen und ihm meine Vergangenheit aufbürden. Doch ehe ich etwas sagen konnte, sprach er weiter. Leise, so leise, dass er nicht mehr war als ein Flüstern im Wind.

»Warum weinst du Nacht für Nacht?«

Ich zog die Nase hoch, wischte mir mit dem Ärmel übers Gesicht.

Weil ich mich daran gewöhne, nicht mehr wegzurennen.

Das war die Wahrheit, aber die konnte ich nicht aussprechen. Doch ich wollte meine Stimme hören, mich nicht mehr zurückhalten.

»Warum streifst du Nacht für Nacht durch die Wälder?«

Schweigen.

Ich legte mich auf den Boden, presste meine Hände auf die Holzdielen und spähte durch den schmalen Spalt nach unten, direkt in Salims dunkelbraune Augen. Ich schreckte zurück, er seufzte. Ich beugte mich wieder hinab und beobachtete ihn, wie er sich durch die Haare fuhr, einzelne Strähnen lösten sich aus seinem Zopf. Ich hatte mich noch nie zu Männern mit längeren Haaren hingezogen gefühlt, aber Salim war das Gegenteil von allem, was ich kannte. Er lullte mich ein, machte mich warm und weich. Und das, obwohl ich ihn bisher nur von dem kurzen Treffen bei meinem Einzug und den Nächten kannte, in denen er mich fragte, ob alles in Ordnung sei. Er streichelte Earl und starrte dabei unbestimmt in den Wald.

Ich wusste, wenn er auf meine Frage einginge, würde ich auch seine beantworten müssen. Wenn er mir Rede und Antwort stand, musste ich ihm auch etwas von mir geben. Und in diesem Augenblick wünschte ich mir, meine Frage zurücknehmen zu können. Ich war schon auf Anuk eingegangen, hatte viel mehr von mir entblößt, als ich willens gewesen war. Aber dieser Ort hier war Zuflucht und Wahrheit zugleich, diese Lichtung, umgeben von Wäldern und Bergen, hatte etwas Beruhigendes und Aufwühlendes. Es war diese Dichotomie, diese Anwesenheit von Möglichkeiten und Rückzug, von allem und nichts, die mich schließlich entspannen ließ.

Es knirschte unter mir, Steine klackerten sanft in der dunklen Nacht. Wieder leise: »Nachts höre ich sie.«

»Wen?«

»Meine Kinder, meine Frau.«

Salims Stimme kam jetzt von der anderen Seite, und ich krabbelte dorthin und blickte erneut nach unten. Er hatte sich auf einen der Steine gesetzt, den Rücken beinahe an einen der stacheldrahtumwickelten Pfosten gelehnt, und versuchte, Earl Grey zu kraulen, der immer wieder außerhalb seiner Reichweite hüpfte. Salim schwieg, er saß einfach nur da, den Blick auf die wogenden Baumspitzen gerichtet, die um die Sterne tanzten. Zu beobachten, wie er dasaß, den Blick unbestimmt in den Nachthimmel gerichtet, Kiefer verkrampft, Oberkörper leicht gebeugt, erzeugte ein Ziehen in meiner Brust. Seine Traurigkeit war zu viel für mich, ich wollte sie vertreiben.

»Wohnst du das ganze Jahr über in der Hütte?«

»Nur für den Sommer.«

»Und wo bist du, wenn du nicht hier bist?«

»In Frankfurt, in Berlin, in Leipzig, in Stockholm, Amsterdam und überall, wo meine Dienste benötigt werden.«

»Was sind deine Dienste? Hört sich schlüpfrig an.«

Ich entspannte mich immer mehr, richtete mich auf und lehnte mich an die Wand. Wir saßen übereinander, in der gleichen Position, nur auf anderen Ebenen. Ich in meinem schützenden Kokon, Salim in Freiheit.

»Ich bin in der Beratung tätig.«

»Klingt noch schlüpfriger.«

Er lachte leise.

»Und wo bist du zu Hause?«

»Überall, nur nicht in Hamburg.«

»Sind deine Frau und deine Kinder dort?«

»Ja. Nein. In Hamburg war alles. Unser gemeinsames Leben.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Tot.«

Ich schwieg, fuhr mit dem Fingernagel über das Holz.

Dass es mir leidtäte, schien mir eine heuchlerische Floskel zu sein. Ich kannte seine Frau und seine Kinder nicht. Sicher tat es mir leid, dass sie früh gestorben waren, aber viele Menschen starben zu früh, und weder seine Frau noch seine Kinder spürten den Tod. Salim hingegen litt und betrauerte den Verlust seiner Familie, aber ich kannte ihn zu wenig, um echtes, wirklich und wahrhaftiges Mitgefühl zu empfinden. Leere Worte waren schlimmer als keine, und so schwieg ich.

»Ich habe meine Frau an der Uni kennengelernt. Sie war gebürtige Italienerin, ihre Familie lebte seit Jahrhunderten in Rom, und wenn du mich fragst, floss durch ihre Adern das Blut des Imperiums und sämtlicher Kaiser. Es war die Dekadenz dieser ewigen Stadt, die sie ausmachte. Anna glaubte immer und unbedingt an den Sieg. An ihren Sieg. Sie war hitzig und kampflustig, ihr Kinn immer nach vorn gereckt, ihre Arme immer wild gestikulierend, ihre Augen immer zu spöttischen Schlitzen verzogen. Ihre Worte waren ihr Schwert, mit dem sie angriff, und ihr Scharfsinn ihr Schild. Sie hielt ihre Meinung niemals zurück und kämpfte bis zum Äußersten. Für mich blieb sie in Deutschland. Für mich arrangierte sie sich mit den *kalten Deutschen* .« Salim lachte, in seinem Kopf musste eine Erinnerung spielen, die er nicht mit mir teilen würde. Ich wartete, während er die Vergangenheit

erneut erlebte und der Schmerz ihn nicht mehr in Stücke riss. »Wir hatten zwei Töchter. Unterschiedlich wie Tag und Nacht. Julia eine Miniaturausgabe ihrer Mutter. Sie anzuziehen glich einem Nahkampf, und um ihr die Haare zu kämmen, mussten wir sie zu zweit festhalten. Sie stritt sogar mit ihren Puppen. Und Carla, der kleine Sonnenschein. Das liebreizendste Kind, das du dir vorstellen kannst. Sammelte kleine Stöckchen im Wald und legte sie unter einem Baum ab, damit sie wieder bei ihrer Mutter sind. Sie hat jeden um den Finger gewickelt und ...« Salims Satz verwässerte und endete dann abrupt. Er räusperte sich, hustete und sprach weiter. »Anna wollte ihre Familie in Rom besuchen. Sie war der Meinung, dass die Kinder nicht ohne diese Stadt aufwachsen durften. Ich war zu beschäftigt, baute gerade meine Selbstständigkeit auf. Wir stritten. Anna wollte, dass ich mitkam. Die Adern der Stadt seien ihre Wurzeln, sagte sie immer, und ich wüsste sie nicht zu würdigen. Und sie hatte recht. Mir war zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst, wie sehr Orte uns prägen und beeinflussen. Anna stieg mit unseren Kindern allein ins Flugzeug, wir küssten uns nicht zum Abschied, wegen dieses dämlichen Streits. Das Flugzeug startete, flog über Deutschland und landete in Rom. Sie schrieb mir: *Sind angekommen* . Ich antwortete nicht, ich hatte die Nachricht während einer Besprechung nur kurz gelesen und wartete immer noch auf eine Entschuldigung. Ich war so arrogant.« Erneut schwieg er für einen kurzen Moment, ehe er noch leiser weitersprach. »Dann stiegen sie in ein Taxi. Der Fahrer raste vom Flughafen weg und fuhr auf die Autobahn. Dort verlor er die Kontrolle über den Wagen und tötete meine Familie. Und die letzten Worte, die ich von ihr bekam, die letzte Erinnerung, die sie mir schenkte, war *Sind angekommen* . Sie waren weit weg von mir, ihr Leben fand ein Ende in dieser Ankunft. In diesem zerstückelten Satz ist all ihre Wut und meine, und diese Worte hallen in mir. Immer und immer wieder.«

Die Dissonanz in Salims brechender Stimme ließ Earl Grey nervös zwischen Veranda und Wald hin und herrennen. Ich saß einfach da, blickte in die Sterne, die sich über uns am Himmel türmten, und fragte mich, ob sie da oben waren.

Salims Familie. Meine Geister. Unsere Erinnerungen.

»Deine Kinder. Hast du sie geliebt?«

Wie dumm von Salim, an diesen letzten Worten zu hängen, denn das Ende spielte keine Rolle. Es war nur eine winzige Momentaufnahme im Vergleich zum ganzen Leben zuvor. Dort Liebe zu zeigen war entscheidend.

»Über alles. Sie waren mein Leben, und ich habe mir nicht die Zeit genommen, ihnen ihre Heimat zu zeigen. Ich habe nicht ernstgenommen, wer meine Frau war. Ich habe sie für selbstverständlich gehalten. Meine Frau und unsere Liebe. Aber das ist so weit weg von der Realität, Helena. Liebe kommt und geht jeden Tag. Ihre Macht kann uns erschüttern, ihr Fehlen uns zerstören. Sie zu erkennen und um jeden Preis zu halten, darauf kommt es an.«

Wir schwiegen, seine Worte lagen in der Luft, ich musste nur danach greifen. Ich verstand, was er sagte, sein Schmerz war echt, sein Leid unbeschreiblich, und doch erreichte es mich nicht. Für Liebe gab es in meinem Leben keinen Platz.

»Ich hätte ebenfalls in diesem Taxi sitzen müssen.«

»Du hättest sie nicht retten können.«

»Nein.«

Er wäre mit ihnen gestorben. Lieber das, als allein zurückzubleiben. Das wiederum verstand ich. So sehr.

»Ich denke oft darüber nach, was meine letzten Worte an sie gewesen sind, und ich weiß es nicht mehr. Habe ich gesagt, dass ich sie liebe? Habe ich ihnen gesagt, dass ich alles für sie tun würde? Habe ich ihnen gesagt, dass sie gesund wiederkommen sollen?«

»Auch deine Worte hätten nicht geändert, was geschehen ist.«

»Nein. Nein, das stimmt wohl. Aber ich denke, es macht einen Unterschied. Wie wir sterben, wie wir zurückbleiben. Ob wir uns in Liebe oder Wut getrennt haben.«

Ich war anderer Meinung. Die letzten Worte waren irrelevant. Alles davor zählte. Alles. Aber ich glaubte nicht, dass Salim für diese Wahrheit bereit war.

»Was hält dich davon ab, zu gehen?«

Meine Worte waren gesprochen, ehe ich sie aufhalten konnte. Es war vermutlich das Schlimmste, was ich je gesagt hatte, die Bedeutung furchtbar, aber sein Tod würde bedeuten, mit ihnen vereint zu sein. Der Tod wäre für Salim nicht das Ende. Es wäre der Anfang.

»Ich habe es versucht.«

»In Hamburg?«

»Nein, hier.«

Ein weiterer Geist bevölkerte also die Lichtung. Salims Versprechen an den Tod war hier, unverrichteter Dinge streifte es umher und wartete auf

seine Chance.

»Hast du dir deswegen die Hütte gekauft?«

»Ja und nein. Ich habe eine dieser dämlichen Werbemails bekommen, mit einem Angebot, *das ich nicht würde ausschlagen können* . Natur pur, weg von der Stadt, weg von Menschen, weg von ...«

»Erinnerungen«, ergänzte ich.

Salim schwieg, der Wind fuhr zwischen uns hindurch.

»Ich habe die Mail geöffnet, die Bilder der Hütte gesehen und gedacht, dass dies der perfekte Ort wäre, um meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich habe die Hütte gekauft, habe mir sechs Wochen freigenommen und bin hierhergekommen.«

»Konntest du es nicht?«

Ich fragte so leise, dass es auch der Wind hätte sein können.

»Ich habe Tabletten genommen, eine Flasche Wodka getrunken und mir Bilder auf meinem Handy angesehen, während ich langsam eingeschlafen bin. Und dann wachte ich auf.«

Ich schnaubte. »Wer hat dich in dieser Einöde gerettet?«

»Anuk saß an meinem Krankenhausbett und nähte. Verrückte, verrückte störrische Frau.«

»Anuk?!«

»Ja. Ich habe sie dafür gehasst, habe sie angeschrien, habe meine Sachen gepackt und wollte diesen beschissenen Wald und diese verrückte Einsiedlerin wieder verlassen. Sie stand in meiner Hütte, rauchte und sagte, ich könne mich verpissen, wenn ich nur noch eine Nacht bliebe. Nur eine Nacht. Ich sollte durch den Wald laufen, bis meine Füße schmerzten, ich sollte den Wind auf meiner Haut spüren, als schälte er sie ab, ich sollte hören, wie die Äste knackten, sollte mit meinen Fingern über die Rinde fahren und die Stimmen meiner Familie wegwehen lassen.«

»Hat es funktioniert?«

»Ja.« Ganz leise. Dann lauter: »Ja. Der Wald und der Wind retten mich seitdem immer wieder. Ich mache weiter. Ein Jahr nach dem anderen.«

»Bis die Rufe zu laut werden?« Wir waren nur Stimmen. Einzig und allein Stimmen in der Nacht, die verklangen, ohne dass jemand anderes außer uns sie hörte. Und auf dieser körperlosen Ebene, auf der wir miteinander sprachen, waren meine Worte seine und seine meine.

»Ja. Dann kann auch der Wind mich nicht mehr retten.«

Der Wald ächzte, Earl Grey winselte.

»Wer bist *du* , Helena aus dem Dunklen Haus?«

Ich lachte. »Du hast mit Anuk gesprochen?«

»Ich spreche immer mit Anuk. Ob ich will, oder nicht. Wir treffen uns, wenn die Sonne unter- und der Mond aufgeht, wenn die Windrichtung sich ändert.«

Ich atmete tief ein. Ich sollte reingehen. Sollte das hier beenden, sollte aufhören, ein Teil von Salim zu werden und Salim zu einem Teil von mir werden zu lassen. Aber ich blieb und ließ die Luft aus meiner Lunge entweichen, bereit ein Fragment von mir abzugeben.

»Meine Geburt war ein Versehen. Ein riesengroßes Missverständnis. Nicht mehr als ein ‚Huch'.«

»Wie das?«

»Als meine Mutter erfuhr, dass sie schwanger war, hat sie sich die Treppe runtergestürzt, kiloweise Petersilie gegessen und versucht, sich eine Stricknadel einzuführen. Doch nichts half, ich blieb.«

»Erzähl es mir.« Salims Stimme war so unendlich sanft, dass sie furchtbare Schmerzen in mir auslöste, sie riss an meinen Organen und zerrte an meinem Herzen. Ich kannte Härte und Missgunst, aber diese Sanftheit ...

Die Sanftheit schmerzte tiefer als alles andere.

Und so erzählte ich der Nacht, den Sternen und Salim, wer ich war.

Kapitel 8

Ich kauerte hinter der Couch, hörte die Schreie und dumpfen Schläge. Mein Vater war wütend auf meine Mutter und meine Mutter wütend auf meinen Vater. Das bedeutete, dass mindestens einer von beiden sehr bald wütend auf mich sein würde. Nicht, weil ich etwas angestellt hätte, sondern weil ich eben da war. Vorsichtig stemmte ich mich in die Höhe, schätzte die Distanz zur Wohnzimmertür ab, spähte aus dem Fenster und duckte mich wieder. Ich konnte es schaffen. Konnte aus dem Wohnzimmer huschen, den kleinen Flur entlang, aus der Haustür raus und zu ihm rüber. Ich würde Steinchen an sein Fenster werfen, er würde ebenfalls aus dem Haus schleichen, und wir würden in den Wald rennen, in unser Geheimversteck. Abends würde ich dafür bestraft werden, aber das war ohnehin unabdingbar. Ich sah uns bereits: Er würde auf dem Rücken liegen, einen Arm hinter dem Kopf verschränkt, den anderen um mich geschlungen. Er würde mich trotz des Hochsommers wärmen, denn die Kälte steckte in meinen Knochen. In unserem Dorf, in unserer Gemeinschaft, in meiner Familie gab es niemanden, dem ich etwas bedeutete. Der Junge aus dem Nachbarhaus war meine einzige Ausnahme, mein Weggefährte, mein Seelenverwandter, meine Liebe und Wärme. Wir durften nicht zusammen sein, denn unsere Familien waren zwar Nachbarn, hassten sich aber aufs Blut. Meine Eltern gehörten der konservativen Richtung unserer Gemeinschaft an und seine Eltern der liberaleren. Er war in den Augen meiner Eltern unwürdig und ich in den Augen seiner ungeeignet, um Nachwuchs in die Welt zu setzen. Und darum ging es letztendlich. Das war Gottes Plan. Danach lebten wir hier. Gottes Plan, Gottes Idee, Gottes Wille. Was auch immer es war, ich konnte nichts Göttliches in unserer Lebensweise erkennen.

»Zwei!«

Ich duckte mich, umklammerte meine Knie, presste sie fest an mich. Es war soweit. Ich hatte zu lange gezögert. Mein Fehler.

»Zwei, wo steckst du?«

Der Ruf war weniger ein Ruf, vielmehr ein schriller Schrei, eine wütende Anklage. Was auch immer zu diesem Streit geführt hatte, sie würden die Schuld mir zuschieben. Ich machte mich noch kleiner, versuchte mich aufzulösen und mit dem Boden, der Wand und der Couch zu verschmelzen, wusste aber, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sie mich fanden. Wir

hatten kaum Möbel in dem winzigen Haus, denn weder Komfort noch Überfluss waren in Gottes Sinn. Freude und Liebe ebenfalls nicht. Gott wollte, dass wir unser Leben auf der Erde mit harter Arbeit, Gebeten, Verzicht und Bestrafung verbrachten. Die Züchtigung von Kindern war ein wesentlicher Aspekt, denn nur mit einer neuen, treuen Gefolgschaft konnte die Gemeinschaft am Leben bleiben. Außerdem steckte in Kindern das Schändlichste: der Eigensinn. Er brachte sie dazu, ihren Trieben zu folgen, die Moral zu vergessen und die Demut zu missachten. Der Eigensinn musste den Kindern ausgetrieben werden. Bei manchen gelang dies früher, bei manchen später. Bei manchen mit Worten, bei anderen mit Prügeln. *Wen Gott lieb hat, den züchtigt er* , stand überall im Dorf. An den Häusern, in der Schule, in der Kirche.

Als ich plötzlich an den Haaren gepackt und emporgezogen wurde wie eins der Hühner, das zum Schlachten ausgesucht wurde, wehrte ich mich nicht.

»Hier bist du also.«

Ich blickte in das wutverzerrte Gesicht meines Vaters. Rote Flecken zogen sich über sein Gesicht wie weiße Wolken über blauen Himmel. Er schüttelte mich, ich spürte, wie Haare aus meiner Kopfhaut rissen. Ich blieb ruhig.

»Hast du von den Keksen gegessen?«

»Nein.«

Ja, hatte ich. Ich wusste, dass die Schale mit Keksen eine Falle gewesen war, ich wusste, dass sie abgezählt waren, aber der Hunger hatte mich wahnsinnig gemacht. Das Loch in meinem Bauch fühlte sich mittlerweile so tief und groß an, dass es mich verschlucken konnte. Ich war zu schwach, um die Arme zu heben, meine Beine konnten mein Gewicht kaum noch tragen.

»Gib es zu.«

Erneut schüttelte er mich, ich griff nach seiner Hand, um den Zug an meinen Haaren zu verringern, er schlug mir auf die Finger, und ich ließ sie wieder sinken. Stumm ertrug ich die Schmerzen, denn wenn ich weinte, machte ihn das noch wütender. Man musste die Strafe Gottes annehmen, die die Eltern ausführten. Wenn man den Schmerz in sich aufnahm, nahm man Gott in sich auf. Verweigerte man sich, verweigerte man Gott.

»Ich war es nicht.«

Ich log, weil es meine Genugtuung war. Das war die einzige Möglichkeit, mir ein klein wenig Freiraum zu erkämpfen, denn eine Lüge bot Alternativen, meine Wirklichkeit nicht. In meiner Lüge war ich heute Morgen aufgestanden, hatte mit meinen Eltern gefrühstückt, um anschließend im Wohnzimmer eingekuschelt dazusitzen und Geschichten aus der Vergangenheit zu lauschen, die mein Vater nur allzu gerne preisgab. In meiner Realität hatte meine Mutter mich heute Morgen noch vor Sonnenaufgang für die erste Gebetsrunde aus dem Bett gezerrt. Ich musste solange knien und beten, bis meine Beine schmerzten, meine Füße taub wurden und ich zur Seite kippte. Zur Strafe bekam ich nichts zu essen und durfte nicht in die Schule. Wie beinahe jeden Tag. In meiner Lüge hatte ich einen Namen, in der Realität hieß ich »Zwei«, weil ich das zweite Kind seit Gründung der Gemeinschaft war. Weil wir erst unsere Namen bekamen, wenn wir ein Kind gezeugt und geboren hatten, denn erst dann hatten wir etwas getan, das eines Namens würdig war.

»Du bist eine kleine Hure. Du bist eine Hure Satans. Du willst zu ihm und dich von ihm besteigen lassen, du kleine Hure.«

Ich zuckte unter seinen Worten zusammen wie unter Peitschenhieben. Er konnte mich quälen und schlagen, er konnte mich demütigen und erniedrigen, aber sobald er Eins erwähnte, traf er mein Innerstes. Denn ja, ich wollte zu ihm, ich wollte ihn halten und von ihm gehalten werden. Eins und ich gehörten zusammen. Nur seine Zuneigung ließ mich all das ertragen.

»Gib zu, dass du die Kekse gegessen hast.«

Ich schwieg, weil jedes Wort seinen Ärger aufbauschen würde, ganz gleich, ob Wahrheit oder Lüge. Als er mich losließ, stürzte ich zu Boden, und er kniete sich neben mich. Ich hielt meine Augen geschlossen, wollte nicht, dass er erkannte, wann er mich traf und wann seine Worte an mir abprallten.

»Heute Abend, Zwei. Heute Abend wirst du deine Strafe erhalten. Weib, sie soll sich waschen.«

Ich schluckte und spürte, dass er weg war. Es war die Abwesenheit des Bösen, das Nicht-mehr-Vorhandensein von Kälte. Ich lag auf dem Boden und öffnete langsam die Augen. Wie durch einen Schleier aus Vorahnung sah ich zwei Pantoffeln im Türrahmen auftauchen. Während mein Vater seine Aggressionen offen auslebte, fehlte meiner Mutter der eigene Wille. Was er sagte, tat sie. Alles ohne Emotionen. Vielleicht hatte sie noch nie

Gefühle gehabt, vielleicht wollte sie sie mir nicht zeigen, vielleicht waren sie hier gestorben. Für mich machte das keinen Unterschied. Sie hatte mich nie gewollt, daran erinnerte sie mich täglich. Sie konnte sich der Pflicht entziehen, weitere Kinder zu gebären, weil ich eine verdorbene Saat war. Das Mädchen, dessen Eigensinn sich nicht austreiben ließ.

Sie ging vor mir in die Hocke, kniete sich hin und schnüffelte an mir.

»Du stinkst. Wir müssen dich saubermachen.«

Mein Körper richtete sich auf, während meine Seele am Boden blieb.

»Los, beeil dich, bevor das ganze Haus nach dir riecht.«

Sie drückte mir ein kleines Bündel in die Hand. Ich wusste, was sich darin befand – meine Waschutensilien. Im Badezimmer entkleidete ich mich unter ihrem strengen Blick, gab ein wenig von dem Essig auf meinen alten Schwamm und begann, Arme und Beine und den restlichen Körper zu reinigen. Umgehend brannte meine Haut und färbte sich rot. Das Gefühl ihrer Worte auf meiner Haut ließ mich mit aller Härte schrubben. Ich wollte sauber sein, damit meine Mutter Nähe zuließ, ich wollte ordentlich aussehen, damit sie sich endlich nicht mehr schämte, mich geboren zu haben. Ich rieb und scheuerte, und als ich fertig war, wartete ich, den Schwamm immer noch in der Hand, während die Mischung aus Essig und Hautfetzen an meinen Fingern hinabrann. Ich wartete so lange, bis sie sagte: »Nochmal.«

Mit zitternden Fingern begann ich die Prozedur aufs Neue.

Immer zweimal, so schmutzig, wie ich war. Immer zweimal.

Als ich fertig war, warf sie mir neue Kleidung zu, in die ich schlüpfte. Die Leinenhose war mir zu klein, ich befühlte die Naht an der Seite. Sie war grob gestochen. Vermutlich hatte mein Vater meine Mutter angewiesen, die Hose enger zu nähen, so dass sie selbst meiner dürren Statur nicht passte.

Mein Vater griff gerne da an, wo es wehtat.

»Nun mach schon den Knopf zu.«

Ich riss und zerrte an der Hose, hielt die Luft an, zog den Bauch ein, doch es ging nicht. Meine Mutter verdrehte die Augen, beugte sich runter und zog so fest am Bund, dass ich mich festhalten musste. Es fühlte sich an, als würde sie mir die Luft nehmen wollen, indem sie meinen Körper einschnürte. Ich japste und wimmerte.

»Sei still. Das hast du dir selbst zuzuschreiben.«

Tränen ließen das Badezimmer verschwimmen, ich blinzelte sie weg, doch sie kamen wieder. Als sie es endlich geschafft hatte, den Knopf durch das Loch zu zwängen, grunzte sie. Ich blickte an mir hinab. Gerötetes Fleisch quoll über die Hose. Es stand grotesk ab, und ich war versucht, draufzuschlagen. Für diesen Augenblick, für diese furchtbare Momentaufnahme hatten sie es geschafft. Ich hasste mich abgrundtief. Ich wollte meine Haut abstreifen und verbrennen, ich wollte mir das Fleisch von den Knochen reißen, weil es mich anwiderte, ich wollte meine Knochen zertrümmern, weil sie mich aufrecht hielten. Ich wollte einfach nicht mehr sein. Ganz tief in meiner Brust, so tief, dass nur ich es hören und fühlen konnte, knackte und krachte es. Ich zersprang in tausend Stücke. Ich hob den Kopf. Suchte im Gesicht meiner Mutter nach irgendwas, das diesen Augenblick erträglich machen würde, doch sie wandte sich ab, nahm ein Glas Wasser von meinem Vater entgegen und reichte es mir.

»Hier.«

Meine Wut schlug binnen weniger Sekunden in Dankbarkeit um, und das war beinahe noch schlimmer. Ich durfte mir nichts zu trinken nehmen, und so sehr ich es auch hasste, ich empfand jedes Mal vergiftete Dankbarkeit, wenn ich Flüssigkeit bekam. Gierig setzte ich das Glas an die Lippen und kostete den ersten Schluck. Angeekelt spuckte ich es ins Waschbecken. Salzwasser.

»Sie soll das austrinken«, sagte mein Vater.

Speichel sammelte sich in meinem Mund, ich schluckte ihn herunter. »Ich kann nicht.«

»Doch.« Meine Mutter packte mich im Nacken, nicht wirklich fest, aber doch bestimmend, nahm mir das Glas aus der Hand und kippte es mir in den Mund. Ich würgte und spuckte und schluckte. Immer mehr, während die Übelkeit meine Speiseröhre hinaufkroch. Und als das Glas leer war, als ich alles ausgetrunken hatte, schoss es mir wieder die Kehle hinauf.

Ich rannte zum Klo, riss es auf und kotzte mir die Seele aus dem Leib.

Meine Mutter beugte sich über mich, begutachtete den Inhalt und seufzte dann. »Da sind die Kekse.«

Ich kniff die Augen fest zusammen. Es war nur ein Keks. Nur einer. Und nun schwamm er halbverdaut in der Kloschüssel. Ich hockte auf dem Boden, die Hose schnürte mir den Bauch ab, der Stoff drückte und schnitt mir ins Fleisch. Ich wartete. Auf einen Hieb, auf Worte, auf irgendwas. Doch stattdessen stieg sie über mich hinweg und verließ das Badezimmer.

Und diese Stille, das Nichts, war so viel schlimmer.

Weil ich wusste, dass dem etwas folgen würde.

Irgendwann. Wenn ich nicht damit rechnete, würden sie weitermachen. Immer weiter. Bis ich brach.

Kapitel 9

»Helena«, keuchte Salim.

Es war nur ein Wort, aber es war mein Name.

Helena bedeutete, dass ich entkommen war.

Helena hatte einen Schulabschluss.

Helena war von einer Nummer zu einer Person geworden.

Helena wusste vielleicht noch nicht, wer sie war, sie war verunsichert, suchte sich selbst, ihre Eigenschaften, ihre Leidenschaften, aber sie *war* . Sie existierte. *Ich* existierte.

»Es tut mir so leid.« Salims Stimme war tief und rau und voller Gefühle, die ich nicht wollte.

»Muss es nicht.«

»Doch, Helena, muss es. Weil ich ein Mensch bin, weil du ein Mensch bist, und weil das, was dir widerfahren ist, furchtbar ist. Kinder haben ein Recht auf Liebe und Geborgenheit.«

»Jaha, genau.«

Auf Rechte pochen konnten nur jene, die sowieso schon welche hatten. Die sich weismachen wollten, dass die Welt in Ordnung war, dass die gleichen Rechte für alle galten. Doch in der Realität herrschte das Gesetz des Stärkeren. Da siegte, wer skrupellos war und über Leichen ging, und alle anderen mussten die Schläge einstecken.

»In was für einer Gemeinschaft hast du gelebt?«

»Eine Splittergruppe konservativer Bibelnarren. Für sie zählte nur das alte Wort Gottes. Sie verweigerten jeden Fortschritt.«

»Wo um Himmels willen gibt es so was?«

»Öfter als du denkst. Manchmal sind es Zusammenschlüsse, die so komplett unter dem Radar agieren, dass es jahrelang niemand mitbekommt. Manchmal sind es ganze Dörfer, die durch Glaubensgemeinschaften neu belebt werden und so vor dem Aussterben gerettet werden.«

»Was war es bei dir?«

»Ein Dorf. Zu Beginn lebte dort nur eine Handvoll von uns, vermischt mit der restlichen Dorfbevölkerung. Der Kauf der Häuser wurde vom Landkreis begrüßt und subventioniert, in der Hoffnung, dass unsere Ansiedlung wieder Leben aufs Land bringen würde. Kommunen können

finanziell ganz schön was abwerfen, wenn sie auf Gewinnmaximierung ausgelegt sind.

Aber es folgte keine kommerzielle Öffnung, sondern die totale Abschottung. Die ursprünglichen Bewohner zogen weg oder starben irgendwann. Die Gemeinde wuchs ständig, und mit jeder Familie, die dazukam, radikalisierte sie sich. Sie wollten die Außenwelt vor dem Dorf lassen, wollten etwas Neues begründen, das aus alten Wurzeln keimte. Zum Schluss waren fünfzig Familien dort, mit ungefähr hundert Kindern.«

»Mein Gott. Hundert Kinder wurden so erzogen wie du?«

Ich erinnerte mich an jedes einzelne von ihnen. An jedes Gesicht, das keine klaren Konturen aufwies, weil es um sich selbst betrogen worden war. Um jeden Geist, der gebrochen worden war, weil ein eigener Wille als schändlich galt. Ich erinnerte mich an sie, weil sie ich waren und ich sie. Wir waren Einheit und Individuum. Getrennt und verwoben.

»Die meisten erzogen ihre Kinder nach alten Ratgebern, in denen es hieß, dass ein ideales Kind gehorsam und biegsam zu sein habe. Dafür musste zuallererst der Eigensinn ausgetrieben werden, durch Schläge mit der Rute, wenn es sein musste, um dann durch strenge Ordnung und absoluten Gehorsam ersetzt zu werden.«

Schon während ich redete, fiel mir auf, dass ich mich ausklammerte, aber ich war seit jeher ein Sonderfall gewesen. Egal, was man machte, egal, wie oft ich barfuß im Winter in die Schule musste, egal, wie oft ich geschlagen wurde, egal, wie oft ich hungerte, ich beugte mich nicht.

»Wie lange hast du dort ... gelebt?«

»Bis ich fünfzehn war.«

Der Wind rollte von den Bergen hinab wie eine Lawine, rüttelte an den Bäumen, den Ästen, den Zweigen. Er war wie die Wut selbst. Und nachdem er die Hütte in ohrenbetäubender Lautstärke unter sich begraben hatte, wurde die Nacht still. Dunkle Wolken hingen über der Lichtung, sie drückten uns zu etwas Winzigem, Unbedeutendem und gleichzeitig Behütetem zusammen. Wir waren für diesen kurzen Augenblick im gesamten Gefüge der Zeit in unserem geschützten Kokon.

»Wie bist du entkommen?«

Ich zog die Knie an und legte meinen Kopf darauf ab. In meinem Bauch zog es, und in mir breitete sich der Wunsch aus, nicht mehr allein auf der Veranda zu sein. Säße Salim neben mir, würde ich meinen Kopf an seine Schulter lehnen. Berührte sein Körper meinen, wäre mir warm.

»Manchmal glaube ich, dass niemand von dort entkommen kann. Manchmal glaube ich, dass ich immer noch in dem Haus bei meinen Eltern bin.«

»Nein! Du bist jetzt hier. Bei Anuk und mir.«

Seine Worte bedeuteten mir so viel, denn einen solchen Schutz, eine solche Aufnahme in etwas Inneres hatte mir bisher niemand gewährt.

»Ich weiß.«

Meine Gedanken verloren an Geschwindigkeit, sie wurden träge und wickelten sich um sich selbst, bis sie langsam in der Nacht vergingen. Ich hörte Earl Grey, wie er grunzend auf und ab lief, ich spürte Johanna, den toten Handwerker und Salims Versprechen zu sterben und wusste, dass hier meine Zukunft lag.

»Was ist aus dieser *Gemeinschaft* geworden?«

Ich schloss die Augen. Obgleich ich gewusst hatte, dass diese Frage kommen würde, traf sie mich. Schnell, immer schneller kroch die Angst aus jedem Winkel des Waldes zu mir und schlüpfte in mich hinein.

»Sie wurde aufgelöst.«

Ich schluckte und schluckte. Atmete schneller. Immer schneller.

»Wie das?«

Mein Herz schlug gegen meine Rippen, als wollte es der Wahrheit den Weg freibrechen.

»Weil ich sie angezeigt habe«, sagte ich. »Alle. Ich habe dafür gesorgt, dass die Kinder ihren Eltern weggenommen wurden, ich habe dafür gesorgt, dass sie ihre mickrigen Häuser verloren und ihre kümmerlichen Existenzen aufgeben mussten.«

Ich hatte alles zerstört, was sie aufgebaut hatten, weil sie mich nicht gebrochen hatten. Ich hatte jedes Geheimnis ans Licht gezerrt. Und dann war ich gerannt. So schnell ich konnte, so weit ich konnte. Ich hatte alles der Polizei gesagt, und sie hatten das Dorf vernichtet. Jeder Bewohner musste sich für seine Taten verantworten und sein Wegsehen begründen. Seitdem hassten sie mich. Jeden Tag, jede Minute und jede Sekunde in den letzten dreizehn Jahren.

Kapitel 10

Ich erwache.

»Nein«, sage ich, glaube ich. »Ich will zurück.«

Zurück zu Salim, zurück in die Hütte. Ich will wieder auf der Veranda sitzen, Earl Greys Winseln hören, den Wind spüren und den Wald fühlen. Ich will nicht in diesem Nichts sein. Ich kneife die Augen so fest zusammen, dass kleine funkelnde Sternchen über meine Netzhaut sprenkeln. Zurück, zurück, zurück. Doch die Schwärze bleibt, die Stille weicht nicht. Bevor aus Dunkelheit Angst wird, rekapituliere ich, was mir die Erinnerung an neuem Wissen gebracht hat:

Ich hieß einmal nur Zwei, und meine Eltern haben mich gequält. Es fühlt sich an, als wäre dies einer anderen Version meiner selbst geschehen. Meiner Vergangenheit.

Ich bin aus dieser Hölle geflohen – wie weiß ich nicht.

Dort gab es jemanden, der mir etwas bedeutet hat. Die Erinnerungen an den Jungen namens Eins sind blass und nicht greifbar, doch in meiner Brust zieht es, wenn ich an ihn denke. Mein Herz weiß mehr als mein Verstand. Es scheint sich zu erinnern.

Die Gemeinschaft wurde zerstört – durch mich. Das lässt in mir für einen winzigen Moment so etwas wie Stolz aufwallen. Nehmen sie mir übel, was ich getan habe? Wahrscheinlich. Wenn ich an sie denke, breitet sich Angst in mir aus. Die Angst, die Kinder haben, wenn sie gestehen müssen, etwas angestellt zu haben. Die Angst, die Kinder haben, dass sich alles ändern wird und das Vertraute verschwindet.

Ich schlucke, und zum ersten Mal frage ich mich, warum ich keinen Durst habe. Ich schlucke erneut, aber meine Kehle ist nicht trocken, mein Mund nicht staubig. Ein weiterer Gedanke kommt mir. Essen, Toilette. Ich spüre in mich hinein, aber da ist nichts. Wieder und wieder nichts.

Ich atme schneller, die Panik kocht in meinen Gedärmen hoch.

Ich war schon mal Nichts. War nur eine Nummer. Das durchlebe ich nicht noch einmal. Nein. Ich bin Helena, ich komme aus der Hölle und habe es bis in diesen Wald geschafft. Ich richte mich auf, fuchtele mit den Armen, schreie aus Leibeskräften, aber meine Stimme bleibt stumm, meine Welt bleibt dunkel, meine Empfindungen bleiben schwarz. Und ich weiß nicht, ob ich all das wirklich tue. Ich stolpere über diese Idee, doch dann

mache ich weiter. Vorstellung oder nicht, ich kann nicht in Untätigkeit verharren. Die Angst schrumpft zu einem kleinen schwarzen Klumpen zusammen, ich schiebe sie ganz tief in mich hinein und gebe einem anderen Gefühl Raum. Einem, das ich im Augenblick dringender brauche als Angst – Wut. Ich lasse mich von ihr leiten, bewege mich mit ihr und aus ihr heraus.

Und dann fühle ich plötzlich eine Kälte, die von meinem Arm ausgeht. Sie ist nicht schön, aber ich spüre sie, und das fühlt sich an wie ein kleiner Sieg. Die Kälte schwappt durch meinen Körper, und als ich zu zittern beginne, wird mir klar, dass Kälte nichts Gutes ist. Über meinen Geist legt sich schwere Müdigkeit und Erschöpfung. Ich sehe Blitze und bin dankbar. Raus aus dieser Dunkelheit, weg von dem Nichts. Ich hoffe, nicht zu meinen Eltern zu müssen. Überallhin, nur nicht dorthin.

Kapitel 11

Die Nacht legte sich über die Lichtung wie eine Decke, und ich schloss die neue Tür. Sie war fest und stabil, ihr stählernes Gewicht beinahe zu schwer für das hölzerne Gerippe der Hütte. Sie wirkte wie ein sperriger Fremdkörper, aber sie sorgte dafür, dass sich ein weiteres Gefühl der Sicherheit über mich legte.

Die Monteure hatten in den frühen Morgenstunden mit ihrer Arbeit begonnen, sie hatten die alte Zarge rausbrechen und eine neue einbauen müssen. Die rohe Gewalt, mit der sie gegen die Hütte vorgingen, tat mir körperlich weh, doch ich hielt sie nicht davon ab, denn die hölzerne Tür würde mir zu wenig Schutz bieten. Immer wieder fragte ich sie, ob sie auch wirklich vor Einbruch der Nacht fertig werden würden. Immer wieder versicherten sie mir, nicht eher zu gehen, bis die neue Tür die Hütte verschloss. Ich kam mir hysterisch und unruhig vor, rannte die Treppe hoch und wieder runter. Ich hatte gehofft, mit dem Umzug auf die Lichtung meine Zwänge in den Griff zu bekommen, aber bisher schien genau das Gegenteil der Fall.

Die Dämmerung brach herein, die Männer wurden fertig, und ich konnte die neue Haustür schließen.

Und wieder öffnen und schließen.

Das Haus besaß nun eine andere Qualität. Es war abgeschottet, ein leerer Raum, der keine Einflüsse von außen zuließ. Hier drin ging es nur um mich und Johanna, um meine Gegenwart und Zukunft. Meine Gedanken und Empfindungen verwoben sich langsam mit dem Grundstein der Hütte, durchzogen die Fasern des Holzes. Nach zwei Wochen auf dieser Lichtung fügte ich mich allmählich ein, schlug erste zarte Wurzeln und ließ ganz langsam den Wind in mich. Ich lief in die Küche, meine Fingerspitzen fuhren über die Raufasertapete im Flur, ich betrachtete die Fotos, die Johanna geschossen und aufgehängt hatte. Vom Wald im Sommer mit sattem Grün, einzelnen durchbrechenden Lichtstrahlen, daneben die Lichtung im Herbst in schimmernden Rottönen, trockenem Braun. Und dann die Fotos aus dem Winter: Kahle, knorrige Bäume, gespenstische Äste, nach dem Betrachter greifende Zweige. Dann der Frühling, Knospen in verschiedenen Stadien. Die Fotos an der Wand dokumentierten den Wald innerhalb eines Jahres. Zartes Wachstum, volle Pracht, erster Verfall, Tod.

Ich fühlte jedes einzelne Bild. Vor welchem wohl Johanna stehengeblieben war? Hatte sie sich nach dem Winter gesehnt? War sie ihres einsamen Lebens überdrüssig? Oder war sie der immerwährende Frühling? Der nie enden wollende Sommer? Ich wünschte, ich hätte sie kennengelernt. Ihre Hütte schenkte mir bisher die friedlichste Zeit meines Lebens, ich fühlte mich an sie gebunden.

Ich betrat die Küche, mein Magen kaum mehr als ein tiefes Loch. Nun stand ich vor dem Kühlschrank und haderte mit mir. Etwas kochen oder nur aufwärmen? Ich entschied, meinem Körper die Nährstoffe zu geben, die er brauchte. Ich nahm Möhren und Rote Bete heraus und holte aus dem Schrank neben der Spüle Kartoffeln. Während ich das Gemüse wusch und schnitt, ließ ich keine Musik laufen. Bevor ich hierhergekommen war, schmerzte Stille in meinem Kopf, sie war zu sehr Vergangenheit und Strafe, aber hier, im Wald, gab es keine wirkliche Stille. Hier war der Wind, der um diese Uhrzeit drehte, der Wald mit den Bäumen, die immer in Bewegung waren, und seinen Bewohnern, deren ständige Futtersuche sie umtrieb. Abseits der Zivilisation, abseits von dem, was die meisten Menschen Leben nannten, war so viel Überfluss an Leben. Das Gemüse brutzelte in der Pfanne, und ich goss mir ein Glas Leitungswasser ein, das genau wie die Umgebung rein und frisch war. All das Gute auf der Lichtung entstand durch die Abwesenheit von Menschen. Umgeben von Natur und Nichts existierte kaum etwas, das man begehren konnte. Es begegneten einem nur die eigenen Gedanken.

Ich häufte das Gemüse in eine tiefe Schale, nahm mein Wasser und ging auf die Veranda. Wie immer ignorierte ich den Stuhl und den Tisch und setzte mich auf den Boden. Den Stuhl überließ ich Johanna, stellte mir vor, dass sie immer noch dort saß und in den Wald blickte, der längst zu ihr geworden war und in dem sie sich aufgelöst hatte.

Die letzten zarten Farben wichen absoluter Dunkelheit. Ein weiterer Tag war vergangen, ein weiterer Tag, den ich in Freiheit verbringen durfte. Ich wagte immer noch nicht, herauszufinden, wie ich sein könnte, wenn ich alles, was mir widerfahren war, hinter mir ließe. Wenn ich mich der Negativität und Wut und Angst beraubte, wer wäre ich dann? Die Vergangenheit existierte nach wie vor in der Gegenwart, sie führte und lenkte jeden Gedanken, jede Tat, und sich davon freizusprechen erforderte eine neue Selbstdefinition. Und Zeit. Ob meine ausreichen würde, wusste ich nicht. Ich stellte die Schüssel vorsichtig zur Seite, lehnte den Kopf an

die Balustrade und beobachtete die Sterne. Ihre Ewigkeit, ihre Unerschütterlichkeit.

»Mir scheint, als wäre ich nicht der einzige Nachtschwärmer.«

Ich hatte Salim nicht kommen hören, zu sehr war ich in meinen Gedanken versunken gewesen. Ich war stolz auf diesen Moment der Unachtsamkeit in einem Leben voll ängstlicher Aufmerksamkeit.

»Ich mag die Dunkelheit.«

In der Nacht musste man nach einem Tag voller Arbeit im Garten Gottes ruhen, und ich war mehr als einmal aus dem Bett gestiegen, hatte aus dem Fenster geblickt und gehofft, die Zeit würde stehenbleiben. In der Ruhe und Stille.

»Ach? Keine Angst vor Monstern unterm Bett oder Hexen im Kleiderschrank?«

Ich lachte. »Nein, davor hatte ich nie Angst. Du?«

»Und wie! Ich hab mir als Kind jede Nacht in die Hosen gemacht, weil ich mich nicht traute, aufs Klo zu gehen. Ich habe mir immer vorgestellt, dass ein Arm unter meinem Bett rausgreifen und mich runterziehen würde.«

Die Vorstellung von einem kleinen Salim war merkwürdig und richtig zugleich. Merkwürdig, weil er ein gestandener Mann war und wirkte, als könnte ihn nichts erschüttern und niemand an ihm vorbeigelangen. Richtig, weil Salim rein und gut war wie ein Kind.

»Gruselig.«

»Ja. Aber das war noch nichts gegen die Geisterstunde.«

Ein Zischen ertönte, ein leises freudiges Fiepen und dann Pfoten, die über die Wiese galoppierten. Earl Grey, dieser arrogante, aufmerksame Hund, verlor völlig die Fassung, wenn Salim einen Ball in die Tiefen des Waldes schleuderte. Er jagte ihn stundenlang.

»Warum? Was passiert da?« Vielleicht war das Aufwachsen in einer gläubigen Gemeinde in einer Hinsicht von Vorteil. Man begegnete nicht den gleichen Monstern wie andere Kinder. Geister beinhalteten für mich keinen Schrecken. Die Vorstellung von Seelen um mich herum, die auf mich herabblickten und meinen Weg begleiteten, war eher tröstlich.

»Um Mitternacht wurden die Geister wach, und wenn ein Kind noch nicht schlief, holten sie es und fraßen es auf.«

»Der kleine Salim war wohl sehr schreckhaft.«

»Der kleine Salim war mutig. Tagsüber. Nachts sah das anders aus.«

Salim lachte, seine tiefe Stimme vibrierte durch das Holz, kroch zu mir hoch und hallte in meinem Körper. Ich würde ihn beschützen vor den Geistern, würde sie nicht an mir vorbeilassen.

»Und du, Helena aus dem Dunklen Haus, Bezwingerin der Nacht und der Monster. Keine Angst vor Geistern?«

»Nein. Nie. Ich habe keine Angst vor Geistern, ich fürchte die Lebenden.«

Meine Worte zerschnitten die Luft. Salim schwieg, die Atmosphäre hatte sich augenblicklich verändert, doch ich schämte mich nicht, die Wahrheit ausgesprochen zu haben. Denn genau so war es. Die Lebenden verletzten, die Geister, das kollektive Gedächtnis der Gewesenen, ruhte über uns.

»Tut mir leid, Helena.«

»Was?«

»Deine Kindheit, deine Jugend. Alles.«

Ich stand auf, die Planken knarzten unter meinem Gewicht und das war gut, denn es bedeutete, dass ich selbst noch kein Geist war.

»Ich bin jetzt hier, das ist alles was zählt.«

Ich öffnete den Mund, wollte mehr sagen, wollte alles sagen, schwieg aber doch. Und auch Salim fand keine Worte, die in diese Situation passten.

»Gute Nacht, Salim.«

»Gute Nacht, Helena.«

Trotz des offenen Endes unseres Gesprächs fühlte ich mich leicht und beschwingt, als ich zurück in die Hütte ging. Diese Lichtung bot alles, was ich brauchte: Abgeschiedenheit, um nicht gefunden zu werden, Ruhe, um die Stille ertragen zu können, den Wind, der die Vergangenheit mit sich nahm, und Salim und Anuk, die sich in mein Leben schoben.

Ich ging ins Bad, achtete darauf, nicht gegen die lockere Fliese zu stoßen, und putzte mir die Zähne. Als ich endlich in Johannas Bett lag, umgeben von ihrer dicken, weichen Daunendecke, eines ihrer Bücher in der Hand, das Licht gedimmt, die Hütte um mich herum, hüpfte leise, ganz leise mein Herz in der Brust.

Was für andere möglicherweise Langeweile war, war für mich der Himmel, der die Hölle ablöste.

Kapitel 12

»Blödsinn. Iss.«

Anuk schob mir den Teller über den Tisch, die Wachsdecke wellte sich, ich war versucht, sie zu glätten, beherrschte mich aber.

»Glaub mir, Helena, Widerstand bringt bei Anuk nichts. Je öfter du sagst, dass sie nicht für dich mitkochen muss, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie es tut.«

Salim schob seine Gabel in den Berg Reis, der seinen Teller beinahe völlig vereinnahmte. In den letzten zwei Tagen hatte Anuk mich stets zur Mittagszeit abgeholt, damit wir gemeinsam essen konnten. Ihre Kochkünste bestanden daraus, wahllos Gemüse aus dem Beet zu reißen, unförmig zu zerhacken und mit irgendeiner Beilage zu servieren. Fleisch gab es im Prinzip nie, weil dafür einer von uns in die Stadt fahren musste, und das taten wir nur, wenn es unabdingbar war. Unsere Zurückgezogenheit hatte einen Grund, unsere Flucht vor Menschen und Städten war gewollt. Salim, weil er im Schutz der Dunkelheit seine Dämonen bekämpfte, um ein weiteres Jahr zu überstehen. Anuk, weil sie nach all der Zeit immer noch eine Frau war, der Gewalt widerfahren war. Sie hatte mir nur erzählt, dass sie früh geheiratet hatte, ohne zu wissen, was Männer Frauen antun konnten.

»Danke«, sagte ich, strich endlich die Tischdecke glatt und ließ meine Hand danach in den Schoß sinken. Ich atmete tief durch, verschränkte meine Finger ineinander, ehe ich leise *Zweimal, immer zweimal* murmelte. Ich strich die Decke noch einmal glatt. Anuk und Salim beobachteten mich und wechselten vielsagende Blicke. Ich ignorierte sie, weigerte mich, ihre stummen Fragen zu beantworten. Ich spießte etwas mit der Gabel auf, das Möhre, Wurzel oder Regenwurm sein konnte, und aß es tapfer.

»Das Essen schmeckt ...«

»Kein Wort über das Essen«, sagte Anuk, hob drohend die Gabel und beugte sich dann wieder über ihren Teller. Anuk kam mir in den letzten Tagen mehr und mehr wie ein Statement vor, nicht wie ein leibhaftiger Mensch. Sie verkörperte mit allem, was sie war: Fick dich. Sie scherte sich nicht um Mode, heute trug sie einen weiten Rock mit Blumenmuster, ein ausgeblichenes schwarzes T-Shirt mit Bon-Jovi-Aufdruck, eine ausgefranste Jeansweste und löchrige Tennissocken in Badelatschen. Sie

verschlang gigantische Portionen, die für drei Leute gereicht hätten. Nach dem Essen rauchte sie für gewöhnlich und saß dabei breitbeinig da, während sie der Luft in ihrem Magen freien Lauf ließ. Ihre schwarzen Haare waren durchzogen von feinen silbernen Strähnen, als hätte sie Lametta in ihren dicken Zopf geflochten, der über ihre Schultern schwang wie das Pendel der Wahrheit. Links wahr, rechts Lüge. Ihr Gesicht war stets ungeschminkt und gelegentlich rotfleckig. Ihre Unterarme schwangen wie Schaukeln auf einem Kinderspielplatz, weil ihr Sport nicht zusagte. Sie verdeckte keinen Körperteil, verbarg keine unfeine Angewohnheit, wie mit dem Gabelzinken zwischen den Zähnen nach Essensresten zu suchen. Für sie zählten ihre Arbeit, ihre Serien, Johannas Geist, der sich hartnäckig weigerte, mit dem Wind zu gehen, Salim, der einmal im Jahr Zuflucht bei ihr suchte - und nun ich. Mehr gab es in ihrer Welt nicht, und es reichte ihr.

Sie war der wunderschönste Mensch, den ich kannte.

Sie war Anuk, nicht mehr und nicht weniger.

Anuk aus dem Wald.

»Was macht deine Selbstständigkeit?«

Ich schob mir eine Gabel voll Gemüse in den Mund, versuchte dabei nicht zu kauen und blickte Salim an. Dieser zog eine Augenbraue in die Höhe und sah mich an.

»Ich?« Mein Blick schoss zu Anuk, die mich mit rollenden Augen ansah.

»Klar. Salim verdient so viel Geld, dass er die Straße von hier bis Timbuktu mit Hundert-Euro-Scheinen pflastern könnte.«

Salim grunzte. »Ja. Sicher. Weil Firmen auch so viel für Umweltschutz ausgeben. Vor allem wenn ein Mann arabischer Abstammung ihnen ein Konzept dazu verkaufen möchte.«

»Firmen *wollen* für gar nichts Geld ausgeben.«

»Nur wenn es ihnen das dreifache an Gewinn reinspült und mit minimalem Aufwand verbunden ist.«

»Und ein schickes Label mit einem grünen Baum drauf tut genau das«, beharrte Anuk. »Ich habe das Doppelte an Bestellungen, seitdem ich Biobaumwolle von glücklichen Sträuchern verwende.«

»Du, Anuk, bist die Großmeisterin«, sagte Salim und deutete eine Verbeugung an.

Anuk lachte, ihre Goldzähne blitzten, und sie schob ihren Teller zur Seite. Auch ich schob meinen weg. Es war ein Reflex wie das Lid zu

schließen. Ich konnte ihn nicht immer kontrollieren, weil er so tief in mir saß und sich jeglicher bewussten Wahrnehmung entzog.

»Herzchen, du hast nicht mal die Hälfte gegessen.«

Wenn meine Eltern fertig mit Essen gewesen waren, musste ich ebenfalls aufhören. Kinder hatten nicht länger zu essen als ihre Eltern. Kinder hatten nicht das Recht ...

»Salim hat mir von deiner Kindheit erzählt.« Anuk durchbrach meinen Gedankenstrudel, und ich zuckte zusammen. »Was für eine Scheiße.«

Sie schüttelte den Kopf, ihr Zopf rutschte auf die linke Seite – die Wahrheit –, ihre Wangen zitterten.

»Die Zeit liegt hinter mir.«

»Was ist jetzt mit deinen *Eltern* ?«

Ich schüttelte den Kopf, der Kloß in meinem Hals war gigantisch, ich konnte nicht an ihm vorbeischlucken oder atmen. Mit den Knöcheln fuhr ich mir immer wieder über die Kehle, um die Vergangenheit untenzulassen. In mir drin. Wo sie hingehörte.

»Sie haben Deutschland verlassen und sich einer anderen Gemeinde in Spanien angeschlossen.«

Anuk schlug auf den Tisch, das Geschirr protestierte, mein unberührtes Weinglas schwappte über. »Wie kann das bitte sein?«

»Sie bekamen zwei Jahre auf Bewährung. Vielen aus der Gemeinschaft wurde damals Haftmilderung versprochen, wenn sie geständig wären. Meine Eltern haben diese Gelegenheit ergriffen.«

»Warum das?« Salim verschränkte die Arme vor der Brust, seine dunklen Augen waren zu schmalen Schlitzen verengt.

»Nun, die Gemeinschaft bestand aus rund fünfzig Familien, also ungefähr hundert Erwachsenen. Wenn sie jedem einzeln den Prozess wegen Misshandlung Schutzbefohlener gemacht hätten, hätte das Unsummen von staatlichen Geldern verschlungen. Daher gab es das Angebot: Reue zeigen, zerknirscht schauen und dafür mit einer Bewährungsstrafe davonkommen.«

Salims Kiefer mahlte, ich hörte es knirschen und krachen.

»Wie hältst du das aus?«

Ich distanzierte mich davon. Ich sah mich als eine Person, die erst seit kurzem existierte, obwohl ich bereits seit achtundzwanzig Jahren auf dieser Welt war. Das normale Leben war nicht für mich bestimmt. Ich hatte nicht mit zwanzig eine Ausbildung absolviert und war dann arbeiten gegangen. Ich hatte sehr, sehr viele Jahre meines Lebens in absoluter Gefangenschaft

verbracht. Mein Geist hatte sich nicht entwickeln können. Zu vielen gesellschaftlichen Problemen hatte ich keine Meinung gehabt, weil ich sie nicht gekannt hatte. Als ich endlich entkommen war, hatte ich versucht, all das Versäumte aufzuholen, hatte mir Wissen angeeignet, war in die Schule gegangen, hatte versucht, zu verstehen, was diese Normalität war, nach der alle strebten, doch sie entzog sich mir. Normalität war wie Wind, den man nicht fassen, wie Sonnenstrahlen, die man nicht sehen konnte, wie ein kurzer Gedanke, der entwich. Mir kam es so vor, als wäre Normalität die schlimmste Geißel, die die Menschheit erschaffen hatte. Es gab lediglich das Leben. Für den einen lief es gut, für den anderen beschissen, für andere irgendwas dazwischen.

»Helena?«

Ich räusperte mich. »Ich versuche, nicht daran zu denken.«

Anuk grunzte, schob ihren Stuhl vom Tisch weg und stand auf. Sie stampfte durch die Küche. »Die Vergangenheit geht nicht weg. Sie heilt nicht einfach so auf magische Weise. Du musst etwas dafür tun.«

Ich öffnete den Mund, wollte protestieren, blieb aber stumm. Weder Anuk noch Salim würden mich verstehen können. Die Vergangenheit steckte so tief in mir, dass ich Angst hatte, sie könnte zu etwas Dinglichem werden, wenn ich über sie redete. Sie könnte sich so tief in mein Fleisch verbeißen, dass ich sie nie wieder loswerden würde.

»Anuk«, sagte Salim leise.

»Was?!«

»Lass gut sein.«

Anuk blieb stehen, starrte auf mich herunter und winkte schließlich resigniert ab. »Warte nur, bis du ein paar Jahre hier wohnst, dann bist du bereit.«

Sie griff sich ihre Zigarettenschachtel und riss eine der Schubladen auf. Aufgebracht wühlte sie in dem Fach, warf Gummis und Verschlüsse durch die Gegend, ehe sie ein Feuerzeug fand. Anuk rauchte nur drei Zigaretten am Tag. Nach jeder Mahlzeit eine. Würde sie diesen Habitus verändern, würde sie auch nur eine mehr rauchen, würde sie die Kontrolle verlieren und wieder eine Schachtel am Tag qualmen. Und drei Zigaretten, so hatte sie mir versichert, waren wie Nichtrauchen. Drei Zigaretten sah der Arzt nicht, drei Zigaretten merkte die Lunge nicht. Hastig zog sie eine aus der Packung, zündete sie an und durchschritt die Küche. Rauchschwaden folgten ihr, zogen durch die Küche und blieben dann wie eine winzige

Galaxie im Raum hängen. Anuk öffnete die Tür, um den Aschenbecher zu holen. Sie bückte sich, ihr Zopf rutschte über die Schulter, und dann erstarrte sie.

»Was zum Teufel ...?«

Mein Herz erkaltete, Salim sprang auf.

»Was denn?«, fragte er, doch seine Stimme klang dumpf und hohl in meinem Kopf, als stammte sie aus einer anderen Zeit, als befände ich mich unter Wasser und er könnte mich nicht erreichen.

»Der Aschenbecher ist weg.« Anuks Stimme klang verblüfft. Ich erstarrte. Die Schläge meines Herzens erfolgten nur noch unregelmäßig, meine Lunge war fest zusammengepresst, das Blut rann dickflüssig durch meine Adern. Ich klammerte mich am Stuhl fest, bohrte meine Fingernägel ganz tief ins Holz der Sitzfläche und wankte vor und zurück. Immer zweimal und dann Pause.

Salim lachte, aber das war falsch.

Niemand außer uns war hier auf dieser Lichtung. Oder?

Ich wollte mein Handy greifen, nachschauen, wo *er* war, aber es lag in meiner Hütte. Ich krümmte meinen Körper, zog die Beine an. Es war nur ein Aschenbecher, der sich nicht an seinem Platz befand, aber es war auch ein Aschenbecher, der die letzten Jahre immer dort gestanden hatte. Wer hatte ihn weggenommen? Ein Tier konnte es nicht gewesen sein. Tiere rauchten nicht. Wirre Gedanken. Ich konnte keinen fassen.

»Helena?« Salim war nun neben mir, ganz dicht, ganz nah und doch Lichtjahre entfernt.

»Helena!« Nun hörte ich auch Anuk.

Ihre Stimmen kletterten in dissonante Höhen, sie klangen besorgt. Und dazu hatten sie auch allen Grund. Nur ein Mensch konnte einen Aschenbecher forttragen. Ein Mensch, der nicht hierhergehörte, hatte etwas entfernt, das hätte hier sein müssen.

Er hatte mich gefunden.

»Ich muss gehen«, sagte ich.

Anuk war weiß geworden, die Farbe in ihrem Gesicht war Angst gewichen. Ich sah sie ihr an, wir vermischten uns. Wir waren doch nur zwei Frauen, zwei kleine Frauen, zwei kleine, nichtsnutzige Frauen, deren Angst sie brach. Nicht die Männer, nicht das Leben, nicht das Umfeld. Nur die Angst.

»Wir sollten nicht gleich ausflippen. Es ist nur ein Aschenbecher«, beschwichtigte Salim.

Ich nickte. Einmal. Zweimal. Dann stand ich auf, setzte mich wieder, stand wieder auf. Meine Kontrollmechanismen hatten versagt, meine Zwänge waren da, sie führten mich, ließen mich zucken und gehen, immer zweimal. Ich war wie fremdgesteuert. Ich lief zur Küchentür und zurück und ging wieder los.

»Grundgütiger, Mädchen! Hör auf damit!«

Ich stand auf und hockte mich und wiederholte es. Die Bewegungsmuster gingen mir aus, ich musste irgendetwas anderes zweimal machen, damit wieder Ordnung herrschte, damit das Chaos nicht gewann. Ich lief zum Tisch, nahm die Teller. Salim wollte mich aufhalten und zur Vernunft bringen.

Aber das hier *war* die Vernunft.

Das Nichtstun, das Stillstehen, das Warten war unvernünftig.

Ich warf die Speisereste in den Müll, stellte die Teller ins Spülbecken, ließ kochend heißes Wasser einlaufen und begann zu schrubben. Wenn die Teller sauber wären, wenn ich mich zweimal vergewissert hätte, dass sie blitzblank waren, würde ich wieder atmen können und die Angst wäre weitergezogen.

»Lass sie«, sagte Anuk leise im Hintergrund. Im Vordergrund spielten Sauberkeit und Ordnung, die Bezwinger. Ich würde nicht fortlaufen, ich würde putzen und ich würde zu Sinnen kommen. Und als ich die Teller zum zweiten Mal sauber hatte, als Tränen und Rotze ungehemmt liefen, war ich immer noch nicht fertig. Ich war immer noch nicht bereit, zurückzukehren in die Wirklichkeit. In eine Wirklichkeit, in der er existierte und in der er unbemerkt hierhergekommen war.

Ich sank zu Boden, meine Knie klebten auf dem alten Linoleum. Ich entdeckte eine winzige Möhrenschale, plattgedrückt und ausgeblichen auf dem Boden. Ich kratzte mit meinem Fingernagel daran, bis sie sich löste, rollte sie zu einem kleinen Klumpen zusammen und warf sie weg. Anuk stellte mir einen Eimer hin, hockte sich zu mir und reichte mir einen Lappen und Spülmittel. Ich bat sie um Essig, es musste immer Essig sein, und fing an, den Boden zu putzen. Ich war völlig enthemmt, absolut frei von irgendeiner Kontrolle. Und ich putzte. Während Salim die Welt nicht mehr verstand und Anuk alles. Und jede Bewegung heilte mich, jeder Zentimeter sauberer Boden war, als würde ich auf einem Schlachtfeld

stehen und den Feind zurückdrängen. Meine Arme brannten, mein Rücken schmerzte, aber ich machte weiter. Die erste Runde und die zweite.

Und als alles sauber war, als es kein Körnchen Schmutz mehr gab, das die Ordnung stören konnte, hielt ich inne. Salim hatte sich in eine Ecke gesetzt, Anuk auf die andere Seite. Wir bildeten ein Dreieck aus Verblüffung, Anteilnahme und Erschöpfung.

Ich zog meine Knie an die Brust und ließ meine Hände schwach zur Seite fallen.

Ich war dankenswert leer. Keine Angst mehr.

Kapitel 13

Ich stand in meiner Küche, die Stille des abgeschlossenen Raums beunruhigte mich. Mein Handy lag vor mir auf dem Tresen, Johannas Geist rumorte herum, spuckte zynische Bemerkungen in meine Richtung. Ich war nicht würdig, in ihrem Haus zu leben, hatte ihre Aufmerksamkeit nicht verdient. Die Stimme der Frau, die weder mit Anuk noch mit Salim gesprochen hatte, knarzte durch die Wände und die Böden.

»Ich bin ausgerastet.«

Der Wind heulte lauter ums Haus.

»Ich war mir so sicher, so sicher ...«

Er drückte gegen die Wände der Westseite, die Verandatür ächzte, der Fensterrahmen knackte, und ich fragte mich, ob man sich wirklich jemals an diesen Wind gewöhnte und ob die Hütte ihm wirklich standhalten konnte. Ob ich ihm standhalten konnte. Und dann wusste ich nicht, wen ich mit *ihm* meinte. Es gab zu viele Optionen.

»Er ist in Berlin. Der Aschenbecher hat nichts mit mir zu tun.«

An die Stelle des heulenden Windes trat nun ein kurzes Bellen und gleich darauf ein Winseln. Earl Grey. Mein Herz hüpfte. Diese Wirkung hatte er auf mich. Ich liebte es, mich in seinem Fell zu vergraben, sein Hecheln zu hören, seine unbändige Freude zu sehen. Er beruhigte mich auch dann, wenn er unter mir auf den Steinen saß.

Ich öffnete die Verandatür und trat hinaus. Ließ den Wind mit meinen Haaren spielen, ließ ihn an meiner Kleidung zerren, aber nicht weitergehen. Die Dunkelheit lag über der Lichtung wie ein Teppich. Ein Falter flatterte über die Terrasse, eine Fledermaus zischte über den Himmel. Ich suchte Earl Grey und fand ihn am Waldrand. Er stand aufrecht dort, sein Schwanz peitschte hin und her, sein Blick war in die Dunkelheit gerichtet. Salim durchstreifte die Wälder, Anuk nähte und schaute Netflix. Alles war wie immer. Der Aschenbecher war nicht wieder aufgetaucht. Der schwere Aschenbecher aus Kristall mit den eingravierten Mustern und dem daumengroßen, fehlenden Stück.

Ich ließ mich auf den Boden sinken, legte meine Fersen auf der Balustrade ab und streckte den Rücken flach aus. Über mir hing eine dichte, sumpfgraue Wolkenschicht, die den Himmel nach unten drückte. Ich würde meine Fingerspitzen in die Wolken tauchen können, wenn ich meinen Arm

ausstreckte. In der Dunkelheit sah ich wesentlich klarer: Noch 800 von 800 Kilometern. Er befand sich in Berlin, hatte meine Spur noch nicht aufgenommen und selbst wenn, hatte ich vorgesorgt. Meine Vorräte waren aufgestockt, ich hatte sogar ein kleines Notstromaggregat gekauft. Er konnte mir hier nichts anhaben. Er könnte im Wald sitzen und auf mich warten, aber das würde sich wochenlang hinziehen. Wie eine Belagerung ohne Aussicht, wie die Besetzung eines leeren Schlosses. Der Himmel und der Wald bildeten eine Schutzschicht.

»Helena aus dem Dunklen Haus, bist du da?«

Salims Stimme. Ich drehte mich zur Seite und spähte nach unten. Schweratmend stand er auf den Steinen, ein Bein angewinkelt, die Arme darauf abgestützt, den Kopf gesenkt, wie ein Ritter.

»Ja, Salim aus dem Wald.«

Er schnaubte. »Was hat es bloß mit diesen Namen auf sich?«

»Sie sind ein Teil von uns.«

»Oder wir ein Teil von ihnen.«

»Möglich.«

Ich drehte mich wieder auf den Rücken, der Mond lugte zwischen den Wolken hindurch und verschwand dann wieder. Ich stellte mir vor, wie Salim das Kissen, das ich ihm unten hingelegt hatte, gegen den Stacheldraht lehnte und sich hinsetzte.

»Meinst du, sie hat den Aschenbecher verlegt?«

Ich hielt mir Anuks Chaos vor Augen.

»Kann sein.«

Konnte sein, aber nicht wahrscheinlich.

»Wurde in die Hütten schon mal eingebrochen?«

»In meine, ja.«

Ich entspannte mich. Lauschte einem Kauz, ließ meine Gedanken schweifen, und kehrte erst wieder zurück, als Salim weitersprach.

»Das waren bestimmt irgendwelche Halbstarken. Anuk und ich sind nicht sonderlich beliebt in der Gegend. Wir sind immer *die Anderen* . Letzten Sommer haben sie uns rohe Eier gegen die Autos geworfen.«

Ich dachte an die Jugendlichen, die ich vor dem Supermarkt getroffen hatte. Ihre wütenden Gesichter kamen mir in den Sinn.

»An meinem zweiten Tag war ich im Supermarkt einkaufen und hatte Stress mit ein paar Jungs.«

»Aber die können nicht wissen, wo du wohnst.«

»Doch«, erwiderte ich. »Ich habe es der Kassiererin gegenüber erwähnt.«

»Hm.«

Wir schwiegen, Earl winselte, rannte, brachte den Ball, winselte, rannte. Die Wolken zogen über den Himmel, die Sterne blitzten durch, der Wald atmete.

»Wie bist du entkommen?«

Meine Augen schlossen sich, und im Gegensatz zu sonst wollte ich es erzählen. Ich wollte mein Herz ausschütten, wollte, dass Salim aus dem Wald es hörte, wollte, dass Johannas Geist meine Geschichte kannte, wollte, dass sein Tod im Wind verging, damit er mich endlich nicht mehr quälte.

»Die Geschichte meiner Flucht ist die Geschichte eines Todes. Bist du bereit dafür?«

»Ja.«

Ich atmete aus.

Hör gut zu, Johanna. Diese Geschichte ist für dich. Weil du einhundertzwei Jahre alt geworden bist. Weil du in Einsamkeit gelebt hast. Weil du denkst, ich wäre zu schwach für dein Erbe, weil du spottest und wütest. Weil ich bin und du sehen sollst, wer ich sein kann.

Hör gut zu, Johanna.

Kapitel 14

Müde legte ich das Buch zur Seite, aus dem ich Eins vorgelesen hatte.

»Warum hörst du auf?«, fragte er und legte seinen Kopf auf meinem Bauch ab. Sein Blick schweifte zwischen dem Dach unseres Verschlages und den sich sanft wogenden Birkenblättern hin und her.

Ich betrachtete eine kleine Spinne, die über den Waldboden krabbelte. »Ich brauche eine Pause.«

»Immer, wenn es spannend wird.«

»Irgendwie muss ich dich ja dazu bekommen, dich wieder mit mir zu treffen.«

Eins schnaubte unwirsch. »Als ob du dafür Bücher bräuchtest.«

»Aber hinderlich sind sie auch nicht.«

Vor einigen Jahren war ich auf der Suche nach Ruhe und Frieden heimlich in eins der verschlossenen Häuser unseres Dorfes geschlüpft. Im Keller hatte ich einen Karton mit welken und vergilbten Büchern gefunden. Trotz des Modergeruchs, trotz der Spinnen und der Ratten, die gelegentlich in den dunklen Ecken umherhuschten, hatte ich mich immer wieder zwischen zwei lockeren Brettern eines vernagelten Fensters hindurchgequetscht und voller Staunen von der Liebe gelesen. Und von Wut und Krieg, von Zauber und Magie, ich stöberte in Geschichten, die nicht mit Gott anfingen und endeten. Diese Bücher und Geschichten richteten unwiderruflichen Schaden in mir an, denn ich wusste nun, was möglich war. Ich wusste, dass Eltern ihre Kinder auf den Arm nehmen und herumwirbeln konnten, ich wusste, dass es Gute-Nacht-Küsse gab. Nicht wie bei uns, wo Liebe nur ein anderes Wort für Hass war.

Durch die Bücher wusste ich, was möglich war, und ich wollte all das. Mit Eins.

Aber die Lage zwischen unseren Eltern hatte sich zugespitzt. Sie redeten nur miteinander, wenn sie beobachtet wurden. Der Hass schwelte zwischen unseren Häusern, Wut und Missgunst hingen so schwer in der Luft, dass man sie an manchen Tagen zerschneiden konnte.

Eins und mir war der zuvor geduldete Umgang strikt verboten worden. Aber wir konnten nicht einfach aufhören uns zu sehen, so wie man nicht einfach aufhören konnte zu atmen. Eins war alles für mich. Mein Wille

durchzuhalten war an ihn geknüpft. Und doch wurde uns keine Zukunft gestattet.

Denn Verbindungen aus Liebe waren schwach, das Auge der Jugend getrübt, während die ältere Generation von dieser Schwäche befreit war. Eine Beziehung diente der Fortpflanzung, und meine Eltern hatten beschlossen, dass ich mit Vier eine Familie gründen sollte. Ein grobschlächtiger Junge, der von Natur aus das Böse in sich trug. Laut meinem Vater wäre nur Vier in der Lage, mich auf den rechten Weg zu bringen. Seine Widerwärtigkeit und Brutalität würden mich brechen. Er quälte Mädchen, jüngere Kinder, Kinder, die nicht so kräftig waren wie er, er quälte das Vieh, er quälte jeden, der ihm über den Weg lief. Bisher hatte jede Familie ihn als Schwiegersohn abgelehnt. Und da weder meine noch seine wählerisch sein konnten, waren wir einander versprochen worden. Für ihn sollte ich die Beine breit machen. Viers Samen war mehr wert, als ich es jemals sein würde. Das Leben, das in meinem Bauch entstehen würde, bedeutete Wachstum für unsere Gemeinde und eine helfende Hand mehr. An manchen Tagen war die Wut so verdammt groß darüber, dass andere über mich bestimmen durften, dass ich vor Zorn brannte.

Und wenn ich nichts unternahm, wäre ich in einem Jahr das erste Mal schwanger. Von einem Jungen, der innerlich hässlich war. Immer wieder flammte der Gedanke auf, abzuhauen. In der dreizehnjährigen Geschichte der Gemeinschaft waren nur eine Handvoll Menschen gegangen. Soweit ich wusste, gab es für diejenigen keine Konsequenzen, aber auch keine Wiederkehr.

Ob ich das auch konnte? Mit Eins an meiner Seite? Einfach gehen?

Eins bewegte sich, sein Kopf rutschte über meinen Bauch, kam auf meinem Magen zum Liegen, der sich heute ausnahmsweise nach außen wölbte.

»Nicht so weit hoch.«

Ich schob seinen Kopf wieder weiter nach unten, er richtete sich daraufhin ganz auf und starrte auf meinen Bauch. Er fuhr mit einem Finger darüber, ganz vorsichtig und ganz zart, als könnten seine Berührungen mich verletzen. Dabei bewirkten sie das Gegenteil. Sie ließen meine Narben verblassen und löschten den Schmerz.

»Seit wann bekommst *du* Essen?«

In seiner Stimme schwang Argwohn mit, als ahnte er bereits, dass diese minimale Zuwendung meiner Eltern uns betraf. Dass ich versprochen

worden war, dass bittere Verhandlungen von Nöten gewesen waren, weil mein Wert denkbar gering war. Mein Körper war übersät von Narben, ich hatte mit meinen fünfzehn Jahren weder Blutungen noch Brüste, weil ich so dünn war. Also hatten meine Eltern damit begonnen, mich vollzustopfen. Die ersten Male hatte ich mich übergeben, aber dann blieb das Essen drin.

Ein Sonnenstrahl schien durchs Blätterdach in unser Versteck und wanderte über Eins' Gesicht, er kniff die Augen zusammen. Ich richtete mich auf, konnte nicht antworten. Es ging nicht. Vögel zwitscherten, Insekten krabbelten und scherten sich nicht um uns. In unserem kleinen Verschlag war die Welt in Ordnung, denn wir streiften die Wahrheit ab, bevor wir eintraten.

Bis jetzt.

Ich nahm Eins' Gesicht in meine Hände und küsste ihn. Unsere Lippen berührten sich, und ich seufzte in seine. Ich wollte für immer genau das hier spüren, wollte keine Angst mehr haben, wollte meine Fesseln sprengen, die jeden Tag ein wenig fester gezurrt wurden.

»Lass uns gehen.«

Seine Stirn lehnte an meiner. Wir hatten beide keine Namen und wir beließen es dabei. Wenn Eins mir etwas schenkte, konnte es mir jemand anderes auch wieder wegnehmen. Und was war ich dann?

»Bitte«, hauchte ich, weil ich wollte, dass er aus Liebe ging. Er sollte sich für mich entscheiden und gegen all das.

»Meinst du das ernst?«

Er musterte mich, suchte den Scherz auf meinem Gesicht.

»Ja. Ja, ich meine es ernst. Ich will hier weg. Aber ich gehe nur mit dir.«

Erneut legte er den Kopf schief, nahm die Dringlichkeit wahr, mit der ich sprach.

»Du verlangst viel von mir.«

»Ich verlange alles von dir. Und ich gebe dir alles.«

Eins küsste meinen Hals, ich fuhr durch seine Haare. Dieses struppige, über und über mit Gold besprenkelte Hellbraun.

»Ich weiß.«

Er hob den Kopf, ein spitzbübisches Lächeln in seinem Gesicht, das ich nicht erwidern konnte. Die Wahrheit pumpte sich durch meine Eingeweide, drei kleine Wörter schlugen und rührten in mir, bis sie an die Oberfläche kamen, ganz weit nach oben, sie sprudelten in meinen Mund, ich konnte sie

nicht schlucken. Meine Lippen öffneten sich, der Sturm brach aus mir heraus.

»Ich bin versprochen.«

Mit einem Ruck entfernte sich Eins, keuchte, krabbelte aus dem Verschlag. Ich folgte ihm, stand vor ihm und wartete. Wartete darauf, ob er gehen oder bei mir bleiben würde.

»Wem?«

Eins' Entsetzen schenkte mir Hoffnung und ängstigte mich zugleich.

»Vier.«

»Nein.« Eins wich weiter von mir zurück. Ich war nicht mehr die Seine, ich gehörte einem anderen. Ich war ihm weggenommen worden, ohne dass ich ihm je gehört hatte. Ich sah, wie in seinen Augen die Hoffnung brach, dass wir offiziell zusammen sein durften. Dass unsere Eltern unsere ungesagten Worte hören und einlenken würden. Ich fand nichts, womit ich ihm Trost schenken konnte, denn seine plötzliche Realität schlummerte schon lange in mir. Und doch musste ich ihm wenigstens versichern, dass egal was passieren würde, es nicht auf Freiwilligkeit beruhte.

»Ich will ihn nicht.«

Eins' Brustkorb hob und senkte sich rasend schnell, als tobte unter seinen Rippen eine Schlacht, in der Gehorsam und Widerstand, Liebe und Gemeinschaft gegeneinander kämpften. Bebend drehte ich mich weg, um Eins' Kampf nicht länger mit ansehen zu müssen. Ich glaubte nicht an Gott, wodurch das Ganze hier zu einem schlechten Witz wurde. Die Bewohner dienten einem Irrgespinst, Gebete waren Zeitverschwendung, jede Regel, jede Vorschrift, jede Züchtigung die Negierung von Sinnhaftigkeit.

Eins jedoch wurde in den Tiefen seines Hauses geliebt. Sein Grundbedürfnis wurde abgedeckt – nicht nur von mir. Seine Gefühle Gott gegenüber waren gespalten. Er glaubte an ihn, die meiste Zeit, er zweifelte hin und wieder, weil wir uns nun mal in dem Alter befanden, in dem Zweifeln eine Grundhaltung war. Aber jetzt war der Moment, in dem er sich für oder gegen das hier entscheiden musste. Meine Hand nehmen und mit mir gehen oder sie beiseite wischen. Jetzt. Ein winziger Splitter in der Zeit, der alles entschied. Die Vögel zwitscherten und sangen ihr Lied, die Sonne schien, die Erde drehte sich. Und doch stand für mich alles still. Ich wagte kaum zu atmen. Bis ich ihn spürte. Wie eine Welle schlug seine Entscheidung über mir zusammen. Er umschlang mich, vereinnahmte mich, schenkte mir Wärme, und ich sackte zusammen.

»Vier bekommt dich nicht. Das lasse ich nicht zu.«

»Dann müssen wir gehen.«

Eins schwieg, war sich der Tragweite seiner Entscheidung bewusst, überlegte, ob es noch andere Möglichkeiten gab. Ich nahm ihm nicht übel, dass er in seinen Gedanken Varianten durchspielte, in denen wir blieben und glücklich wurden. Eins konnte nicht in mich hineinschlüpfen, er konnte nicht fühlen, was ich fühlte, nicht erleben, was ich erlebte. Wir liebten einander, aber wir waren doch getrennte Wesen mit eigenen Erlebnissen und unterschiedlichen Charakteren.

Meine Eltern hatten mich nach uralten Erziehungsratgebern erzogen. Sie hatten mich als Baby schreien lassen, sie hatten mich nach Zeiten gefüttert, die denen der Erwachsenen angepasst waren. Sie hatten mich nicht hochgehoben, hatten mich keine Wärme spüren lassen. Ich hatte heimlich in diesen Büchern gelesen, und die Wut darüber glomm immer noch in mir und äußerte sich in Ungehorsam und Rebellion.

Eins' Daumen fuhr sanft über meine Hüfte, seine Lippen streiften meine Halsbeuge. Wenn ich abends auf meiner Matratze lag, wenn ich die Demütigungen meiner Eltern ertragen musste, wenn ich geschlagen wurde, dachte ich an diese Berührungen.

»Ich kann dich nicht verlieren«, wisperte ich.

Ich hatte Eins noch nie erzählt, wie ich empfand. Wir hielten uns, wir berührten uns, aber die Worte wollten noch nie über meine Lippen rutschten. Ich drehte mich in seinen Armen.

»Du bist alles für mich, außer dir habe ich niemanden auf dieser Welt. Ich ...« Ich hielt inne. Wusste nicht, ob das der richtige Zeitpunkt war, aber einen besseren gab es vielleicht nicht. »Ich liebe dich. Du bist der einzige Mensch, den ich jemals lieben werde. Ich kann nicht ohne dich. Ich kann nicht atmen ohne dich, mein Herz würde stoppen und ich würde zerspringen.«

Ich redete weiter, konnte meine eigenen Worte nicht mehr hören, redete dennoch immer weiter, weil Worte alles waren, was ich ihm schenken konnte. Und Eins nahm sie. Jedes einzelne. Mit ernster, aufrichtiger Miene, als wäre mein Gestammel heilig, als wäre es alles für ihn. Und als die Worte keinen Sinn mehr bildeten, als sie nur noch abgehackte Fetzen meiner Seele waren, senkte ich den Kopf und weinte, weil ich mich entblößt und geöffnet hatte.

»Ich liebe dich«, kam leise zurück, und ich wollte schon zusammensacken, weil es endlich jemand gesagt hatte. Weil diese Worte aus dem Mund eines anderen Menschen mir gegolten hatten. Doch Eins räusperte sich und sprach mit belegter Stimme weiter, und so blieb ich aufrecht stehen und hörte ihm zu. »Im Haus meiner Eltern gibt es ein Buch. Sie hätten es eigentlich damals während der Reinigung vernichten müssen, aber sie haben es behalten. Es erzählt von einer Zeit vor unserem Gott.«

Ich schwieg, zitterte und weinte abwechselnd. All die Jahre über, in denen ich stark sein musste, weil es nichts gegeben hatte, in das ich hätte fließen können, fielen von meinen Schultern, und ich löste mich in Eins' Armen auf. Er hielt mich, damit ich nicht verloren ging. »Zu dieser Zeit existierten mehrere Götter, und sie mischten sich in einen Kampf zwischen zwei Männern ein. Diese stritten um eine Frau. Um Helena. Sie war wunderschön, die schönste Prinzessin, die jemals auf der Erde wandelte. Sie wurde von dem Mann, der sie liebte, aus den Armen des anderen gerissen. Er entführte sie, und sie begannen ihr eigenes Leben.« Er schwieg, meine Haut kribbelte, meine Beine wurden weich wie Butter. »Sei meine Helena. Lass mich dich von dem Mann entführen, dem du versprochen wurdest.«

Dieses Mal hob ich den Kopf, zog ihn zu mir, unsere Lippen trafen aufeinander, nicht mehr zart, sondern verzweifelt. Helena. Der Klang dieses Namens war so schön und tragisch zugleich. Ich wollte sie sein, wollte die Frau sein, die von Eins gerettet wurde.

Wir küssten uns so tief und innig wie noch nie. Die Zukunft, die uns immer verschlossen gewesen war, öffnete sich. Eins griff in meine Haare, löste seine Faust, strich über meinen Arm und sanft am Rand meiner Brüste entlang. Das Pochen zwischen meinen Beinen, das Flirren im Bauch, das Ziehen in der Brust und der Wunsch nach allem oder nichts berauschten mich. Ich drückte Eins auf den Waldboden und setzte mich auf ihn. Wir waren noch nie weiter gegangen als uns zu küssen. Wir hatten uns noch nie berührt, ich wusste nicht, wie sich seine Haut auf meiner anfühlte, ich wusste nicht, wie es sich anfühlte, Körperwärme zu spüren. In diesem Augenblick wollte ich genau das, und so stand ich auf, öffnete mein Kleid, warf es zur Seite und zeigte ihm, wer ich unter all diesen Hüllen war. Ich zeigte ihm meine Narben, meine Striemen, mein Körper war eine Landkarte von Züchtigungen. Ich wollte, dass er all das sah, bevor er sich nicht nur in Zwei, sondern auch in Helena verliebte. Er sollte wissen, wie ich mich

anfühlte, wie ich mich *überall* anfühlte, damit das zwischen uns für die Ewigkeit war.

»Himmel.«

Er richtete sich auf, kniete vor mir, fuhr blasse, kaum sichtbare Narben entlang, befühlte vorsichtig die dicken, schwulstigen.

»Sag diesen Namen noch einmal«, flüsterte ich. Denn die Haut, die Narben und die Schmerzen gehörten zu Zwei. Doch die war ich nicht mehr. Umgeben von Wald und Wind und Sonne war ich durch Eins neu geboren worden. Ich war Helena. Das Mädchen, das eher sterben würde, als auch nur eine Minute ohne ihn zu leben.

»Helena.«

Er presste die Lippen auf meinen Bauch. Ich legte den Kopf in den Nacken und spürte, wie alles Alte durch diese Empfindung zertrümmert wurde, wie meine Knochen neu wuchsen, wie sich Nerven bildeten, die keine Schmerzen mehr fühlen würden, wie alles Schändliche von mir abfiel und da nur noch das Gute war. Ich sank auf die Knie, Eins stütze mich, bis wir ebenbürtig voreinander knieten.

Ich war Helena. Ich war jemand. Dieses Gefühl verlieh mir Macht über mich selbst. Ich würde Helena formen und ihr Leben einhauchen. Entscheiden, was sie mochte und was nicht, wie sie war und wie nicht, ich hatte die einzigartige Möglichkeit, die Vergangenheit auszuradieren und eine völlig neue Zukunft zu schreiben.

Nach und nach löschte Eins mit jeder Berührung und jedem Kuss die Spuren meiner Eltern aus und überschrieb sie mit seinen. Und dann strich sein Finger über meine Rippen. Erst zögernd, dann bestimmter, und ich verging. Ich nahm seinen Kopf, presste ihn auf meine Brust, und als ich seine Zunge auf mir spürte, seinen geöffneten Mund, der all das Böse aus mir heraussog, verglühte ich. Meine Tränen liefen ungehindert. Sie waren Glück und Trauer zugleich, Reinigung und letztes Zeugnis. Sie hatten keinen Ursprung und nahmen kein Ende.

»Wir gehen.«

Eins richtete sich auf, er umklammerte mich, hielt mich, strich über meinen Rücken. Dann nahm er mein Gesicht in seine Hände. Er weinte. Ich weinte. Meine Haut offenbarte ihm die Wirklichkeit über diesen Ort. Alles, was ich ihm bisher erzählt hatte, schwebte ohne Substanz in seinem Kopf, doch jetzt verbanden sich meine Erzählungen mit Bildern – sie wurden zur Realität. Seiner und meiner.

»Wir gehen morgen.«

Wir küssten uns erneut. Und in diesem Kuss lag alles.

»Na, das ist ja interessant.«

Ich schreckte zurück, fiel zur Seite und war augenblicklich der Magie dieses Moments beraubt. Eins wirbelte herum. Ich kauerte nackt und entblößt auf dem Boden. Obgleich ich meine Kleider hasste, wünschte ich mir, sie zu tragen, denn sie würden aus Helena wieder Zwei machen. Ein Mädchen, das sich wehren konnte. Helena war zu zart, zu neu, um standhaft zu sein.

»Ich dachte, ich heirate eine unbefleckte Jungfrau, dabei bist du nicht mehr als eine Hure.«

Vier.

Ausgerechnet Vier.

Ich rutschte auf die Knie, presste meine Handflächen ineinander und ignorierte das überhebliche Lächeln auf seinen schmalen Lippen.

»Bitte.« Mein Wimmern ekelte mich selbst an. »Bitte sag nichts.«

Nicht heute, wo wir unsere Flucht planen mussten. Wenn er uns verpetzte, war alles vorbei. Ich würde wieder zu Zwei werden, und Eins hätte nie die Chance, etwas anderes zu sein. Auf Unzucht standen die schlimmsten Strafen. Isolation, Schläge, Nahrungsentzug, öffentliche Demütigung. Ich kannte all das, aber Eins würde daran zerbrechen.

Vier blickte auf uns herab, seine Fingerknöchel knackten, seine Augen funkelten böse. So böse.

»Du bist nicht in der Position, Forderungen zu stellen.«

In seinem Blick lag nichts Gutmütiges. Da war nur Hass und Hohn und Schwärze. Eins schlüpfte aus seinem Pullover, um ihn mir zu geben.

»Das wird nicht nötig sein. Das Dorf soll sehen, was für eine Hure du bist.«

Eins stand schwankend auf, seine Knie zitterten. Er war noch ein Junge, nur ein paar Monate älter als Vier, er war mit Liebe großgezogen worden, war weich und zart. Und trotz seiner Angst war er bereit, sich Vier entgegenzustellen. Eine Welle der Liebe erfasste mich, und ich stand auf. Nicht die Kleider machten Zwei aus, es war das, was auf meiner Haut geschrieben stand und in meinem Inneren brodelte. Ich stellte mich neben Eins, Schulter an Schulter standen wir Vier gegenüber, der uns um einen Kopf und ein Leben voller Bösartigkeit überragte. Gemeinsam waren wir

stark, gemeinsam würden wir es schaffen, Vier zu überwältigen und zu fliehen.

»Lass uns in Ruhe.«

Vier zog eine Augenbraue in die Höhe, musterte mich.

Während Eins sich seiner Rolle unsicher war, reckte ich das Kinn in die Höhe.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich mir ein anderes Mädchen aussuche. Du bist hässlich. Viel zu dünn, kaum Titten.«

»Geh.« Eins ballte die Hände zu Fäusten.

»Das tue ich. Keine Angst.«

Vier spuckte auf meine nackten Füße und drehte sich um. In diesem Augenblick gab es einen gewaltigen Knall in meinem Kopf. Ich bleckte die Zähne. Eins war kein Gegner für Vier. Ich schon. Meine Eltern hatten stets versucht, mich zu brechen, doch sie hatten mich lediglich vorbereitet. In diesem Moment musste ich keine Rolle spielen, ich konnte alles, was in mir toste, entlassen und mit unbändiger Wucht auf Vier schleudern. Ohne mit der Wimper zu zucken, ohne eine Sekunde des Zögerns, stürzte ich mich auf ihn. Ich sprang auf seinen Rücken, haute ihm meine Finger ins Gesicht, kratzte seine Haut auf, ich versuchte zu beißen, ich kassierte Schläge, meine Nacktheit bot so viel mehr Angriffsfläche. Ich klammerte mich fester, bohrte meine knochigen Schenkel in seine Rippen und trommelte mit den Fäusten auf jeden Zentimeter seines Körpers, den ich erwischte. So fest ich konnte.

Vier kreischte. »Hör auf!«

Ich hörte nicht auf. Vier taumelte, seine Knie knickten unter ihm weg. Ich wog nicht viel, aber in jedem Gramm meines Körpers steckte wilde Entschlossenheit. Schließlich erkannte er seine Chance in einer dicken Eiche. Immer wieder rammte er mich gegen den holzigen Stamm. Meine Haut riss auf, aber ich machte weiter. Eher würde ich sterben, als Vier zu heiraten. Ich umklammerte seinen Hals, versuchte, die Luftzufuhr zu unterbrechen. Mein glühender Hass trieb mich voran, ich war zu allem bereit. In dieser schwarzen Stunde, in diesem Moment voller Grausamkeit, wollte ich sein Leben beenden. Ich würde ihn töten oder bei dem Versuch sterben.

Erneut ließ Vier meinen Rücken gegen den Stamm krachen, und die Erschütterung raubte mir die Sinne. Und dann stand Eins da. Entschlossenheit blitzte in seinen Augen auf. Er ballte seine Hand zur

Faust, holte aus und donnerte sie mitten in Viers Gesicht. Sein massiger Körper erschlaffte beinahe augenblicklich. Ich rutschte von seinem Rücken, wankte, klammerte mich am Baum und an Eins fest.

»Wir müssen weg«, keuchte ich, am Rande meines Sichtfeldes tanzte die Schwärze, Blut lief mir den Rücken hinab.

Eins stand da, wie vom Donner gerührt, er bewegte sich keinen Millimeter, sondern starrte abwechselnd auf seine Faust, auf mich und auf Vier. Ich rannte zu unserem Verschlag, der Weg unter meinen Füßen schlingerte und verschwand, vermischte sich mit dem Grün um mich herum. Ich schlüpfte in mein Kleid und schob meine Füße in die Schuhe.

»Los jetzt«, sagte ich und band mir noch im Gehen die Haare zusammen.

Eins wusste, dass wir keine Wahl hatten, doch statt Reue sah ich Liebe in seinem Blick. Er reichte mir die Hand, und ich griff danach. Wir waren verbunden. In diesem Leben und in jedem, das danach käme. Eine solche Tiefe konnte es nicht noch einmal geben. Das war unmöglich.

»Wir müssen ans südliche Ende der Stadt. Dort ist kaum jemand, der uns entdecken kann.«

Ich nickte, war froh, mich für einen Moment nicht kümmern zu müssen und die Verantwortung abzugeben.

»Es tut mir leid.«

»Was?«, fragte ich.

»Dass ich dich nicht schon eher hier rausgeholt habe.«

Ich drückte Eins' Hand, war völlig überwältigt von all den Gefühlen, die wie ein Tornado in meinem Bauch wirbelten. Wir erreichten den Waldrand. Noch ein paar Schritte.

Das Gestrüpp wurde lichter, die Bäume standen nicht mehr ganz so eng beieinander. Wir gingen automatisch schneller, trauten uns aber nicht zu rennen, das wäre zu auffällig.

Ein paar Meter noch.

Und da knackten Äste hinter uns. Schwere Schritte trampelten alles nieder, was ihnen in die Quere kam. Eine beinahe unmenschliche Stimme schrie und brüllte vor Wut.

Vier.

Kapitel 15

Ich atmete zischend, meine Lunge war so verkrampft, dass ich sie nicht weiten konnte. Jemand rief. An der Haustür. In meinem Kopf. Überall.

»Mach die Tür auf!«

Ich kroch über den Boden, angelockt von der weichen, melodischen Stimme. Das Trommeln an der Tür erinnerte mich an die Fußschritte im Wald. Dieses furchtbare Geräusch, das alles beendet hatte. Ich war hier und doch dort. Ich kämpfte mich durch den Flur, stützte mich rechts und links ab. Bilderrahmen wackelten, einer fiel hinab. Glas splitterte. Hinter mir tobte die Vergangenheit. Sie kam schneller, immer schneller.

»Helena!«

Um mich herum heulte das Haus, zischte der Geist des gestorbenen Handwerkers, fluchte Johanna, weil sie nicht erkannt hatte, was in mir war. Ich spürte den Wind, der etwas aus mir forttrug, obwohl er unmöglich hier im Haus sein konnte. Einen Riegel nach dem anderen öffnete ich, sperrte die Tür auf und ließ los. Ich fiel, ohne aufzuschlagen, ich gab auf, ohne schwach zu sein, ich verlor mich, um mich neu zu finden. Salim fing mich auf, wir sanken zu Boden, wo er mich hin und her wiegte, Earl Grey wuselte um uns herum, ich zog ihn an mich, vergrub mich in seinem Fell, auf dem jemand Tee verschüttet hatte. Ich ließ mich von beiden wärmen, und das Trampeln von Viers Füßen verstummte, Eins' Schreie verklangen.

»Du musst es mir nicht erzählen. Tut mir leid, dass ich nachgefragt habe.«

Salims Schaukeln löste meine Verkrampfungen. Jeder Muskel, der durch ihn bewegt wurde, lockerte sich.

»Ich muss. Ich will es erzählen.«

»Warum?«

Earl Grey kämpfte sich frei und leckte mir übers Gesicht, seine raue Zunge erfasste jede Träne. Ich wollte Eins' Geschichte erzählen, weil sie gehört werden musste, weil Salim begreifen musste, wo ich herkam, was hinter mir lag und welche Geister an meiner Seite waren.

Ich schloss die Augen, zu müde, um sie offen zu halten. Mein Herz trommelte gegen meine Rippen wie die Sohlen von schweren Schuhen auf dem Waldboden.

Kapitel 16

Ich wirbelte herum, Eins schob mich hinter sich.

Vier rannte auf uns zu. Er sprang über Wurzeln und umgefallene Bäume, sein Gesicht hatte nichts Menschliches mehr. Er sah aus wie die Dämonen in den Bibeln, die wir im Unterricht studierten, und ich begriff, dass das Hässliche nichts Äußeres, sondern etwas Inneres war. Er war das fleischgewordene Böse, und wir hatten keine Chance gegen ihn.

»Komm!«

Ich zog an Eins' Hand, doch in ihm war etwas verschoben. Er kam mit Gewalt und dem reinen Bösen in Kontakt und erkannte nun, dass Flucht das Unweigerliche nur hinauszögerte.

»Los, bitte!«

Ich weinte und bettelte, und als Vier noch näherkam und die ersten Wellen seiner Wut uns aus der Entfernung trafen, gab auch Eins nach. Wir rannten. Um unser Leben.

Ich knickte um, richtete mich auf, rannte weiter. Zog Eins hinter mir her, wurde von ihm gezogen. Wir waren ein Gespann aus Angst und Furcht. Und gerade als wir glaubten, es in die Sicherheit der Gemeinschaft geschafft zu haben, riss etwas so stark an meiner Hand, dass ich zu Boden stürzte. Und obwohl ich nicht gesehen hatte, was geschehen war, ließ eine furchtbare Vorahnung meine Muskeln erstarren.

Langsam, ganz langsam drehte ich mich um. Eins lag halb auf der Seite, halb auf dem Rücken, schwer atmend, sein Arm immer noch zu mir ausgestreckt. Vier musste ihn seitlich gerammt und ihn so zu Fall gebracht haben. Nun packte er Eins am Kragen und zog ihn in die Höhe. Eins versuchte sich zu wehren, die beiden verkeilten sich ineinander. Und dann schleuderte Vier Eins mit aller Kraft auf den Boden.

Ein fürchterlich schmatzendes Geräusch ertönte.

Die Welt blieb stehen, und ich hielt den Atem an. Der Wald erlosch, der Boden kippte aus dem Universum, der Himmel stürzte in sich zusammen. Ein Ast bohrte sich durch Eins' Nacken und ragte aus der Kehle wieder heraus. Er röchelte, Blut sprudelte zwischen seinen Lippen hervor. Vier sprang von seinem sich windenden Körper. Ich schrie, hastete zu Eins und griff seine Hand.

»Bleib ruhig«, sagte ich, meine Stimme schrill vor Panik. »Ich hole Hilfe.«

Ich blickte auf, sah Viers Gesicht, das im Augenblick des Schocks jeder anderen Emotion beraubt war, seine Bösartigkeit aber trotzdem nicht verschleiern konnte. Selbst wenn ich ihn ins Dorf schickte, käme jede Hilfe zu spät. Das Grün des Waldbodens war ausgelöscht und mit Rot überschrieben, Eins' Augen blickten gen Himmel.

»Ich ...« Ich weinte so heftig, dass keine Worte herauskamen, aber er wusste es. Er wusste alles von mir und all die Dinge, die mir selbst verborgen waren. Die letzten Minuten zählten nicht, aber jede Sekunde davor. Ich krümmte mich, weinte und schrie, und gerade als ich auf Vier losgehen und ihn zerschmettern wollte, packte Eins meine Hand fester und zog mich zu sich hinab. Ich presste mein Ohr gegen seine Lippen, spürte warmes Blut.

»Helena.«

Ich weinte noch mehr. Mein Name, das einzige Geschenk, das ich je bekommen hatte. Eins kämpfte, schaffte kein weiteres Wort mehr am Ast vorbei, er schloss die Augen, und ich dachte, er wäre tot. Doch dann blickte er mich an und sagte ein letztes Wort, erstaunlich klar, erstaunlich laut, ehe sein Körper erschlaffte und das letzte bisschen Leben aus ihm floss.

Lauf.

Eins war tot.

Meine Zukunft, meine Gegenwart, meine Liebe war tot. Ich öffnete den Mund, aber kein Geräusch dieser Welt konnte äußern, was ich fühlte. Ich wog mich vor und zurück, legte mich auf Eins' Brust und suchte nach dem Herzschlag, der eben noch meinen Namen gerufen hatte. Mein Ohr raste über den Brustkorb, der sich nicht mehr hob. Das Herz, das für uns beide geschlagen hatte, war verstummt.

Ich wusste nicht, wie lange ich nach einem Lebenszeichen suchte, aber als ich aufblickte, sah ich Vier. Wie er mich stumm beobachtete, wie er sich an meinem Schmerz weidete, meinem Verlust lächelnd begegnete.

»Sieht so aus, als wärst du wieder frei.« Er klopfte sich trockene Erde von der Hose und sah auf mich herab. »Ich denke, wir sind uns einig, dass wir beide Schweigen. Ich über deine Sünden und du über meine.«

Und damit ging er. Ließ mich am Boden liegen, der so tief war, dass ich das Licht am Ende nicht einmal mehr erahnen konnte. Es war auf einmal so dunkel in meiner Welt, dass ich nichts sehen konnte außer Eins. Wie er

dalag, die Augen gen Himmel gerichtet, die Hände seitlich abgespreizt, die Beine ausgestreckt. Er war für mich gestorben. Ich beugte mich zu ihm hinab, öffnete seinen Mund und sog die Luft ein. Das letzte bisschen gehörte mir.

Dann stand ich auf und ging ins Dorf. Blutüberströmt. Aus meinen eigenen Wunden am Rücken und von Eins.

Vier täuschte sich, wenn er glaubte, ich würde schweigen, wenn er dachte, ich würde die Konsequenzen meiner Zusammenkunft mit Eins fürchten. Ich würde gehen, ich würde über die Mauer klettern, die es nur in meinem Kopf gab, denn das Dorf war von nichts als meiner Angst umgeben. Ich würde sie niederreißen und ich würde dieses ganze verdammte Dorf zu Fall bringen. Sie würden dafür bezahlen, was sie ihren Kindern angetan hatten, wenn sie von Gott sprachen und Gewalt ausübten.

Ich war bereit, meine Geschichte zu erzählen.

Ich war bereit, ein irdisches Gericht über alle zu bringen.

Ich war bereit, alles zu vernichten.

Durch Eins' Tod war ich geboren und in seinem Blut war ich getauft worden.

Kapitel 17

Salim hatte mich nach oben getragen. Ich hatte ihn gebeten, mir einen starken Kaffee zu machen, doch er hatte stattdessen Johannas Alkoholvorrat durchstöbert und eine halbe Flasche Whisky gefunden.

Nun saßen wir auf dem Bett einer toten Hundertjährigen, goldene Flüssigkeit schwappte in unseren Gläsern, Earl Grey lag zwischen uns, und die Vergangenheit rumorte in unseren Köpfen. Ich streichelte in dicht aufeinanderfolgenden Zweierzügen Earls Fell. Immer zweimal, dann Pause. Dann wieder zweimal. Mit geschlossenen Augen und heraushängender Zunge genoss er meine Streicheleinheiten. Salim rollte das Glas zwischen den Handflächen und warf so glitzernde Flecken an die Decke.

»Was ist danach geschehen?«

Ich legte den Kopf in den Nacken, trank den letzten Schluck und leckte mir einen Tropfen von der Lippe.

»Ich blieb. Vorerst.«

Earl Grey hob den Kopf, wedelte kurz mit der Rute und drehte sich dann auf den Rücken, die Pfoten weit von sich gestreckt.

»War es zu gefährlich?«

»Nein. Ich musste es sehen. Musste mit eigenen Augen sehen, was sie aus dem Tod meines Freundes machen würden.«

»Und?«

»Einen Unfall.«

»So tragisch es ist, es *war* ein Unfall.«

Ich schnaubte. »Ich habe ihnen erzählt, was geschehen ist. In allen Einzelheiten.«

»Auch, dass ihr ein Paar wart?«

»Ja. Die Ältesten im Dorf beschlossen, die Polizei erst in ein paar Tagen zu verständigen. Bis dahin wollten sie ... sie wollten Eins so lange im Wald liegen lassen, warten, bis sich alle beruhigt hatten, um dann eine gemeinschaftliche Aussage vorzutragen. Außerdem wollten sie zuerst mich bestrafen, ehe sie Eins begruben.«

»Dich?!«

»Ich hatte gesündigt.«

»Verfluchte Scheiße.«

Wir schwiegen. Salims ungestellte Frage kroch bereits über seine Lippen. Johannas Geist saß im Sessel, die Hände ineinander verknotet, und rührte sich nicht.

»Meine Eltern einigten sich mit Viers Eltern, dass die Hochzeit vorgezogen würde. Außerdem trugen die Ältesten ihnen auf, mir zehn Schläge mit der Rute zu geben und eine Woche lang nichts zu essen. Wasser sollte mir hingegen gemäßigt zur Verfügung gestellt werden.«

Salim fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, so dass seine Augenbrauen in alle Richtungen abstanden.

»Ich musste den Schmerz fühlen, weißt du? Eins' Tod hatte mich so sehr erschüttert, dass in mir drin nichts mehr war. Als wäre ich im Wald gestürzt und mit ihm gestorben. Die Schläge waren schlimm, aber sie haben bloß meine Wut genährt. Und mit der Wut kam die Entschlossenheit und das Bestreben, zu gehen und alles für immer hinter mir zu lassen.«

Ich reichte ihm mein Glas, und er füllte nach. Alkohol barg für mich keine Erlösung, aber er schenkte Wärme, wenn Kälte meine Gedärme einfror.

»Haben sie dich einfach so gehen lassen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Das haben sie nicht. Ich habe mir meine Freiheit erkämpft, habe mich nachts aus meinem Zimmer befreit, in das meine Eltern mich eingeschlossen hatten. Von Busch zu Busch, von Schatten zu Schatten bin ich gekrochen, bis ich die Lichter des Dorfes nicht mehr sehen konnte. In jener Nacht habe ich meine Familie und Gott zurückgelassen.«

»Gott ist nicht das, was deine Eltern daraus gemacht haben.«

»Ich weiß.«

Earl Grey kippte zur Seite, streckte die Beine, bis die Pfoten zitterten, und schlief weiter. Für mich war Gott schlimmer als das, was meine Eltern aus ihm gemacht hatten. Für mich war Gott die Hoffnung vor dem Absturz, die Liebe vor dem Hass, der Verlust, wenn man etwas gehabt hatte.

»Als ich aus dem Dorf floh, wusste ich nichts über die Welt. Wir hatten zwar eine Schule gehabt und primitiven, zensierten Unterricht, aber ich hatte keine Ahnung, wie die einfachsten Dinge funktionierten, wo ich hinsollte. Zum Glück fand mich eine Familie, die auf dem Weg nach Hause war. Sie fuhren mich zur Polizei und von dort aus ging alles seinen Gang. Polizei, Anwälte, Gericht.«

»Was ist aus Vier geworden?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Auch ihn habe ich zurückgelassen.«

Salim hob den Arm, und ich kroch zu ihm. Seine Berührung hatte nichts Sexuelles, wir waren nicht dabei, eine Beziehung einzugehen, wir waren einfach zwei kaputte Seelen auf der Suche nach etwas, das sie zusammenhalten würde, ehe das Leben die restlichen Teile auch noch sprengen konnte. Salim legte seine Wange auf meinem Scheitel ab, sein Bart kitzelte mich, seine Hand streichelte über meinen Oberarm, und Gänsehaut entstand, wo er mich berührte.

»Dass du da drin überlebt hast, dass du entkommen bist, zeigt, wie stark du bist, Helena.«

Ich schloss die Augen, der Wind stand still, heute Nacht gab es nichts mehr, das er fortreißen und mit sich nehmen musste. Mein Mund blieb geschlossen, doch meine Gedanken rasten. Vier war böse und würde bis ans Ende seiner Tage böse sein. Genauso wie meine Eltern und die Hälfte des Dorfes. Sie waren keine Kinder Gottes, sie waren die Saat des Bösen. Alles Übel hatte sich in diesem Dorf potenziert und sich in seinen verschiedenen Schwarztönen vermischt.

Doch alles, was ich dort erlebt hatte, alles, was mir dort widerfahren war, war nichts im Vergleich zu dem, was die Welt noch für mich bereitgehalten hatte. Meine Flucht war kein Happy End. Sie war der Anfang von etwas Schlimmerem gewesen. Mein Mut war zerschlagen worden, meine Wut hatte sich aufgelöst, mein Bestreben, das Gute kennenzulernen, war nach wenigen Wochen erloschen. Ich war erloschen. Ich war ich ohne Eins, ohne meinen Willen, ohne meinen Schneid, ich zerbröckelte unter der Freiheit, kam nicht klar und verlor mich selbst.

Ich hatte Salim die Geschichte erzählt, die an meiner Oberfläche schwamm und die zu meiner Haut geworden war. Das, was darunter brodelte, behielt ich für mich. Vorerst.

Kurz bevor ich wegdriftete, hörte ich Salims Stimme leise, ganz leise in meinem Ohr und meinem Kopf.

»Ich würde dich vor Vier beschützen. An mir käme er nicht vorbei.«

Armer Salim. Wie wenig er wusste.

Kapitel 18

Ich schreie und schlage um mich. Angst beherrscht mich.

Vier. Ist er hier? Lauscht er meinem wild schlagenden Herzen? Berührt er mich?

Ich verharre in der Erwartung, dass mir gleich Schmerz zugefügt wird, denn so langsam bekomme ich eine Idee davon, in wessen Fänge ich geraten sein könnte. Doch als auch nach 474 Sekunden nichts geschieht, lockere ich meine Muskeln und atme tief durch. Ablenken. Ich muss mich ablenken. Also rufe ich mir Erinnerungsfragmente vor Augen, lasse die Vergangenheit auf mich wirken. Mehr kann ich nicht tun.

Ich habe diese Glaubensgemeinschaft zu Fall gebracht. Eins ist tot. Mein Herz zieht, denn ich kann spüren, wie viel er mir bedeutete. Der Nachklang meiner Liebe zu ihm ist immer noch in mir. Meine Eltern mussten für keine meiner Narben ins Gefängnis gehen. Das ist bitter. Sie hätten es verdient, ihrer Freiheit beraubt zu werden, so wie sie mich um meine gebracht haben. Ich lag in Salims Armen. In meinem Bauch wirbelt ein zarter Sturm, den ich nicht deuten kann. War das ein Anfang? Würde noch mehr zwischen uns geschehen?

Ich weiß nicht, was geschehen ist, nachdem ich das Dorf verlassen habe. Was habe ich dreizehn Jahre lang getan, ehe ich auf der Lichtung in Salims Armen landete? Wenn ich versuche, daran zu denken, peitscht mich etwas zurück. Etwas Großes und Dunkles, das mir sagt, dass ich noch nicht bereit bin, alles zu wissen. Statt einer Erinnerung an etwas aus dieser gigantischen Lücke, schlängelt sich der Gedanke in meinen Kopf, der mir in Salims Armen kam. Dass meine Eltern und all die anderen in dieser Hölle nicht das Schlimmste waren, was mir widerfahren ist. Aber wie kann das sein? Die Welt außerhalb der Gemeinde musste unweigerlich besser sein als all diese Bösartigkeiten.

Die Gedanken schlagen Saltos in meinem Kopf, ich hebe die Arme, lasse sie wieder fallen, doch ich spüre nichts. Meine Beine sind taubes, klobiges Fleisch.

Ich liege da und atme. Ich definiere mich neu, bin nur noch Gedanken. Meine Vergangenheit ist bis auf wenige Bruchstücke fort, meine Körperlichkeit verschwunden, ich bin denkend, erinnernd, ich treibe, lasse

geschehen. Trotz des Mangels an allem, was einen Menschen ausmacht, bin ich.

Aber was ist das? Was macht uns aus? Zu sehen, zu spüren, zu hören? Nein. Zukunftsgedanken? Nein. Herkunft? Ich schnaube. Als ob. Ist ein Mensch jemand, der sich klar von seiner Umwelt und anderen abgrenzen kann? Wenn ja, falls irgendeins dieser Kriterien die Grundlage einer Definition ist, wurde ich der Menschhaftigkeit beraubt. Ich sehe keine andere Möglichkeit, als mich selbst zu definieren.

Und mir fällt nur ein unveränderbarer Fakt ein, den ich mit allen anderen gemein habe. Die kleinste Grundlage, die jedes Lebewesen vorweisen muss und die reichen müsste, alle zu einen: Ich bin. In diesem Moment, als die Sterne in genau dieser Konstellation stehen, die Wolken genau diese Formation bilden, die Sonne in Milliarden kleiner Explosionen scheint. Ich bin. Im Kreislauf. Auf der Erde. Das muss reichen. Denn im Moment kann ich gegen nichts kämpfen, ich kann mich keinem Feind stellen. Ich kann nur hoffen, dass die Erinnerungen zurückkommen und mich am Leben halten.

Meine Gedanken verweben sich mit Bedeutungslosigkeit, ehe sie im Nichts enden. Zeit vergeht fließend und tröpfelnd. Sie dehnt sich aus und zieht sich zusammen. Ich bin müde und werde meiner Existenz überdrüssig. Und als ich weder Leben noch Hoffnung habe, kommt das Licht.

Kapitel 19

Earl Grey stürzte nach draußen und wurde beinahe von seinen Hinterbeinen überholt, als er die Treppe hinabstürmte. Ich musste lachen, und Salim schüttelte den Kopf.

»Dieser Hund.«

Salims Lachen verhallte, die Vögel zwitscherten, der Wind rauschte durch den Wald und brachte die Blätter zum Klingen. Wir standen uns gegenüber mit hängenden Armen, weichen Beinen und flauen Mägen. Wir hatten die Nacht miteinander verbracht, ohne Hintergedanken – bis jetzt. Meine Sehnsüchte waren ganz leise mit der Sonne erwacht. Sie fingen bei Salims definierten Armen an, wanderten zu seinem kleinen Wohlstandsbauch, zu seinen von den nächtlichen Wanderungen festen Oberschenkeln, seinen schwarzen Haaren, die ich noch nie offen gesehen hatte, seinem dunklen Bart, der seinem Gesicht eine düstere, verwegene Nuance gab. Ich wollte mich nicht zu ihm hingezogen fühlen und tat es doch. Ich hatte in seiner Anwesenheit nicht mehr spüren wollen als Trost und tat es doch. Ich trat von einem Fuß auf den anderen, wusste weder, was ich sagen, noch, wie ich mich verhalten sollte. Durch die Nervosität verlor ich die Kontrolle, ich blinzelte immer zweimal hintereinander, kratzte mir zweimal die Nase. Wie sollte es jemals ein Mensch mit mir aushalten? Ich bekam meine Zwänge nicht in den Griff, weigerte mich aber, mir Hilfe zu suchen, denn ich *war* meine Zwänge. Sie waren durch meine Vergangenheit geformt worden, durch meine Erlebnisse verfestigt und in meiner Gegenwart präsent. Sie erinnerten mich daran, wo ich herkam und was ich erreicht hatte. Ich würde nicht nach etwas streben, das ich nicht war.

»Wegen gestern ...«, begann Salim.

Er sprach nicht weiter, denn in diesem Augenblick ertönte ein Schrei. Er war nicht besonders laut, aber der Wind, der vom Tal in die Berge wehte, trug ihn zu uns, und so klang es, als stünde Anuk neben uns. Salim wirbelte herum, polterte die Stufen hinab und rannte die Anhöhe hinunter. Obwohl mein Herz augenblicklich erkaltete und mein erster Impuls war, die eiserne Tür zu schließen, setzte ich mich in Bewegung.

Barfuß trat ich vor die Tür, die Sonne blendete mich, der Wind wirbelte durch meine Haare. Ich zögerte eine weitere Sekunde, ehe ich endlich Salim hinterherrannte. Er stand vor seiner Hütte, vor ihm Anuk, sein Körper

verdeckte sie. Für jeden Schritt, den ich tat, schlug mein Herz zwei Mal, und als ich Salim umrundete, setzte es aus. Anuk war blass, das kirschrote Blut an ihren Händen stand in starkem Kontrast zu ihrer Haut. Ihre schwarzen Haare hatten sich aus dem geflochtenen Pendel gelöst, bildeten weder Wahrheit noch Lüge. Ihr T-Shirt, ein weißes mit undefinierbar verwaschenem Logo auf der Brust, war mit Blutflecken übersät. Mein Blick wanderte zu ihren Händen und ich benötigte eine volle Minute, ehe ich verstand, was sie in den Händen hielt und was sie mir zurief.

»Die Hühner! Die Hühner sind tot!«

Kapitel 20

Wir fanden in Anuks Küche Zuflucht, ich schrubbte die Arbeitsfläche mit Essig, Anuk goss kochendes Wasser über frischgemahlenes Kaffeepulver, Salim stand an der Wand, die Beine überkreuzt, den Daumen an den Lippen, mit denen er mir gestern noch einen unschuldigen Kuss auf die Haare gehaucht hatte und die jetzt blutleer vor Zorn waren.

»Und du hast nichts gehört?«

Wasser schwappte über den Rand des Filters und tröpfelte auf die Arbeitsplatte. Ein paar Körner Kaffeepulver schwammen in der Pfütze, und ich wischte es umgehend auf. Anuk machte mir Platz und fuhr dann unbeirrt fort. »Salim, wenn ich schlafe, würde ich nicht mal den Weltuntergang mitbekommen.«

»Hm.«

Ich schrubbte weiter, musste das Blut von der Arbeitsfläche wischen, das nie darauf gewesen war.

»Hast du Ärger mit Kunden?«

Anuk knallte den Wasserkocher so fest in die Halterung, dass ich glaubte, das Plastik knacken zu hören, und wirbelte herum.

»Ich verkaufe Babystrampler, keine gottverdammten Atomwaffen!«

Salim hob die Hände, stieß sich von der Wand ab und blickte in den Garten, in dem wir die Hühner begraben hatten, denen jemand heute Nacht die dünnen Kehlen zerfetzt hatte. Der Boden war durchtränkt mit ihrem Blut, es war so weit nach unten gesickert, dass Salim die Erde einen halben Meter tief umgraben musste, um diese Gräueltat verschwinden zu lassen.

»Ich verstehe nicht, dass die Polizei nicht kommt.« In Salims Stimme war glühende Wut gepresst, als wäre sie flüssiges Metall und Salims Körper der Rohling dafür.

Das kommt vor, wir haben hier hin und wieder Probleme mit Wölfen, treten in verdammten Rudeln auf.

Sie können einen Antrag auf Schadensausgleichszahlungen stellen. Ich kann Ihnen die Kontaktdaten der Wildtierbeauftragten schicken.

»Wegen toten Hühnern und hungrigen Wölfen kommen die doch nicht raus in die Wildnis.«

Der Schwamm kratzte auf der Arbeitsplatte, und als ich den letzten Zentimeter zum zweiten Mal geschrubbt hatte, wusch ich ihn aus, legte ihn

ordentlich an die Spüle und ließ mich auf einen Stuhl sinken. Dann stand ich auf, wusch den Schwamm erneut aus und setzte mich wieder.

Anuk wandte sich ihrem Kaffee zu, der aus dem Filter in eine weiße Kanne mit blauen, beinahe verblichenen Blumen getröpfelt war. Sie stellte drei Tassen auf den Tisch, auf denen sich tausende winziger Linien im Zickzackmuster durch die Porzellanlasierung zogen. Ich richtete sie auf der Wachsdecke in einem gleichschenkligen Dreieck aus, die Milchflasche in der Mitte, dann strich ich die Decke glatt und kämpfte gegen den Drang, alles noch einmal neu zu ordnen. Kratzend zog Salim einen Stuhl zurück und setzte sich. Bitterer Kaffeeduft erfüllte die kleine Küche, und ich glaubte, immer noch Nuancen metallischen Bluts dazwischen zu riechen. Wir saßen da, unsere dampfenden Tassen in den Händen, die Schwere auf dem Gemüt, ein Stillleben aus Schock. Schließlich grunzte Anuk und warf ihren Körper zurück in die Stuhllehne. Das Metall quietschte, das rissige Polyester entließ zischend Luft. Unsere Blicke trafen sich.

»Kann er es sein?«, fragte sie.

Ich zuckte mit den Schultern. Heute Morgen hatte er sich zu Hause in Berlin befunden. Ich zog eine Augenbraue in die Höhe, stellte ihr ohne Worte die gleiche Frage. Anuk tat ihre Vergangenheit mit einem ungeduldigen Winken ab.

»Wovon redet ihr?«

Salim kannte bereits Splitter aus meinem Leben. Er wusste, unter welchen Umständen ich geboren wurde, welche Gefühle mich durch die Kindheit getragen hatten, und wie sehr ich gelitten hatte, als der einzige Mensch, den ich jemals geliebt hatte, in meinen Armen gestorben war. Er wusste, wie sehr mich die Erinnerung an damals verfolgte, wusste, wie sehr ich mich vor ihr fürchtete.

Aber von *ihm* wusste er nichts.

David kannte er noch nicht.

Und auch Anuks Vergangenheit lag für ihn im Dunklen. Für ihn waren wir bloß zwei Frauen im Wald. Eine stellte Kinderkleidung her, die andere hatte eine furchtbare Kindheit hinter sich. Aber das war nicht alles. Die Vergangenheit bestand nicht aus Fragmenten. Sie war nicht in Teile zerhackt, sondern eine Schnur, die sich von damals ins Heute zog. Auf sie folgte etwas und noch etwas und noch etwas. Und jede Entscheidung im Heute hatte ihren Ursprung im Gestern.

»Denkst du, Vier steckt dahinter?«, fragte Salim.

»Nein.«

»Wer?«, fragte Anuk verwirrt.

Nun winkte ich ab, und weil wir etwas teilten, weil wir einen entscheidenden Teil unseres Lebens ähnlich verbracht hatten, bohrte sie nicht weiter nach.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich und trank einen Schluck. Der starke Kaffee ätzte in meiner Speiseröhre und ließ die Säure meines leeren Magens brodeln.

Anuks Haare fielen in offenen schwarzen Wellen mit grauen Schaumkronen über ihre Schultern, als sie mir den Blick zuwandte. »Nichts. Was sollen wir machen? Im Endeffekt hat der Polizist recht. Es könnte ein Wolf gewesen sein.«

»Und der Aschenbecher?«

Wir schwiegen, durcheinandergebracht von einem gläsernen Gegenstand. Der verschwundene Aschenbecher war nicht das Werk eines Wolfes, ein Mensch hatte ihn genommen und fortgetragen.

»Was ist mit diesen Jungs?«, fragte Salim. »Die vom Supermarkt. Sie könnten es gewesen sein. Beides.«

»Welche Jungs?«, fragte Anuk, und ich erzählte ihr schnell, was am Tag meiner Ankunft auf dem Supermarktparkplatz geschehen war, als mein größtes Problem scheinbar Johannas Geist und ein paar Jungs gewesen waren.

Aus Anuks Kehle drang ein grollender laut. »Idioten. Wann immer ich ins Dorf gehe, habe ich mit irgendwelchen Idioten zu tun. Wie sahen sie aus?«

Ich beschrieb ihr die drei, so gut ich konnte, und Anuk schob das Aussehen der Jungs in ihrem Kopf umher. »Ich denke, ich weiß, wen du meinst.«

»Wirklich?«

»Ja. Die sind mir auch schon begegnet. Ich kann im Dorf mal rumfragen, wer die drei sind, und dann gehen wir zur Polizei.«

»Und sagen was?«, fragte ich nach.

»Dass sie dich bedroht haben, deine Adresse kennen und seitdem auf dieser einsamen Lichtung am Ende der Welt merkwürdige Dinge geschehen.«

Ich nickte, obwohl ich die Namen der drei bereits kannte. Ich wusste, wem das Auto gehörte, ich wusste, wie oft sie zusammen abhingen, wie oft

sie die Schule schwänzten, welcher Typ Frau ihnen gefiel und wie oft sie randalierten. Heutzutage waren das alles Daten, für die ich noch nicht einmal ansatzweise meine Computerkenntnisse beanspruchen musste. Facebook, Instagram, TikTok waren wie offene Bücher, die ich lesen konnte, wann immer mir der Sinn danach stand.

»Warum klauen diese Arschlöcher meinen Aschenbecher? Warum zerfetzen sie meinen Hühnern die Kehle? Was zur Hölle sind das für Jungs? Sadisten?«

»Nein. Ich habe sie bloßgestellt. An mich kommen sie nicht ran. Dein Aschenbecher und die Hühner hingegen ...«

Salim löste sich mit einem lauten Schmatzen von der Rückenlehne, beugte sich vor und sagte dann: »Ich kenne jemanden, der uns helfen kann.«

»Einen Hühnerzüchter?« Anuk hatte eine Augenbraue in die Höhe gezogen, der Spott in ihrer Stimme zeugte von ihrem Wunsch, die Situation nicht zu nah an sich herankommen zu lassen.

»Nein. Vor einiger Zeit habe ich für ein Sicherheitsunternehmen gearbeitet.«

Mein Herz schlug so fest und so laut, als würde es unter der Bodendiele liegen und mich verraten.

»Salim, es gibt keine Hühner mehr, die wir bewachen können.«

»Nein. Aber uns.«

Überwachung. Wir mussten uns schützen. Eine Tür reichte nicht, verschlossene Fenster reichten nicht. Die Küchenuhr tickte mit meinem Herzen um die Wette, Earl Grey winselte, aber wir ließen ihn nicht aus der Küche. Was auch immer da draußen lauerte, es zerfetzte Kehlen.

»Ist das nötig?«

»Offensichtlich, Helena. Irgendjemand oder irgendwas hat heute Nacht in Anuks Garten ein Massaker veranstaltet. Noch bin ich hier, aber in knapp vier Wochen seid ihr allein auf dieser Lichtung.«

Allein. Ohne Salim, der nachts durch die Wälder schlich und die Geister seiner Familie vertrieb. Alleinsein fühlte sich gut an, aber nun, da das Alleinsein Salim kannte, war es nicht mehr ganz rund.

»Wie willst du dieses riesige Gelände überwachen? Den Wald, die Lichtung? Drei Hütten?«, fragte Anuk.

»Das weiß ich nicht, aber mein ehemaliger Kunde weiß es sicher.«

Anuk blies in ihren Kaffee, erzeugte einen Tsunami, dessen Wellen gegen den Tassenrand schwappten, sich in die Risse der Lasur drängten und sie noch schwärzer färbten.

»Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. »Ich mag keine Fremden auf der Lichtung.«

»Jemand Fremdes ist sowieso hier.«

Anuk zuckte mit den Schultern, die toten Hühner machten sie weich und nachgiebig. »Meinetwegen.«

Salim richtete seine warmen braunen Augen auf mich. Als er mich ansah, verschwand Anuks Küche, meine Angst und die Sorgen. Das Blut rauschte nicht mehr so schnell in meinen Adern, mein Herz beruhigte sich.

»Bist du dabei?«, fragte Salim.

Ich nickte, auch wenn ich Zweifel hegte. Wer würde die Aufnahmen sehen können? Machten wir uns dadurch noch angreifbarer? Ich beobachtete Salim, wie er sein Handy aus der Tasche zog und es entsperrte. Für ihn war der Wald nur ein Moment. Ein kleiner Augenblick innerhalb eines Jahres, für Anuk war es das Zentrum ihres Lebens, und für mich war es die verlockende Aussicht auf eine Zukunft. Auf einen Neuanfang. All meine Hoffnung und Zuversicht steckten in Johannas Hütte. Ich konnte nicht gehen. Für mich gab es keinen anderen Platz als hier.

»Helena«, begann Anuk und beugte sich quer über den Tisch, wobei sie ihre weichen Brüste auf der Platte ablegte. »Hast du wirklich keine Ahnung, wer dahintersteckt?«

Ich beugte mich vor und flüsterte: »Nein.«

Und da sah ich die Angst in ihren Augen. Die Angst, gefunden worden zu sein. Die Angst, dass all das Gute ein Ende hatte, und ihr Leben, das die letzten Jahre über still, heimlich und verdeckt abgelaufen war, offenbart wurde. Ich griff über den Tisch und nahm ihre Hand.

»Erzähl es mir«, sagte ich, denn wenn man seine größte Angst aus der Dunkelheit zerrte, sie in Worte fasste, wenn man dem Schrecken einen Namen gab, stahl man ihm die Kraft. Im Licht der Realität verblassten die meisten Ungeheuer. Licht führte nicht nur in die Zukunft, es erhellte die Vergangenheit.

Anuk lehnte sich zurück, die Stirn in tiefe Falten gezogen.

»Im Grunde gibt es nicht so viel zu erzählen, wirklich. Wenn es ein Lehrbuch für Gewalt in der Ehe gäbe, wäre mein Fall auf der ersten Seite. Ich kam aus einem wohlbehüteten Elternhaus, meine Mutter war Hausfrau

und mein Vater Bankangestellter. Alles ganz klassisch. In der Schule war ich gesundes Mittelmaß, hatte weder zu viele Freunde noch zu wenige. Alles stinknormal. Und dann kam er in unsere Klasse. Ein Sitzenbleiber, einer, der die Lehrer provozierte, der kein Blatt vor den Mund nahm. Ich war hin und weg. Jedes Mal, wenn ich ihn ansah, funkelten gottverdammte Sternchen in meinen Augen.« Anuks Blick verschleierte sich, sie war nur noch eine Hülle, ihr Geist verweilte in der Vergangenheit. »Ich habe damals alles getan, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen. Ich ging auf Partys und tanzte wild, ich begann zu rauchen und handelte mir dafür Hausarrest ein. Ich säbelte mir die Haare ab und färbte sie grün, was ich an dieser Stelle gerne unkommentiert lassen würde. Aber alles umsonst. Er ignorierte mich beharrlich, fuhr weiter seinen Kurs aus Provokation und Auflehnung und wurde irgendwann der Schule verwiesen. Ich hingegen kehrte reumütig in den Kreis der Normalos zurück und beendete die Schule. Ich begann eine Lehre als Schneiderin und lebte mein Leben. Aber diese Normalität fühlte sich fahler an als zuvor. Das Dazugehören hatten einen Beigeschmack, und als ich ihn eines Tages vor dem Kino traf, unternahm ich einen erneuten Versuch, auszubrechen. Er saß vor einer Kneipe, rauchte und trank Bier aus der Dose. Er war wie der verlorene James Dean, wie jeder Bösewicht dieser Welt, wie alles Unanständige und Verrückte. In diesem Moment wünschte ich mir, auszubrechen und auf alles zu scheißen, ein Leben zu führen, bei dem alle anderen hinter vorgehaltener Hand tuscheln würden.«

Salim setzte sich leise zu uns an den Tisch und hörte Anuk zu, beinahe bestürzt über die Tatsache, dass nicht nur er in den Wald gekommen war, um seine Seele heilen zu lassen, sondern die starke, störrische Anuk ebenfalls.

»Doch dieses Mal bemerkte er mich und schenkte mir seine Aufmerksamkeit. Ich war dankbar«, Anuk rang um Worte, die Scham stand ihr ins Gesicht geschrieben. »So dankbar für das Quäntchen Beachtung, das er mir gab, dass ich nicht mit meinen Freundinnen ins Kino ging, sondern den ganzen Abend lang mit ihm durch Kneipen tourte. Ich trank Unmengen an Bier, das mir nicht schmeckte, stürzte Schnäpse hinterher und kotzte mir irgendwann die Seele aus dem Leib. Statt mich davon abzuhalten, schenkte er immer weiter nach, sorgte dafür, dass mein Glas stets voll war, und nahm mich schließlich mit zu sich nach Hause. Was ich von diesem Abend noch weiß ist, dass es wehgetan hat. Sehr. Und dass er in mir diese Mischung aus sich widersprechenden Gefühlen erzeugte. Ich war abgestoßen und

gleichzeitig angezogen. Erniedrigt, aber froh über seine Aufmerksamkeit, ich lechzte nach mehr und wollte so weit weg wie möglich von ihm kommen. Letztendlich blieb ich bei ihm. Vier lange Jahre, ich dummes Huhn.«

Während sie gesprochen hatte, hatte sie immer wieder den Saum ihres T-Shirts zerknüllt und geglättet, zerknüllt und geglättet. Alle hatten Macken und Ticks. Bei mir war es offensichtlicher, weil ich schon bei kleineren, nichtigen Situationen stressregulierende Maßnahmen ergreifen musste, aber letztendlich verhielten wir uns alle unter Druck auf die eine oder andere Weise merkwürdig.

»Hat er dich geschlagen?«, fragte Salim, weil häusliche Gewalt für ihn die Spitze war. Dabei war die physische Gewalt nur das, was man außen sah. Das, was im Innersten kaputtging, blieb im Verborgenen, schmerzte aber umso mehr, weil die kleinen scharfen Splitter sich ins Herz bohrten und es sich mit jedem Schlag selbst zerstückelte.

»Ja, Salim, er hat mich geschlagen. Er hat mich erniedrigt, gedemütigt und mir auf so viele Weisen wehgetan, dass ich sie nicht alle aufzählen kann.«

Ich blieb ruhiger als Salim, weil Anuks Vergangenheit meine Realität war. »Wann bist du gegangen?«

Ich fragte nicht nach der Jahreszeit, nach dem Monat oder dem Tag. Ich fragte sie nach dem Moment, in dem es genug gewesen war. Alles andere war in so einer Situation vollkommen irrelevant, aber diese Momente wurden stärker, mit jedem summte es lauter in einem, bis der alles entscheidende kam.

Anuk zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Nach vier Jahren war das Maß einfach voll. Es gab keinen bestimmten Auslöser, es gab keinen Moment der Wahrheit oder so einen Scheiß, ich bin einfach eines Tages nach der Arbeit nicht mehr nach Hause gegangen. Als hätte jemand die Schnur durchgeschnitten, die mich an ihn gebunden hatte. Ich war frei.«

Ich stand auf, ging an den Kühlschrank, wollte nach einer Flasche Wein greifen, entschied mich dann aber für selbstgemachten Kirschschnaps. In Gedenken an die Hühner.

»Es ist gerade mal halb elf«, sagte Anuk, eine Augenbraue in die Höhe gezogen.

»Das ist dem Schnaps egal«, sagte ich und schenkte in drei kleine Gläser ein.

Anuk lachte, wir stießen an, Salim sagte »Auf die Freiheit«, aber Anuk und ich wussten, dass sie nie frei sein würde. Die Gewalt war in ihr. Sie hatte ihr Leben geformt und verändert, hatte sie in die Einsamkeit getrieben, anstatt in die Arme derer, die sie liebten. Einsamkeit und Abgeschiedenheit waren kein Garant für ein sorgenfreies Leben, aber man minimierte die Risiken, verletzt zu werden. Und letztendlich floh man vor der Scham. Die Scham, die man verspürte, wenn man die anderen ansah, die einem von Anfang an gesagt hatten, dass man keine gute Wahl getroffen habe.

»Wie seid ihr auf dieses Thema gekommen?«, fragte Salim.

Anuk und ich schwiegen für einen Augenblick. Unsere Gefühle und Gedanken zu komplex, um sie auf ein paar Sätze zu reduzieren.

»Weil die Vergangenheit nicht geht«, sagte ich.

»Was Helena damit sagen möchte, ist, dass sie mich gefragt hat, ob er es sein könnte, der meinen Aschenbecher geklaut und meine Hühner abgeschlachtet hat.«

Salim erstarrte. »Und?«

»Nein«, sagte Anuk voller Überzeugung. »Das liegt so viele Jahre zurück, dass es scheinbar in einem anderen Leben geschehen ist. Er hegt sicherlich keinen Groll gegen mich. Er war vielleicht ein paar Tage wütend, weil ich nicht nach Hause gekommen bin, aber dann hat er sich die Nächste genommen. Ich war ein austauschbares Objekt für ihn. Nicht besser und nicht schlechter als ein Sandsack.«

Salim stand auf, mir brannte der Magen vom Alkohol und dem starken Kaffee. Ich wünschte mich in Johannas Hütte. Wünschte, dass der Wind um mich herum heulte und das, was geschehen war, mit sich nahm. Den toten Bauarbeiter, die Hühner, die Vergangenheit. Meine, Anuks und Salims.

»In zwei Tagen kommt Jörn und schaut, was er für uns tun kann.«

Anuk brummte, ich leckte einen Tropfen Schnaps vom Rand des Glases. Tief in meiner Brust wisperte eine Stimme, dass Jörns Anwesenheit alles verkomplizieren könnte. Dass wir derzeit eine mehr oder weniger homogene Gruppe waren aus Geistern, Lebenden und einem Hund. Dieses Gefüge war wackelig, weil wir im Prozess des Kennenlernens sofort als Einheit funktionieren mussten. Jemand oder etwas bedrohte uns, und wir mussten schnell in die Vergangenheit des jeweils anderen eintauchen, um Gefahrenquellen ausfindig zu machen. Ich sah Anuk an, die immer wieder über eine Narbe an ihrem Arm kratzte. Ihr Mann war ein Scheusal gewesen, der sie gequält und geprügelt hatte. Aber das war, wie sie selbst sagte,

fünfundzwanzig Jahre her. Warum sollte er ausgerechnet jetzt kommen? Und warum diese Spielchen? Ich sah Salim an, beobachtete seinen Adamsapfel, wie er hüpfte. Er hatte seine Familie auf dem Gewissen. Wenn auch nur in seinem Kopf. In Wahrheit war es ein tragischer Unfall gewesen. Und dennoch: Nahm ihm jemand übel, dass er seine Familie nicht beschützt hatte? Gab ihm jemand die Schuld? Aber auch hier war die Frage: Warum ausgerechnet jetzt?

Die Sonne wanderte über den Himmel, brannte auf uns herab, erwärmte unsere Hütten und erhitzte unsere Gedanken. Wir schwiegen, während wir darüber nachdachten, wer von uns die Gefahr auf unsere Lichtung gebracht hatte?

Ich dachte an David. Und ich dachte daran, was wäre, wenn ich mich irrte und er nichts mit alldem zu tun hatte.

Am Abend saß ich im Wohnzimmer und ließ eine der gehäkelten Spitzendeckchen durch meine Finger gleiten. Masche für Masche zeichnete ich nach, das Gefühl der rauen Wolle irgendwie heimisch. Ich stellte mir vor, Johanna säße auf dem Sofa mir gegenüber. Für mich stellte es keinen Unterschied dar, ob sie lebte oder tot war. Sie war in diesem Haus, bei mir.

»Jetzt hör endlich auf, dich zu verstecken«, würde sie sagen.

Ich würde schnauben. »Wer wohnte denn im Wald und wurde so alt wie die Bäume selbst?«

Johanna würde aufstehen und mich darauf hinweisen, dass die Zeiten sich geändert hatten. Als sie Witwe geworden war, bedeutete dies, den Rest des Lebens allein zu verbringen. Ohne Mann verlor eine Frau an Wert.

»Ich hatte sowieso keine Freunde. Da kam es mir gerade recht, dass ich mich zurückziehen konnte«, würde Johanna sagen.

»Und warum darf ich das nicht?«, wäre meine Antwort. Ich würde das Deckchen zur Seite werfen, aufstehen und nervös im Raum auf und ab laufen, weil mir klar werden würde, worauf Johanna hinauswollte.

»Du bist noch so jung, Helena. Der Wald ist noch nichts für dich.«

»Oh doch.«

Und dann würde Johanna genervt den Kopf schütteln, auf ihren dünnen, knochigen Beinen die Treppe hochgehen und sich in ihren Romanen verlieren.

Ich legte das Deckchen zur Seite, nahm es wieder in die Hand und legte es wieder hin. Ich nahm meinen Laptop und suchte erneut nach Salim. Ich

durchforstete die sozialen Netzwerke, fand Bewertungen seiner Firma, Trauerbekundungen, Fotos von ihm und seiner Familie, sah den Facebookpost auf der Seite seiner Frau, in dem er mitteilte, dass sie verstorben war. Ich las die Kommentare darunter, klickte auf die Profile der Leute, die Emoji-Herzen und -kerzen und Grabsprüche hinterlassen hatten. Ich grub immer tiefer, aber Salim war rein und hell, und es gab keinen Funken Schuld in seiner Vergangenheit. Und dann nahm ich mir Anuk vor. Ich las Käuferbewertungen, suchte nach Unzufriedenheiten, nach Groll und Hass, fand aber nichts. Wie sie bereits sagte, sie verkaufte Babystrampler, was nicht gefiel, nahm sie zurück. Alles kein Problem. Und dann suchte ich auch hier tiefer. Um ihren Mann zu finden, konnte ich nicht einfach von Anuks Nachnamen ausgehen, da sie ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte. Auch hier machten es mir die Sozialen Netzwerke denkbar einfach. Anuk hatte auf ihrem privaten Profil angegeben, auf welche Schule sie gegangen war. Als ich den Namen der Schule hatte, suchte ich nach Gruppen und fand eine, in der jemand sich die Mühe gemacht hatte, jedes Klassenfoto hochzuladen und ehemalige Mitschüler zu markieren. In dem Jahr, in dem Anuk grüne Haare hatte, gab es exakt einen neuen Mitschüler, der im Jahr darauf wieder verschwunden war. Als ich seinen Namen hatte, begann meine eigentliche Arbeit. Ich suchte jede Information über ihn, die ich finden konnte. Seine Adresse, seinen Job, seinen Kontostand, seine neue Freundin, deren Eltern und Freunde. Ich druckte alles aus, denn auch wenn mir eine Information jetzt als nutzlos erschien, könnte sie irgendwann hilfreich sein. Doch ich fand nichts. Luft entwich meinen Lungen. Ich blinzelte, wischte den binären Code aus meinem Kopf und schaltete den Laptop aus. Es gab nichts mehr, das ich tun konnte, und so stand ich auf und ging in die Küche. Dieser Ort war zu meinem Lieblingsplatz im ganzen Haus geworden. Durch das Fenster sah ich, wie Salim vor seiner Hütte stand. Er wirkte einsam, wie ein Schiff auf offenem Meer, das keinen Hafen hatte, und ich kannte dieses Gefühl. Ich kannte es so gut.

Doch die Einsamkeit, in der ich jetzt lebte, war mein Freund, sie war keine Bürde, sie war Frieden und Ruhe. Auch wenn meine Einsamkeit eine andere war als Salims, störte sie jemand. Salim bückte sich, hob einen Stock auf und schleuderte ihn in die Richtung meiner Hütte. Earl Grey raste hinterher, entfernte sich immer weiter von Salim.

Ich stand am Fenster und beobachtete ihn. So reglos und einsam wie er, mit dem Unterschied, dass ich mich im Schutz meiner Hütte befand. Dieses unbedachte Dastehen im Freien hatte es in meinem Leben nicht gegeben. Die Angst vor Strafe und Verurteilung hatte mich schon immer Schutz suchen lassen. Wie es sich wohl anfühlte, auf einer Wiese zu stehen? Ohne Angst. Ohne immer wieder über die Schulter blicken zu müssen. Es gab genug Menschen, die das nicht konnten, weil sie sich verstecken mussten, wegen Phobien, wegen Unsicherheiten, weil sie Angst hatten. Angst, man könne sie sehen, Angst, man könne sie an den Haaren packen und in den Albtraum zurückschleifen, dem sie entkommen waren.

Dazustehen und sich nichts dabei zu denken, war Luxus.

Dazustehen, und sich währenddessen nicht sorgen zu müssen, ob man am Leben blieb, keine Selbstverständlichkeit.

Ich öffnete die Tür und trat auf die Veranda. Der Wind packte meine Haare, er zerrte an meinem weiten Shirt und meiner lockeren Jeans. Ich wünschte, er würde endlich in mich hineinfahren und alles aus mir hinauswehen. Ich wünschte, ich könnte dem Wind helfen und mich aufbrechen wie eine Walnuss, damit der Kern gereinigt werden konnte. Doch nichts dergleichen war möglich.

»Helena aus dem Dunklen Haus. Wie war dein Tag?«

Salims Haut schimmerte golden. Ich war mir sicher, dass er nach Sonne riechen würde, wenn ich meine Nase auf seine Wange pressen würde. Wenn seine Nähe meine Angst vertreiben würde, so wie in der letzten Nacht. Ich wünschte, ich besäße die Stärke, ihn einzuladen, ihn in mein Haus zu lassen und bei mir zu halten.

»Gut. Und deiner?«

»Ich habe über einem neuen Konzept gesessen, mein Rücken wird sich nie wieder in die Gerade ziehen lassen, mein Kopf ist voller unnützer Fakten, die dem neuen Wissen den Platz streitig machen.«

Ich lachte. »Was für unnützes Wissen?«

»Ein Mann hat rund 15.000 Barthaare.«

Ich betrachtete Salim, der unter Garantie mehr hatte.

»Vielleicht brauchst du es ja doch irgendwann mal.«

Salim blickte zu mir hoch, seine dunklen Augen bohrten sich in meine, sein Schmerz war so präsent, dass er in meiner Brust wütete wie ein böser Geist. Und doch machte er weiter. Jeden Tag aufs Neue. Ohne diejenigen, die er liebte.

»Helena«, sagte er leise. »Dieser Typ aus der Gemeinschaft ... ist er hinter dir her?«

»Nein, Salim.«

»Wer dann?«

Ich presste meine Lippen zusammen, ich wollte seinen Namen nicht aussprechen. Der Wind würde ihn in den Himmel tragen und zu ihm wehen. Ich senkte den Blick, die Bäume rauschten, das Holz der Hütte ächzte.

»Niemand.«

Earl Grey wuselte um Salims Beine, blickte winselnd zu mir hinauf, setzte sich immer wieder hin und hob die Vorderpfoten.

»Komm runter zu mir.«

Ich wich automatisch zurück. »Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Der Wald war zu dunkel, die Lichtung zu offen, ich konnte mich dem nicht aussetzen. Nicht, wenn Salim mich ablenkte und meine Deckung durchbrach.

»Vor wem hast du Angst? Wer ist dir hierher gefolgt?«

»Niemand, Salim. Er ist nicht hier.«

»Aber es gibt jemanden, vor dem du geflohen bist?«

Mein Herzschlag donnerte und hallte durch meinen Körper. Das war der Augenblick der Wahrheit. Ich wollte lügen, wollte mich aus dieser Schlinge winden, aber ich sah Salim, seine absolute Offenheit, und ich wusste, dass ich ihm die Wahrheit schuldete, weil er mir seinen schlimmsten Augenblick offenbart hatte. Ich krallte meine Finger in die Balustrade, versuchte, ruhig zu atmen.

»Meine Eltern und die Gemeinschaft dieser Glaubensnarren haben mich geprägt«, begann ich.

»Ich weiß.«

»Nein, Salim. Ich habe dir erzählt, was sie mir angetan haben, aber ich habe dir nicht erzählt, mit was sie mich zurückgelassen haben. Mit was ich gegangen bin.«

Er kannte nur den Anfang. Die Voraussetzungen, mit denen ich in diese Welt getaumelt war.

»Was war es?«

»Ich glaube, die fundamentalste Aufgabe von Eltern ist es, ihren Kindern beizubringen, was Liebe ist. Bedingungslose, reine Liebe, die an nichts geknüpft ist. Die immer noch da ist, wenn man etwas angestellt hat, die

nicht weggeht, wenn man frech ist, die einen hält und über die Unebenheiten des Lebens trägt. Diese Liebe, die elterliche Liebe, bildet ein Gefäß, in dem man Erfahrungen sammeln und verarbeiten kann. In dem man sich selbst unter all den Eindrücken finden kann. Das alles hatte ich nicht. In mir war etwas anderes.«

Ich bebte, zitterte, klammerte mich fest und sank schließlich zu Boden. Als ich Salim nicht mehr sehen konnte, als ich ihm nicht mehr in die dunklen, schmerzerfüllten Augen blicken musste, war es leichter für mich, die Vergangenheit heraufzubeschwören. Ich atmete tief durch und erzählte.

Kapitel 21

Ich saß im Auto. Das ungewohnte Gefühl eines vibrierenden Motors unter mir und die vorbeiziehende Welt um mich herum erzeugten ein monotones, schwammiges Surren in meinem Kopf.

Nervös wippte ich mit dem Fuß, mein Knie schabte dabei über die Rückenlehne des Beifahrersitzes, die Jeans fühlte sich immer noch so ungewohnt auf meiner Haut an, dass ich ständig über meine Oberschenkel kratzte. Die Welt, in der ich gelandet war, war sonderbar, und ich verstand so vieles davon nicht. Ein Handy war bisher nur ein Wort gewesen, ein Verbot, ein Werkzeug des Teufels. Nun hielt ich eins in der Hand, und weder verbrannte ich, noch sprang der König der Unterwelt durch das Display.

Aber das Gerät entzog sich mir. Ich kapierte den Sinn davon nicht, verstand nicht, warum Jeannette und Rainer es ständig in der Hand hielten, hineinlachten und sich gegenseitig Dinge darauf zeigten. Völlig erschlagen war ich nach wie vor von Supermärkten mit buntschillernden Folien, knisternden Verpackungen und eingeschweißten Lebensmitteln. Ich war so weit weg von alldem aufgewachsen, dass ich mich diesen Dingen nur langsam und zögernd näherte, als könnten sie mir Schaden zufügen. Und letztendlich taten sie das auch, weil alles aus dieser Welt mich an meine alte erinnerte.

Wenn ich in Plastik verpacktes Brot sah, dachte ich an jenes würzig duftende, das meine Mutter und ich morgens gebacken hatten. Wenn ich Marmelade in buntbedruckten Gläsern sah, dachte ich an die großen Bottiche, in denen ich im Sommer das Obst umrühren musste, wie die Masse sprudelte und kochte und kleine feuerheiße Spritzer meine Haut versengten. Und manchmal, wenn ich in meinem warmen, gemütlichen Bett lag, wenn ich das Surren des Kühlschranks hörte, wenn die Autos am Haus vorbeirasten, dann wünschte ich mich zurück. Ich wünschte mir die Vertrautheit, wünschte mir meinen Alltag zurück, der in einem mir bekannten Rhythmus Grausamkeiten und Rituale barg. Die Freiheit, mich entscheiden zu können, versetzte mich in schiere Panik, die Flut der Möglichkeiten machte mir Angst, so schlimm, dass mein Brustkorb sich immer weiter zusammenschnürte, bis das letzte bisschen Luft meiner Lunge entwich und mein Herz stolperte.

Rainer hielt an einer Ampel, drehte sich zu mir und lächelte mir aufmunternd zu, also riss ich mich zusammen.

»Wir bleiben bei dir«, sagte Jeannette, meine Pflegemutter, an die mich das Jugendamt vermittelt hatte, nachdem ich auf der Polizeistation meine Geschichte erzählt hatte. Jeannette war unglaublich bodenständig. Jeden Morgen stand sie um die gleiche Uhrzeit auf, kochte Kaffee, fuhr mit dem Fahrrad zum Bäcker und genoss danach ihren Tag. Die beiden waren in Rente, hatten aber viel Erfahrungen mit Pflegekindern, und das Jugendamt fand, ihr stabiler Tag und die Zeit, die sie mir entgegenbringen konnten, seien für meine Bedürfnisse ideal. Und ich war kein kleines Kind mehr, das ewig bei ihnen bleiben würde, ich musste lediglich zwei Jahre überbrücken, bis ich allein leben durfte.

»Das ist nicht nötig. Ich komme klar.«

Ich lehnte meinen Kopf an die kühle Scheibe und blickte hinaus. Schwarz-weiße Stempen säumten die Straße, ich zählte sie, um meine Nervosität im Zaum zu halten. Aber ich verhaspelte mich, die Zahlen doppelten sich, ich verschluckte einige, vergaß, wo ich war und kam völlig aus dem Takt. Stattdessen blickte ich nun in den Himmel. Dunkelgraue und schwarze Wolken hingen tief und klobig von oben herab. Für meine Eltern eine Strafe Gottes. Und da sie sich immer an die Regeln hielten, war ich es wohl gewesen, die mutwillig dagegen verstoßen hatte. Eine solche Strafe konnte die Dunkelkammer bedeuten. Einen Ort im Dorf, der so furchtbar war, dass man nur wegen äußerst schwerer Vergehen hineinmusste. Absolute Dunkelheit, kein Kontakt zur Außenwelt. Ich war drei Mal darin gewesen und jedes Mal hatte ich ein wenig meines Verstandes zurückgelassen. Dass ich nicht vollkommen durchgedreht war, hatte ich Eins zu verdanken, der so oft es ging zur Kammer geschlichen war und sich mit mir unterhalten hatte.

Ich schluckte. Die Erinnerung an Eins war so schmerzhaft, dass ich sie tief, tief in mich schob. Vier und die anderen aus dem Dorf hatten mir alles genommen. Eins, meine Liebe zu ihm und den Namen, den er mir gegeben hatte. Ich hatte den Namen annehmen müssen, der auf meiner Geburtsurkunde stand, die meine Eltern hatten rausrücken müssen. Juli, wie der Monat, in dem ich geboren wurde.

Wir parkten vor einem riesigen Haus. Mehrere weißglitzernde Stufen führten die Treppe hinauf, gewaltige Säulen säumten eine fast schwarze Eingangstür. Ich war eingeschüchtert von dieser Art des Lebens, aber ich

hatte bereits verstanden, wie wichtig manchen die Repräsentation war. So viel Raum, der nie genutzt wurde, so viele Gegenstände, die keinem Zweck dienten. Den Kindern einer Familie hatten in unserer Gemeinschaft ein Zimmer zugestanden. Fertig. Das hatte sich auch nicht mit der Anzahl der Kinder geändert.

Das Ersterben des Motors riss mich aus der Vergangenheit, in die ich erneut geschlittert war, und ich schnallte mich ab. In mir flüsterte es, ich solle mich wieder anschnallen und erneut abschnallen, aber ich wischte die Stimme meiner Mutter weg. Es kam mir so vor, als würde der Drang, alles zweimal zu machen, mich an zu Hause binden und mich in dieser fremden Umgebung stabilisieren. Ich tänzelte zwischen zwei Welten, und keine hatte Platz für mich.

»Wir warten hier, Liebes.«

Jeannette drehte sich im Sitz um und tätschelte mir das Knie. Ich nickte, öffnete die Tür und versuchte dann, an gar nichts mehr zu denken. Einen Anwalt, den Advokat des Teufels, über die Taten Gottes richten zu lassen war der letzte Schritt aus meiner Vergangenheit. Ich würde mein Wort über das der anderen stellen. All die Jahre hatten diese Menschen über mich gerichtet, hatten behauptet, in meinem Interesse und für mich zu handeln. Jetzt war ich an der Reihe, ihnen massiv das Knie zu ficken. Oder wie man sagte.

Ich straffte die Schultern, erklomm die Stufen, klingelte und wartete. Ich hörte ein Klackern und stellte mir teure Schuhe mit scharfkantigen Absätzen auf glänzendem Marmorboden vor. Etwas, das ich bisher nur aus dem Fernseher kannte, den ich an manchen Tagen voller Faszination rund um die Uhr laufen ließ. Das Klackern wurde lauter. Mein Herz galoppierte in der Brust, ich atmete abgehackt.

Die Tür öffnete sich, ich sah glänzende schwarze Lederschuhe und eine dunkelgraue Anzughose, die vorn eine so scharfe Falte hatte, dass ich mich daran hätte schneiden können. Mein Blick wanderte weiter nach oben, über das blütenweiße Hemd, das an einem kräftigen und gleichzeitig schlanken Körper haftete, die Ärmel akkurat über den Unterarm gekrempelt. Und dann sah ich sein Gesicht, und es war das hübscheste, das ich je gesehen hatte. Seine Augen strahlten in hellem Blau, als spiegelten sie den Himmel wider, seine Haut war glatt und von der Sonne angelacht, sein braunes Haar saß perfekt, sein ganzes Erscheinungsbild war edel und einschüchternd. Er lächelte. Nur ein wenig, als würde er sich dazu zwingen. Schließlich

streckte er mir die Hand entgegen, und auf einmal hörte ich die Stimme meiner Mutter.

Ein hübsches Äußeres dient dem Teufel als Blendwerk! Nur der Teufel achtet auf das Äußere! Ein gutes Aussehen beschmutzt deine Seele.

Und ich glaubte ihr. Ich glaubte ihr, dass ein hübsches Äußeres etwas Verdorrtes überdecken konnte. Ich glaubte ihr, dass der Teufel in Menschengestalt auf der Erde wandelte und nach verlorenen Seelen suchte.

Und ich sehnte es herbei.

Ich wollte die Stimme meiner Mutter zum Schweigen bringen.

Nach so vielen Jahren, die ich in Gottesfurcht auf dem Boden verbracht hatte, wollte ich aufstehen, und es war mir egal, wer dabei an meiner Seite war. Ich war es leid, eine Zahl zu sein, war es leid, den Namen zu tragen, den meine Eltern mir gegeben hatten, war des Lebens aus dem Fernseher überdrüssig. Aber ich war noch nicht stark genug, all das abzulegen, mich selbst zu suchen und zu finden. Ich blickte in die eisblauen Augen des Mannes, und die Kälte, die dort blitzte, war mir vertraut. Von meinen Eltern.

Ich hatte ein Stück meiner Vergangenheit in der Gegenwart gefunden. Etwas Vertrautes im Neuen. Furchtbares im Guten.

Ich ergriff die ausgestreckte Hand, und sie fühlte sich zart an, weil der Mann noch nie in seinem Leben auf dem Feld gearbeitet hatte. Er stand über solchen belanglosen Dingen wie Lebensmittelbeschaffung. Ich fühlte mich von ihm angezogen und auf düstere Weise fasziniert. Meine Fantasie brodelte. Ich glaubte plötzlich, er allein könne diese komplizierte Transformation schaffen, aus mir einen neuen Menschen zu machen, meine Vergangenheit auszulöschen und mich in das Jetzt zu führen.

Meine Haut kribbelte, es fühlte sich an, als verließe ich den göttlichen Pfad meiner Eltern und tauchte die Fingerspitzen in die Hölle. Ich war bereit, mich mit allem zu verbünden, was nicht Gott war. Denn das Böse war im weitesten Sinne eine Konstante in meinem Leben. Es war das, was im Verborgenen in der Gemeinschaft gelauert hatte. Das, was sich hinter den Gebeten versteckte. Die weite Welt um mich herum war mir unbekannt. Doch was direkt vor mir stand, schien vertraut.

»Juli, ich bin froh, dass du hier bist.«

Der Name, den meine Eltern mir gegeben hatten, klang aus seinem Mund verdorben und noch falscher als sonst.

»Danke, Herr ... .«

»David. Bitte nenn mich David.«

Und ich trat über die Türschwelle, als würde ich auf den Altar zuschreiten, auf dem ich geopfert werden sollte. Er führte mich in einen Raum, der zur Hälfte aus schwarz-rot schimmerndem Holz bestand und zur anderen Hälfte aus Glas. Als hätte jemand einen Glasquader am Ende darübergestülpt. Zentral im Raum stand ein riesiger dunkler Tisch, eine Wand vollkommen ausgefüllt mit Büchern, auf dem Boden lag ein dunkelroter Teppich, der meine Schritte schluckte, so wie der Raum mich schluckte. Hier gab es so viel Überfluss, so viel von allem, dass mir schwindelig wurde. Ich sah mich um und konnte die Flut der Dinge nicht greifen, daher senkte ich den Blick und starrte meine Schuhspitzen an.

»Es freut mich, dass du gekommen bist.«

»Danke«, sagte ich leise.

Ich setze mich auf einen Stuhl, der mit grünem Samt gepolstert war, und verknotete die Hände ineinander.

»Möchtest du etwas trinken? Kaffee? Tee?«

Bisher kannte ich nur Wasser, erst Jeannette und Rainer hatten mir andere Getränke nähergebracht. Ich nickte unbestimmt, wusste selbst nicht, wofür ich mich entschieden hatte und hoffte, dass David für mich bestimmte. Er blieb lange vor mir stehen, ich hob meinen Blick nicht. In diesem Moment schien es, als würden unsere Rollen festgelegt.

»Ich bringe dir einen Kaffee mit Milch«, sagte er.

Ich erwiderte nichts, nickte nicht einmal. Als er den Raum verließ, hielt ich die nervöse Energie in mir nicht länger aus und sprang auf. Ich wanderte die Bücherregale entlang, war beeindruckt von der schieren Menge Papier. Völlig überwältigt strich ich mit den Fingern die Buchrücken entlang, spürte die Leserillen und stellte mir vor, wie David abends in einem Sessel saß, ein Buch aufschlug und darin las. Wie seine Stirn sich kräuselte, wie seine Nasenflügel sich blähten, wie er einen Finger anleckte, um die Seite umzublättern.

David war *mehr* . Mehr von allem, was ich bisher kennengelernt hatte. Mehr vom Leben, mehr Luxus, mehr von der Arroganz, mit der die Menschen Gottes Vorschriften trotzten. Ich griff nach einem Buch, denn ich wollte ihn kennenlernen, wollte verstehen, wie er lebte, wie er arbeitete, wie er tickte. Das Buch hakte fest, ich zog daran, und ihm folgten zwei weitere, die polternd zu Boden fielen.

»Oh nein«, hauchte ich und bückte mich, als auch schon die Tür aufging.

»Ist alles in Ordnung?«

Ich fuhr in die Höhe, der Schock musste mir ins Gesicht geschrieben stehen. Ich presste meine Hand an die Brust, wich vor David zurück.

»Es ... es tut mir leid«, stammelte ich.

David sah mich an, dann die Bücher auf dem Boden und das Buch in meiner Hand. In seinen Augen funkelte es. Es glühte und blitzte, und ich wich noch weiter zurück, bis sich das Regal in meinen Rücken drückte. David kam auf mich zu, fixierte mich, ließ mich nicht aus dem Blick. In mir zerbröselte der Mut, Angst fuhr in eiskalten Wellen durch mich hindurch.

»Kein Problem, Juli. Kein Problem.« Er bückte sich und hob die Bücher auf, nahm mir sanft meines aus der Hand und stellte sie zurück ins Regal. »Fangen wir an. Dein Kaffee ist gleich fertig.«

Und was auch immer in seinen Augen geblitzt hatte, war weg. Vor mir stand wieder David, der Anwalt. Wir setzten uns an den Tisch, und ich erzählte meine Geschichte. Ich begann in der Zeit, in der ich noch im Bauch meiner Mutter gewesen und schon dort nicht gewollt war. Ich erzählte von meiner Kindheit, meiner Jugend, Eins, Vier, dem Alltag im Dorf, und David unterbrach mich nur selten. Aber in seinen Augen lag kein Mitgefühl wie bei Jeannette und Rainer. Nur kalte Effizienz, und irgendwie fühlte ich mich von ihr verstanden. Ich hatte das Gefühl, seine Härte würde mein Taumeln in der Freiheit beenden. Seine Kälte würde das Feuer der Verzweiflung löschen. Nur ein bisschen, nur ein kleines bisschen wollte ich von ihm getragen werden. Ein Stück des Weges gemeinsam gehen, ehe ich allein in dieser Welt klarkommen und eigene Schritte gehen musste.

Jeannette und Rainer waren zu nett. Sie hielten mich behutsam und ließen mir dabei so viel Freiraum, dass ich verzweifelte. David hingegen engte mich durch seine bloße Anwesenheit ein.

Und als ich fertig war mit meiner Kindheit, als ich meine Jugend vor ihm ausgebreitet hatte, stellte ich mir Eins vor. Wie er auf dem Waldboden lag, hart und kalt, nicht mehr in der Lage, mich zu halten. Und ich weinte. Die Tränen waren falsch, sie waren berechnende Lügen, heraufbeschworen aus meiner Erinnerung. Ich wollte ihn dazu bringen, auf mich zu reagieren, auf einer emotionalen Ebene. Als ich durch den Tränenschleier sah, dass David aufstand und mir ein Taschentuch holte, wusste ich, dass mein Plan funktionierte. Er hielt es mir hin, ich nahm es, und dann schlang ich meine Arme um seine Hüften, und er legte mir die Hand auf den Kopf. Und ich war angekommen.

Beim Teufel.

Kapitel 22

»Wie alt war David?« Salim knirschte so laut mit den Zähnen, dass ich es bis nach oben hörte.

»Er war in seinem zweiten Jahr im Referendariat und neunundzwanzig Jahre alt.«

»Neunundzwanzig?« Ein Grollen ertönte, so dumpf, als würden sich Gewitterwolken zusammenbrauen und ihre Wut auf die Welt niederschmettern. »Du warst sechzehn.«

Meine Wangen brannten, die Scham zerfraß mich von innen.

»Ich habe mich ihm an den Hals geworfen, Salim. Ich habe ihn in diesem Augenblick so sehr gebraucht, dass die Sehnsucht mich innerlich verbrannt hat. Mein Herz raste, wenn ich in seiner Nähe war, als wollte es sich selbst zum Kollabieren bringen. Er war stark und unverwüstlich, und die Welt, das Leben, einfach alles hat mir unglaubliche Angst bereitet.«

Geröll rieselte, Steine knirschten, und dann zischte Salims Stimme so nah, dass ich erschrak. Ich drehte mich um und legte mich mit dem Bauch auf den Boden, damit ich zwischen den Holzplanken nach unten blicken konnte. Dort stand Salim, wütend und aufgebracht.

»Er war neunundzwanzig, Helena. Neunundzwanzig Jahre alt. Und ich bin mir verdammt noch mal sicher, dass er dich ohne weiteres hätte abwehren können. Er hätte dir Hilfe suchen müssen. Richtige Hilfe. Seid ihr ein Paar geworden?«

Ich dachte an David, wie unsere Treffen über beinahe zwei Jahre heimlich geblieben waren, wie wir auf schmutzigen Klos in heruntergekommenen Bars gefickt hatten. Wie ich ihm meinen Körper gegeben hatte, damit Gott ihn nicht länger haben konnte. Ich dachte daran, wie ich Wein und Bier und anderes Zeug in mich gekippt hatte, damit ich nicht mehr rein war. Damit ich so wenig wie möglich ich selbst war. Ich dachte an all die furchtbaren Dinge, die David mir ins Ohr geflüstert hatte, während er mich kleiner, immer kleiner geredet hatte. Ich dachte an all die Dinge, die er mit mir gemacht hatte, deren Dunkelheit ich herbeigesehnt, die mich schlussendlich aber verschlungen hatte.

»So was in der Art«, flüsterte ich.

Und ich dachte daran, wie ich gehasst hatte, was ich geworden war. Wie ich nicht hatte von ihm gehen können. Zerbrochen an der Freiheit, zu tief

und fest mit den Worten meiner Eltern verwoben.

»Darf ich reinkommen?«, fragte Salim.

»Nein!« Ich sagte es schnell, zu schnell, und stand auf. Earl Greys Protest ignorierend, ging ich ins Haus und knallte die Tür zu.

Wenn David hier war, wenn sein Geist in meinem Kopf herumspukte, wenn all die Wörter, die er mir zugeraunt hatte, all die Gedanken, die er in mich gepflanzt hatte, in dieser Hütte waren, durfte Salim sie nicht betreten. Er würde an David zerbrechen. So, wie ich an ihm zerbrochen war. Er hatte meine Schwächen erkannt und sie gegen mich verwendet. Jeden Tag aufs Neue. Und ich war geblieben. Es war meine freie Entscheidung gewesen. Alles, was David mir angetan hatte, hatte ich mir selbst angetan. Ich hatte seine Hand geführt, seine Stimme erhoben, seine Worte ins tiefe Schwarz getaucht.

Mein Handy vibrierte auf der Granitoberfläche der Kochinsel. Es zog eine scheppernde Spur über die Arbeitsfläche. Mein Herz schlug bis zum Hals, meine Gedärme verknoteten sich, schnürten sich gegenseitig ab. Das aufleuchtende Display war die einzige Lichtquelle im Raum. Sie zog mich an und stieß mich gleichzeitig ab. David kroch durch die Hütte, sein Lachen dröhnte in mir, seine Bösartigkeit kratzte meine Haut auf und rutschte durch die Risse.

Ich zitterte, als ich das Handy schließlich hochnahm.

Keuchend legte ich es hin und nahm es wieder hoch. Mein Daumen war so schwitzig, dass ich zwei Anläufe benötigte, um das Display zu entsperren.

Und dann sah ich den Grund für den Alarm.

David hatte Berlin verlassen.

Er fuhr nach Süden.

In meine Richtung.

Noch 600 von 800 Kilometern.

Kapitel 23

Ich schreie. Laut. Ich zittere vor Anstrengung, die Töne durch mein Zwerchfell zu pressen. Meine Angst vor David ist so groß, dass ich für einen Augenblick das Nichts bezwinge und meinen eigenen Schrei höre. Nach Tagen oder Wochen oder Stunden höre ich mich endlich wieder. Ich schwanke zwischen Angst und Ekstase.

Ich bin nicht taub. Ich bin nicht tot.

David hat mich. Ich krümme mich, ich schäle mich aus dem Nichts, winde mich heraus, reiße die Augen auf, immer weiter, und stoße die Dunkelheit mit aller Kraft von mir, denn wenn David hier ist, muss ich weg. Wenn er mich gefangen hat, muss ich entkommen, sonst war alles, alles umsonst. Sonst war die Flucht aus meinem Elternhaus sinnlos, sonst war mein Verstecken im Wald völlig unnütz. Ich bewege mich wie ein Wurm im Erdreich, wie eine Schlange im heißen Wüstensand. Ich bin nicht mehr nur ein hüllenloses Wesen in der Atmosphäre, ich bin nicht mehr ätherisch. Ich habe einen Körper, einen Geist, eine Seele, und David wird all das nicht bekommen.

Die Angst aus meiner verrutschten Erinnerung ist so tief, dass sie immer noch in meinen Zellen nachhallt. Erneut schreie ich, lasse den Druck aus meinem Bauch kommen, presse und schiebe, bis der Ton die maximale Kraft erreicht. Und dieses Mal erhalte ich eine Reaktion auf meine Mühe. Sie kommt schnell und heftig. Meine Arme lassen sich nicht mehr bewegen, meine Beine gehorchen mir nicht mehr. Widerstände krallen sich an meine Extremitäten, wie ein wilder Hund an einen Knochen mit Fleisch. Ich werde nach unten gedrückt, werde festgehalten, meine Bewegungen versanden, die Irritation darüber erzeugt Schwindel. Ich weiß nicht, woran ich mich klammern soll, weiß nicht, was noch da ist. Ich fühle kurz in mich hinein, aber außer Angst ist dort nichts. Sie wütet und tobt in mir, während alles andere erstarrt. Meine Angst kennt *ihn* .

Still liege ich da, während mein Herz rast. Bu-bumm.

Ich kann mich nicht mehr bewegen, ich denke, ich bin gefesselt. Bu-bumm.

David hat mich gefesselt. Bu-bumm, bu-bumm.

Er ist hier im Wald, der Wind hat ihn hergetragen. Mein Herz stolpert, schlägt für eine furchtbare Sekunde gar nicht, ehe es langsamer und träger

weitermacht. David hat die Sicherheitstür überwunden oder die Holzbretter vom Fenster abgerissen oder ist blutige Spuren hinterlassend am Stacheldraht auf die Veranda geklettert.

Ich halte den Gedanken nicht aus.

Ich weine, glaube ich zumindest, denn das Nichts hat mich wieder, es hat mich verschluckt und verdaut mich gerade, macht mich zu weniger als sich selbst.

Und während ich daliege, während mich die Erwartung, gleich nicht mehr zu sein, zittern lässt, kommen mir Gedanken. Es sind zu viele, um sie zu sortieren, und so nehme ich sie nacheinander auf.

Mein Leben scheint sich in mehrere Blöcke zu gliedern: ich war Zwei in der Gemeinschaft, Helena auf der Lichtung, und nun gibt es ein Zwischenstück, Juli bei David. Die Angst vor *ihm* ist so stark, als wäre sie in mich hineingekrochen und hätte dort alles andere verdrängt. Ich taumle durch diese Angst, bis mich ein Gedankenblitz durchzuckt: Die Hühner, der Aschenbecher. Das alles geschah, als David noch Berlin war, also kann er es nicht gewesen sein.

War es jemand aus Anuks oder Salims Vergangenheit? Ich habe beide überprüft. Zweimal. Das passt nicht zusammen. Was übersehe ich? Habe ich durch meine Internetsuche jemanden aufgerüttelt?

Wen habe ich in den Wald gelockt?

WEN?

Kapitel 24

Ich fuhr im Bett hoch, orientierungslos, durcheinander und schwer keuchend. Ich hatte für den Bruchteil einer Sekunde nicht gewusst, wo ich war und wer ich war. Ob ich mich in meinem Elternhaus befand, ganz die rebellische Zwei, oder ob ich bei Jeannette und Rainer war, die mir von allem zu viel gaben und mich damit langsam, aber sicher erstickten, oder ob ich in Davids Bett lag, zitternd und weinend, gebrochen und zertrümmert.

Und dann ertönte wieder das Pochen, das mich aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Helena!« Salims weiche Stimme, die mich an Märchen aus vergangener Zeit und Geborgenheit erinnerte, klang aufgebracht und rau. Ich warf die Bettdecke zur Seite, wobei eins von Johannas Büchern polternd zu Boden fiel. Während ich die Treppe hinunterhastete, rief Salim erneut, und Earl Grey bellte wild, als würde er den Trubel nicht verstehen, sich aber dennoch einmischen wollen. Eilig schob ich die Riegel zur Seite und schloss die Tür auf, und dann, als wollte mich mein Körper daran erinnern, wer ich war, hob sich meine Hand und schloss wieder ab.

»Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragte Salim, während ich ihm schließlich öffnete.

»Ich ... ich habe geschlafen. Warum?«

Salim stützte sich am Türrahmen ab und sackte zusammen, als wäre er ein Ballon, aus dem Luft entwich. Zuerst dachte ich, aus seiner Haltung spräche Enttäuschung, aber als er den Blick hob, erkannte ich, dass es Erleichterung war. Der Wind fuhr durch die offene Tür, als ginge er im Haus auf die Suche nach etwas, das er mitnehmen könne. Ich hoffte, Johanna hielt sich gut fest, ich brauchte ihren scharfzüngigen Geist hier. Irgendwo im Haus knackte Holz, und meine Gedanken verließen die Toten und kehrten zu den Lebenden zurück. Und dann taumelte ich, als mir ein schrecklicher Gedanke kam.

»Anuk ...?«, fragte ich leise, während eine eiskalte Hand mein Herz umschloss und fest, ganz fest zusammendrückte.

Salims dunkle Augen bohrten sich in meine.

»Mit Anuk ist alles in Ordnung. Ich habe eben mit ihr telefoniert.« Die Pause nach seinem Satz währte nur wenige Sekunden, und doch rutschten seine Augen für einen Wimpernschlag nach unten über meinen Körper. Ich

trug nur ein Shirt und Slip, was mir in dem Moment bewusst wurde, als Salims Blick meine Brüste, meinen Bauch und meine Oberschenkel streifte. Ich überkreuzte die Beine und verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber jemand war heute Nacht in meiner Hütte.«

Vergessen war meine spärliche Bekleidung, vergessen meine vor Scham glühenden Wangen.

»In deiner Hütte?« Meine Stimme versagte, meine Knie zitterten, Earl Greys raue Zunge kratzte über mein Schienbein. Ich tastete nach der Tür, doch meine Hand fasste ins Leere, und dann schlang Salim auch schon seinen Arm um meine Hüfte. Obgleich ich mich meiner Freizügigkeit schämte, ließ ich mich widerstandslos an ihn ziehen. Sein Körper war meine Begrenzung, meine Hülle, mein Halt. Seine Wärme umhüllte meine Kälte. Er murmelte in meine Haare, wie erleichtert er sei, dass mit mir alles in Ordnung war.

»Was ist passiert?«

Salim schüttelte den Kopf, sein Bart kratzte über meinen Scheitel, meine Haare verhedderten sich darin und spannten sich wie feine Spinnenweben zwischen uns.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte er, und seine Stimme hallte durch meinen Kopf.

So viele Szenarien rasten durch meine Gedanken, dass ich keins davon fassen konnte, sie huschten durch mich hindurch, ohne eine feste Idee zu hinterlassen. Ich schüttelte den Kopf, einmal, zweimal, unendlichmal, weil ein Name in mir schrie: David. Ich musste nachsehen, wo er war. Ich war mitten in der Nacht eingeschlafen, nachdem er in Leipzig angehalten und sich nicht weiter in meine Richtung bewegt hatte.

Wenn er hier war, musste ich bereit sein.

Als ich mir sicher war, wieder auf eigenen Beinen stehen zu können, löste ich mich von Salim.

»Komm rein, ich gehe mir nur eben etwas anziehen.«

Salim und Earl Grey betraten die Hütte, und ich schloss die Tür hinter ihnen. Mein Wunsch nach Regulation, mein Zwang alles zu überprüfen und zweimal auszuführen, drehte frei. Ich setzte einen Fuß auf die Stufe, nahm ihn wieder runter und stellte ihn erneut drauf. Salim stand hinter mir, beobachtete mich, wusste vermutlich nicht, wie er mir helfen konnte. Sein Schweigen kitzelte in meinem Nacken, trieb mich an, ohne mich zu verunsichern. Als ich endlich oben war, griff ich nach meinem Handy und

kontrollierte Davids Aufenthaltsort. Er war immer noch in Leipzig. 600 Kilometer entfernt. Ich atmete aus, warf das Handy aufs Bett und schlüpfte aus meinem Shirt, war zu fahrig, um wirklich zu begreifen, was das bedeutete.

Am liebsten hätte ich mich ins Bett verkrochen, in meiner Einsamkeit gebadet und alle Ängste und Sorgen mit mir allein ausgemacht. Doch Salim saß unten und wartete auf mich, und so zog ich mir ein T-Shirt über den Kopf, stieg in meine Jeans und ging barfuß die Treppen hinunter.

Ich fand die beiden in der Küche. Salim saß in der Nische vor der Veranda, Earl Grey hatte sich an seinen Füßen zu einem wilden Knäuel zusammengerollt. Als er mein Eintreten vernahm, stand er auf, seine Krallen klackerten über die Dielen, während er schwanzwedelnd auf mich zukam. Ich ging in die Hocke, doch bevor ich ihn streichelte, stand ich auf und sank erneut nach unten. Earl Grey leckte mir über die Wange, die Ohren nach hinten geklappt, eine Pfote legte er immer wieder auf meinem Oberschenkel ab. Ich kraulte ihn hinter dem Ohr, und Earl ließ sich ergeben zu Boden fallen. Ich streichelte seinen Bauch, ließ das weiche Fell zwischen meinen Fingern hindurchgleiten, zwirbelte es leicht und kämmte es mit gespreizten Fingern. Alles zweimal. Jede Bewegung zweimal. Salim beobachtete mich dabei, als wartete er auf ein Zeichen, dass ich bereit war. Bereit für die nächste Schreckensnachricht.

»Erzähl es mir«, forderte ich ihn auf.

Er beugte sich vor, stützte sich mit den Ellenbogen auf den Knien ab und verschränkte die Finger ineinander.

»Als ich heute Morgen nach unten kam, ist mir zuerst überhaupt nichts aufgefallen. Es gab keine Schneise der Verwüstung, keine fremden Fußabdrücke, und ich hatte auch kein komisches Gefühl, dass irgendetwas ... anders oder falsch wäre. Ich machte also Frühstück, las Nachrichten und ging ins Bad. Erst als ich mit nassen Füßen aus dem Badezimmer kam, fiel mir der Luftzug auf. Ich ging ins Wohnzimmer und sah, dass ein Fenster offenstand. Zuerst dachte ich, ich hätte es versehentlich offengelassen, aber als ich näherkam, bemerkte ich, dass ein kreisrundes Stück aus der Scheibe fehlt.«

Ich ließ davon ab, Earl Grey zu streicheln, umklammerte meine Beine und sah Salim an.

»Wurde etwas gestohlen?«

»Nein. Nichts. Überhaupt nichts. Nur das Stück Scheibe ist weg.«

»Was hat die Polizei dazu gesagt?«

Salim hob eine Augenbraue. »Ich habe sie noch nicht angerufen.«

»Wieso nicht?«

Ich sprach ruhig, ganz ruhig, aber meine Stimme war losgelöst von meinen Emotionen. Ich war Stimme und Körper. Ruhig und zitternd zugleich.

»Weil ich mich zuerst vergewissern wollte, dass es dir und Anuk gut geht.«

»Mir geht es gut.«

Und dann kam mir der Gedanke, dass es mir vielleicht gut ging, aber der Hütte nicht. Ich hatte keine Ahnung, ob jemand versucht hatte, heute Nacht bei mir einzubrechen, ich hatte keine Ahnung, ob irgendwas nicht an seinem Platz war, doch es widerstrebte mir, vor Salim nachzuschauen. Der Drang wurde immer größer, und ich hielt es nicht mehr aus, untätig auf dem Boden zu sitzen. Ich sprang auf und stellte die Kaffeemaschine an. Anschließend nahm ich zwei Tassen aus dem Schrank, gab jeweils einen Spritzer Spülmittel hinein und schrubbte sie. Ich wollte aus sauberen Tassen trinken. Es war wichtig, dass sie sauber waren und sich kein Staub darin befand, denn Staub bestand aus Hautschuppen und Haaren, und ich wollte keine Überbleibsel einer anderen Person in mir haben. Und ich wusste, dass ich auf sehr vielen Ebenen gerade unlogisch war, aber mein Drang, das Haus auf Unversehrtheit zu untersuchen, war so übermächtig, dass ich die Ordnung auf andere Weise herstellen musste.

Als ich die Tassen ein zweites Mal gereinigt hatte, stellte ich sie unter die Maschine. Das monotone Brummen, der würzige Duft, die Flüssigkeit, die in zwei dunklen Strömen in die Tassen floss, beruhigten mich. Meine Logik kehrte zurück, ich fuhr mir zweimal durch die Haare.

»Warum hat Earl Grey nicht angeschlagen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Würde er bellen, wenn jemand ins Haus eindringen würde?«

»Auf jeden Fall.«

Meine Gedanken rasten. »Wie laut ist so ein Glasschneider?«

Salim zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Vielleicht hat Earl Grey ihn nicht gehört.«

»Vielleicht.«

»Hast du vertrauliche Daten von deinen Kunden in der Hütte, an denen jemand Interesse haben könnte?«

Salim senkte den Kopf. »Ja, aber ich glaube nicht, dass es da einen Zusammenhang gibt.«

»Nein?«

Er schüttelte den Kopf und nahm die Tasse entgegen. Seine langen Beine ragten in die Küche, die Schnürsenkel seiner Boots hingen auf den Boden, sein Rücken lehnte an der Fensterscheibe. Ich wollte ihn von dort wegziehen, ihn ins Wohnzimmer verfrachten, das so dunkel war, dass ich mich selbst darin nicht fand. Und wenn ich uns nicht sehen konnte, dann konnte auch niemand anderes uns sehen und wir wären in Sicherheit. Ich schüttelte mich, lehnte mich gegen die Kochinsel und trank einen Schluck Kaffee. Ich musste analytisch vorgehen. Salim bedeutete friedlich. Er war Umweltingenieur und hatte seine Familie verloren.

»Das, was mit deiner Familie geschehen ist ...?«

Salim richtete sich auf. »Ja?«

»Gibt dir jemand die Schuld daran?«

Nun schüttelte Salim unkontrolliert den Kopf. »Nein, Helena. Es war ein Unfall.«

Aber seine Haltung und Mimik gaben mir recht. Jemand gab ihm die Schuld: Er selbst. Tragisch, aber das brachte uns nicht weiter.

»Wenn nichts gestohlen wurde, hattest du das Gefühl, dass etwas bewegt wurde?«

»Du meinst, ob Schubladen aufgerissen oder mein Büro unordentlich war?«

»Ja.«

»Nichts dergleichen. Nur das Loch in der Scheibe.«

»Vielleicht hast du denjenigen gestört und er hat deswegen nichts mitgenommen.«

»Was meinst du?« Salim stellte die Tasse zur Seite und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Derjenige könnte gerade das Fenster geöffnet und versucht haben, in die Hütte einzusteigen, als du von deiner Runde im Wald gekommen bist.«

Salim senkte den Kopf, wackelte mit dem Fuß und betrachtete die schwingenden Schnürsenkel. Ich folgte seinem Blick, beobachtete die winzigen Schlangen auf dem Boden.

»Wann hast du deine Runde im Wald gedreht?«, hakte ich nach.

Salim sah mich an, Gänsehaut perlte über meinen Rücken, und plötzlich hatte ich das Gefühl, die Luft würde dichter und schwerer. Salim und ich

waren zwei gegensätzliche Pole. In mir gab es keine Äquivalenz zu seinem Wesen. Und ich verstand die Veränderung der Atmosphäre zwischen uns gerade nicht. Der Wind drückte gegen die Fensterscheibe, die Hütte knackte.

»Ich habe letzte Nacht keine Runde gedreht.«

»Du warst nicht im Wald?«, fragte ich leise, denn sein Aufenthalt hier, seine gesamte Anwesenheit, diente nur diesem Zweck: Seinen nächtlichen Wanderungen im Wald, um sich von den Schreien zu befreien und sie für ein weiteres Jahr bändigen zu können. Das hatte er erzählt. Genau das tat er, seitdem er die Hütte gekauft hatte. Die Abweichung von seiner Routine machte mich nervös.

»Nein«, sagte er jetzt.

»Warum nicht? Ich dachte, du machst das jede Nacht.« Meine Stimme klang schrill, ich räusperte mich.

»Dafür bin ich hier. Aber die Stimmen sind leiser geworden.«

Ich flatterte, führte unwillkürliche, sinnlose Bewegungen aus. Salims fixierender Blick bestand aus Nadeln, und ich war ein Schmetterling. Er spießte mich auf, und ich flatterte nicht mehr.

»Du bist mein Wald und mein Wind. Seitdem wir abends miteinander reden, höre ich sie nicht mehr. Ihre Stille ist das erste Mal nicht überdeckt, ihre Wut nicht brodelnd, sie sind einfach ruhig, aber dennoch in mir.«

Mein Herz gefror von einer Sekunde auf die andere zu einem Eisklumpen. Vehement schüttelte ich den Kopf. Diese Bedeutung durfte er mir nicht beimessen. Ich würde niemals sein können, was Salim brauchte. Ich kam mit so viel Ballast daher, mit so viel Wut und Angst, mit Zwängen, die ich nicht kontrollieren konnte, mit Verzweiflung, die sich in mir festgekrallt hatte. Ich war beinahe dreißig und hatte meinen Weg im Leben noch nicht gefunden. Außer einem abgebrochenen Studium hatte ich nichts vorzuweisen. Ich konnte nichts und war niemand. Ich senkte den Blick und wandte mich ab. Ich wusste, dass er hinter mir stand, ohne dass ich mich umdrehen musste. Salims Körper strahlte eine Hitze aus, welche die Eiseskälte in mir ganz leise zum Knacken brachte.

»Helena, ich ... ich weiß, dass du nicht allein bist. Deine Vergangenheit ist bei dir und wird es immer sein. Du bist hier, um das, was dir widerfahren ist, zu verarbeiten, und du sollst dir alle Zeit der Welt nehmen. Ich würde dich nie einengen oder bedrängen, aber ich werde immer ehrlich zu dir sein. Und wenn du mir eine Frage stellst, werde ich darauf antworten. Mit der

Wahrheit. Wenn du abends oben auf der Veranda sitzt und ich unten, umgeben von all dem Wind und unserer Vergangenheit, dann wächst da etwas zwischen uns, das in mich hineinkriecht und mich heilt. Du bedeutest mir etwas.«

Mit rauen Fingerspitzen fuhr er über meinen Oberarm, und ich zitterte so stark, dass ich mich festhalten musste.

Salim war zu gut. Für diese Welt und ganz besonders für mich. Ich war nicht dafür geboren, normal zu sein. Hass und Bösartigkeit hatten mich erschaffen, Kälte mich gehärtet. Für mich gab es kein Dazwischen. Und Salim war alles dazwischen. Er war süß und lustig, laut und schweigsam und aufmerksam, sein Lachen war offen und vermischte sich mit dem Wind und der Sonne. Ich war eine extreme Negierung all dieser Dinge, hatte Liebe nie gelernt und für Offenheit bitter bezahlt.

»Ich gehe jetzt rüber und rufe die Polizei. Ich werde ihnen von dem Einbruch und diesen Halbstarken vom Parkplatz erzählen. Langsam aber sicher werde ich wütend und möchte Antworten. Anuk erwartet dich.«

Und damit verließ er das Haus zusammen mit Earl Grey, der mir beim Rausgehen einen sehnsüchtigen Blick zuwarf, als wäre er traurig, dass ich Salim und ihn weggeschickt hatte, weil er gerne geblieben wäre und sein Herrchen gerade dabei war, eine große Dummheit zu begehen.

»Was für eine ausgemachte Scheiße.« Anuks Wut befand sich am entgegengesetzten Ende zu Salims Ruhe. »Wir wohnen in einem gottverdammten Wald, in einer Ansammlung von Hütten, die so unbedeutend ist, dass sie nicht mal für Google Maps fotografiert wurde. Und doch tötet jemand die Hühner und bricht bei Salim ein. Wie gut, dass du dein Haus zugenagelt hast, Mädchen. Würde mir noch fehlen, dass jemand nachts an deinem Fenster rüttelt und du eine Panikattacke bekommst. Verfluchte Scheiße nochmal.«

Wenn ich mir vorher noch nicht sicher war, so stand nun fest, dass ich zum inneren Kreis dieser Runde, dieser Windschneise im Tal gehörte. Ich war umgeben von Anuks Raserei, umhüllt von Salims Schutz. Es war so viel Gutes um mich, dass ich schlucken musste und der Einbruch für wenige Sekunden an Brisanz verlor.

Ruckartig blieb Anuk stehen, riss den Stuhl zurück und setzte sich darauf. Sie lehnte sich weit über den zerkratzten Holztisch, ihr Zopf

rutschte ihr über die Schulter, ihr weißes T-Shirt mit Coca Cola Aufdruck schob sich so weit hoch, dass ihr Bauch bestimmt frei lag.

»Salim wartet auf die Polizei, wir sind unter uns. Rede mit mir.«

Ich wippte mit dem Fuß, kratzte mich am Arm, zwirbelte meine Haare. Dann fing ich von vorn an.

»Ich kann nicht«, sagte ich leise.

»Warum nicht?«

»Ich kann ihn nicht in diese Hütte lassen.«

Anuk lehnte sich zurück, studierte mich. Ihre Augen zogen elliptische Bahnen über meinen Körper.

»Ich verstehe nicht«, sagte sie schließlich, und am Ende des Satzes war ihre Stimme so undefiniert, dass mir nicht klar war, ob sie eine Frage gestellt oder eine Aussage getroffen hatte.

»Wenn ich von ihm erzähle, dann kommt er.«

Anuk schnaubte, ihr Oberkörper erzitterte, sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Das ist Blödsinn. Es sind nur Worte und Erinnerungen.«

Nun musterte ich Anuk. »Das sind unsere mächtigsten Instrumente. Erinnerungen halten Menschen am Leben, Worte lassen Momente auferstehen. Gäbe es weder Worte noch Erinnerungen, existierte keine Vergangenheit.«

»Ja, das stimmt, aber die Erinnerung an eine Person bringt sie nicht zurück, Helena. Wir können über die Toten reden, solange wir wollen, sie bleiben unter der Erde. Wir können so oft wir wollen davon erzählen, wie wir verprügelt worden sind, es wird dadurch nicht erneut geschehen.«

Ich senkte die Lider. »Vielleicht hast du recht, vielleicht nicht. Aber in Bezug auf David lasse ich es nicht darauf ankommen.«

Anuk stand auf, schnappte sich die Zigarettenpackung und angelte eine heraus. Sie klemmte sie zwischen die Finger und stieß damit in meine Richtung.

»Okay, bitte. Dann erzähl mir etwas von David, das ihn hierherbringt. Wer auch immer dich so behandelt hat, dass du vor seinem Geist Angst hast, muss an mir vorbei.«

Sie kramte das Feuerzeug aus der Schublade, und ich konnte nicht umhin zu bemerken, wie viel wütender und ruppiger ihre Bewegungen im Vergleich zu meinem ersten Besuch hier waren.

Wie hatte aus dieser grünen Idylle so schnell ein Ort des Schreckens werden können? Und warum blieben wir? Warum gingen wir nicht einfach?

»Wir gehen nicht, weil wir uns nicht mehr vertreiben lassen. Nie wieder. Dafür haben wir drei zu viel durchgemacht. Das Leben hat uns zu oft ins Gesicht gespuckt, als dass wir nun den Blick abwenden würden«, beantwortete Anuk meine ungestellte Frage.

Ich seufzte, stand auf, nahm zwei Weingläser aus dem Schrank und eine Flasche aus dem Kühlschrank.

Anuk lachte. »Helena, du könntest meine Tochter sein.«

Wir prosteten uns zu, tranken einen Schluck, und Anuk zog an ihrer Zigarette.

»David ist so dunkel und abgrundtief schlecht, dass es kein Licht in seinem Inneren gibt.«

»Und warum hast du dich auf ihn eingelassen?«

Ich trank den Wein aus, stellte das Glas auf den Tisch und sah Anuk direkt in die Augen.

»Weil ich zerstört werden wollte. Jahrelang hatte ich nur ein Ziel gehabt, dem Wahnsinn meiner Eltern zu entkommen und in Freiheit zu leben. Aber als ich es endlich schaffte, gab es keinen Funken in mir. Alles, was ich mir gewünscht hatte, war geschehen, und nichts davon machte mich glücklich. Und ich zweifelte an mir, an der Beschaffenheit meiner Seele, an meinem Wesen. Ich hatte eine ganze Gemeinschaft zu Fall gebracht, und wofür? Vielleicht war ich doch nicht die Gute gewesen? Ich wollte nicht mehr ich sein, ich suchte jemanden, der alles, was ich war, zerbröselte und zerschlug, damit ich feststellen konnte, ob in den Trümmern etwas glänzte oder alles nur trockener, schwarzer Staub war.«

»Scheiße, Helena!«, rief Anuk, schnippte ihre Zigarette in den Garten und setzte sich zu mir an den Tisch. Sie redete auf mich ein, dass ich ein guter Mensch sei, dass dieser David meine Gefühlswelt ausgenutzt habe, dass er mich geködert habe, um jemanden zu haben, an dem er seine Niedertracht auslassen könne, aber ihre Stimme verklang hohl und dumpf in meinem Kopf. Der Tisch verschwand, der Wind erstarb, das Holz ächzte nicht mehr unter der Last unserer Anwesenheit. In immer schneller wirbelnden Kreisen kehrte ich zurück zu jenem Tag, als ich achtzehn geworden und mich voll und ganz David hingegeben hatte.

Kapitel 25

»Juli.«

Davids Stimme klang ruhig und sanft, als er die Tür öffnete und mir mit einer kleinen Handbewegung Einlass gewährte.

Ich war nervös, nestelte am Reißverschluss meiner kleinen Sporttasche, in der sich meine Habseligkeiten befanden. Zwei Jeans, drei Pullover, zwei schlechtsitzende Büstenhalter, zehn Slips, eine Handvoll Socken und vier T-Shirts. Außerdem noch eine Zahnbürste, eine Haarbürste, bei der die Gummierung auf den Zinken fehlte, und eine fast ausgetrocknete Mascara. So lange schon hatte ich auf diesen Tag gewartet. Nur David und ich.

David stand vor mir, als befände er sich auf dem Weg zu einer Besprechung in der Kanzlei. Eine maßgeschneiderte Anzughose, ein enganliegendes weißes Hemd. Seine glänzenden schwarzen Schuhe klackerten auf den schneeweißen Fliesen, während er vor mir sein Haus betrat, zielsicher in einem der Zimmer verschwand und mich an der Haustür stehenließ. Mit zittrigen Fingern fuhr ich mir durchs Haar. Ich konnte nicht vorwärts gehen, aber auch nicht das Haus verlassen. Hierherzukommen war vermutlich die dümmste Idee meines Lebens, aber ich hatte die Entscheidung getroffen, und nun stand ich mitten drin. Mitten in meinem Leben, mitten in meiner Entscheidung, und ich wusste weder ein noch aus. David würde nicht zurückkommen, um mir das Haus zu zeigen, in dem er wohnte und ich ab jetzt auch. Er würde mich nicht an der Hand nehmen und durch die Räume führen.

Ich schloss die Tür und sah mich in dem riesigen Flur um, der so anders war als das Haus von Jeannette und Rainer.

Wo sie warme Töne und Holz bevorzugten, hielt David alles in klinischem Weiß und Metall. Abstrakte Gemälde hingen an der Wand, düster und bedrohlich. Nirgendwo standen Schuhe herum, keine Kommoden mit Fotos, keine Schalen mit duftendem Potpourri, keine überquellende Garderobe. Ich hätte genauso gut im Warteraum einer Arztpraxis stehen können. Wie so oft fragte ich mich, warum David überhaupt mit mir zusammen war. Warum er in den letzten Jahren ein Verhältnis mit mir eingegangen war und damit auch das Risiko, erwischt zu werden, wie er es mit einer Minderjährigen trieb. Behutsam stellte ich meine Tasche ab und ging ein paar zögerliche Schritte weiter in den Flur.

Ich hörte kein Geräusch, und die Stille raste in meinen Gedanken. Ich konnte sie nicht leiden, denn sie erinnerte mich an zu Hause. An die Stille meiner Eltern. An die Stille in der Gemeinschaft, an all die Worte, die nie gesagt worden waren, an all die Gedanken, die niemand ausgesprochen hatte. Plötzlich wünschte ich mich zurück zu meinen Pflegeeltern, die ich für das hier verlassen und gekränkt hatte. Ich hatte ihnen furchtbare Dinge an den Kopf geworfen, hatte gewollt, dass sie mich hassten und sich auf den Tag freuten, an dem ich endlich ihr Haus verlassen würde. David hatte mir zu dieser Strategie geraten, damit sie keine unnötigen Fragen stellten. Doch jetzt, in diesem Flur, in dem die einzige Bewegung von meinem flatternden Herzen kam, fragte ich mich, ob ich mir durch dieses Verhalten nicht den einzigen Fluchtweg versperrt hatte.

Als ich siebzehn war, hatte David mir angeboten, zu ihm zu ziehen, sobald ich *erwachsen* wäre. Zuerst hatte ich abgelehnt, ich wollte ihm nicht noch mehr von mir aufbürden, aber dann fand ich die Idee verlockend, Teil seines Lebens zu sein. So richtig. Seine permanente Anwesenheit zu genießen, denn selbst wenn er nicht zu Hause sein würde, wäre er präsent. Aber dennoch wollte ich erst zu ihm ziehen, wenn ich die Schule beendet hatte.

»In vier Jahren?«, hatte David geantwortet und seinen Blick über meinen Körper schweifen lassen. Dann wäre ich einundzwanzig. Das war ziemlich spät für einen Schulabschluss, aber ich musste zu viel nachholen. Die Predigten meiner Eltern und die Bibelverse, die ich in meiner bisherigen Schullaufbahn genossen hatte, waren kaum ein geeignetes Fundament für einen Schulabschluss.

David unterbreitete mir nie wieder diesen Vorschlag, doch wann immer wir uns trafen, hob er die Schönheit meines jugendlichen, schlanken Körpers hervor und betonte, wie sehr er mich in diesem Augenblick begehrte. Aus lauter Angst, ihn zu verlieren, willigte ich schließlich ein, in sein Haus zu ziehen, das in einem Außenbezirk Berlins lag.

Und jetzt stand ich hier, am Tag meiner Volljährigkeit, der sich anfühlte wie gestern und keine wesentliche Veränderung mit sich gebracht hatte.

Leise folgte ich David in ein Zimmer, das vermutlich das Wohnzimmer war. Ob er etwas für meinen Geburtstag vorbereitet hatte? Ich stellte mir vor, wie ich die Kerzen auf einem Kuchen auspusten, wie ich eine kleine Schachtel auspacken würde. Ich stellte mir vor, wie wir abends ineinander verschlungen auf der Couch liegen würden. Wie er endlich seine

Arbeitsanzüge ablegen und mir den wahren David präsentieren würde. Nicht den fiesen, der mein Gesicht gegen schmutzige Klowände presste, während er von hinten in mich eindrang. Nicht den David, der sich wochenlang nicht meldete, bis ich vor Verzweiflung verging. Nicht den David, der mich in ein Café bestellte, nur damit ich mit ansehen musste, wie er mit einer anderen, hübscheren Frau sprach. Dieser David war mit dem heimatlosen, zukunftslosen Mädchen verknüpft, das ich einmal war. Aber mit dem Verlassen meiner Pflegeeltern ging ich endlich meinen eigenen Weg. David hatte mir nahegelegt, Medizin zu studieren, weil man gerade im privaten Bereich sehr viel Geld verdienen könne. Er hatte mich gedrängt, eine Klasse zu überspringen, und dass ich gescheitert war, nagte immer noch an mir. David sah in mir eine großartige, erfolgreiche Ärztin und ich ... Ich nicht. Ich sah nichts.

Ich betrat das Wohnzimmer und erstarrte. Ich nahm nur am Rande den großen Fernseher wahr, die weiße Ledercouch, den Glastisch, die atemberaubende Sicht in den Garten mit dem perfekten Rasen. Mein Blick traf David und blieb an ihm kleben. In Schock, in Unglauben. Er saß am gläsernen Esstisch, in perfekter Haltung. Langsam legte er seine Gabel auf den Teller, lehnte sich zurück und blickte mich an. Kalt und undurchdringlich. Und dieser David war mir noch fremder als die Version zuvor. Zwischen uns bestand kein Band, nichts zog mich zu ihm, kein Teil in mir reagierte auf eine noch so kleine Winzigkeit von ihm. Er war mir fremd, so fremd, dass ich zitterte. Und mir kam der Gedanke, dass der wahre David noch schlimmer war. Viel, viel schlimmer.

»Du kannst abräumen«, sagte er und nickte zum Tisch, an dem drei weitere Männer saßen. Allesamt in perfekt sitzenden Hemden, in perfekter Haltung, mit perfekten Zähnen und perfekten Frisuren.

Ich war wie erstarrt, meine Füße verschmolzen mit den kalten, weißen Fliesen, meine Finger verkrampften sich schmerzhaft. Ich wünschte, die Erde würde sich auftun und mich verschlingen. Ich wünschte, der Wind würde in das Haus wehen und mich forttragen, ich wünschte, meine Knochen würden zu Staub und meine Eingeweide zu Luft. Die Männer blickten mich an, musterten meine schäbige Kleidung, den Saum meiner Jeans, der an den Fersen aufgerieben war, weil ich ständig drauftrat, meinen Kapuzenpullover, der sich beim Waschen verzogen hatte, so dass sich die linke Naht über meinen Bauch zog, meine Socken, durch die mein rechter großer Zeh blitzte. Das alles musterten sie und beschlossen, dass wir in so

unterschiedlichen Ligen spielten, dass sie sich nicht einmal überschnitten. Niemals würde ich ihrer Perfektion gleichkommen, niemals würden sie in mir ein menschliches Wesen sehen, das ebenso eine Daseinsberechtigung besaß wie sie. Sie sprachen mir mit einem Blick die Menschlichkeit ab.

»Gibt es ein Problem? Mit den Tellern? Mit Abräumen generell?«, fragte David kühl, und in diesem Augenblick hasste ich ihn. Mehr als alles andere. Mehr als meine Eltern, mehr als Vier und mehr als mich. Und doch setzte ich mich in Bewegung. Weil ich ihnen nicht standhalten konnte, weil sie mehr und besser waren als ich, weil ihre Blicke schmerzten und ihre Verurteilung über mein Innerstes schabte. Es tat weh. Es tat so unendlich weh.

Ich ging zum Tisch und griff mit zitternder Hand nach Davids Teller. Sein Besteck klapperte, rutschte an den Rand, und ich konnte es gerade noch davon abhalten, klirrend auf den Boden zu fallen. Mit meinem Daumen drückte ich Messer und Gabel auf den Teller, berührte dabei getrocknete Sauce und Essensreste zwischen den Zinken.

»Stell ihn noch mal ab«, sagte David sanft. Die Veränderung in seiner Stimme ließ Hoffnung in mir keimen, dass ich vorhin etwas falsch verstanden hatte, dass dies alles ein Missverständnis war. Dankbar sah ich ihn an, seine blauen Augen strahlten, an ihren Rändern tanzten Lachfältchen. Es war ein Spaß gewesen, er hatte mich geneckt. Ich ließ den Teller sinken, atmete erleichtert aus. Stille durchdrang den Raum, niemand rührte sich, mein Herz schlug ganz leise.

Und dann hörte ich Davids Stimme. Sie wehte wie ein Rauschen zu mir, verwob sich mit meiner Struktur und meiner Seele. Es waren nicht so sehr seine Worte, sondern es war die Tatsache, dass *er* sie aussprach, nachdem mich zuvor die Blicke der Männer meiner Seele beraubt hatten. Die Worte wurden widerstandslos in mich geschleudert, sie brannten sich tief, ganz tief in mich hinein, und ich wusste, ich würde sie nie wieder loswerden. Ich schüttelte mich, und David streifte kurz meine Hand. Dann, um mich zu verhöhnen und die Wucht des Aufpralls zu verdoppeln, sagte er sie leise, ganz leise noch einmal: »Und jetzt nimm ihn noch mal hoch, Juli. Zweimal. Immer zweimal.«

Die Männer, diese gesichtslosen, herzlosen Wesen, brachen in schallendes Gelächter aus, obgleich sie nicht wussten, worum es ging. Ich war für sie nichts, weniger als nichts, aber meine Demütigung erheiterte sie.

Die simple Aufgabe, einen Teller zu nehmen, war von mir nicht bewerkstelligt worden, und das amüsierte sie.

Tränen sammelten sich in meinen Augen, aber ich blinzelte sie fort, denn sie wären in Anbetracht all dieser Macht und meiner Nichtigkeit wirkungslos. Ich nahm Davids Teller, dann den nächsten, dann noch einen. Und als ich neben dem letzten Mann stand, mich das letzte Mal beugte, spürte ich eine Hand auf der Innenseite meines Schenkels. Ich schüttelte mein Bein, blickte hilfesuchend zu David, doch der zog nur eine Augenbraue in die Höhe und trank einen Schluck Wein, dessen tiefrote Farbe meine Verzweiflung widerspiegelte. Bevor die Hand noch weiter nach oben wandern konnte, sprang ich zurück, die Teller klirrten, das Besteck rutschte hin und her, dunkle Bratensauce spritzte auf meinen Pullover und machte ihn noch schäbiger.

»Bleib ruhig, Süße«, lachte der Mann, der seine ekelhaften Finger nun grinsend begutachtete. »War doch nichts dabei.«

Die Runde lachte erneut, weil sie bestimmen konnte, was schlimm war, und ich nicht. Sie entschied, was mich treffen würde und was nicht.

Ich rannte beinahe aus dem Wohnzimmer. Im Flur angekommen, ließ ich den Tränen freien Lauf. In mir brach etwas, laut und stark, und ich wollte mir die Hände auf die Ohren pressen, doch ich hielt immer noch diese verdammten Teller.

Ich wusste nicht, wo sich die Küche befand, ich wusste nicht, in was ich hier hineingeraten war, ich wusste nur, dass es für mich kein Zurück mehr gab.

Und in mir wuchs die Überzeugung, dass ich genau das verdient hatte. Eins war meinetwegen gestorben, ich hatte meine Eltern verraten, die Gemeinschaft zerstört und den Willen Gottes angezweifelt. Ich hatte meine Pflegeeltern mit Füßen getreten und unfassbar weit von mir gestoßen. Nun war ich allein.

Allein in der Hölle.

Kapitel 26

Die Nacht hatte sich ganz langsam ins Haus, in die Küche und in mich hineingeschlichen. Ich saß zusammengekauert auf dem Boden, mein Hintern taub und meine Fingernägel vor Kälte dunkelblau angelaufen. Hin und wieder hörte ich David und die Männer lachen, und ich hatte furchtbare Angst davor, dass sie in die Küche kommen und erneut diese Blicke über mich legen würden. Ich traute mich nicht, zur Toilette zu gehen, traute mich nicht, aufzustehen und mir etwas zu trinken einzuschenken. Mein Herz hüpfte bei der Vorstellung, zu Rainer und Jeannette zurückzukehren und sie um Verzeihung zu bitten, ihnen zu erzählen, was wirklich in mir vorging. Ich sehnte mich nach dem Alltag meiner Pflegeeltern, nach den kurzen Umarmungen, nach Jeannettes Lachen, das den Raum erfüllte. Ich wünschte, mit ihnen am Tisch zu sitzen und leidenschaftlich darüber zu diskutieren, ob wir Pizza bestellen oder zu McDonalds fahren sollten. Scham zischte in mir, als ich daran dachte, was ich zuletzt zu ihnen gesagt hatte. Es war so etwas gewesen, wie dass mich ihre verdammte Bigotterie ankotzte und mich das Jugendamt lieber in einer Wohngruppe mit versifften Pennern hätte unterbringen sollen. Schon während ich es gesagt hatte, hatte ich es nicht so gemeint, ich war blindlings Davids Vorschlag gefolgt, denn sein Plan war mir so brillant vorgekommen. Nach all den heimlichen Treffen in Stundenhotels und auf einsamen Parkplätzen hatte ich keine Lust mehr, meine Beziehung zu ihm zu verstecken. Und weder Jeannette noch Rainer hätten sie gutgeheißen, David war schließlich bereits über dreißig. Heute hatten sie nicht einmal gefragt, wo ich hinging. Ich schluchzte und wimmerte leise. Ich fühlte mich so verloren in diesem fremden Haus, in der fremden Küche, in meiner Haut, die mir noch nie gehört hatte. Aber zu gehen war keine Option. Ich hatte kein Geld, keinen Schulabschluss, und die Welt als solche ängstigte mich an manchen Tagen immer noch so sehr, dass ich bei dem Gedanken, das Haus verlassen zu müssen, in Panik verfiel. Meine Gedanken schossen wie ein verirrter Ball zwischen dem, was ich verloren hatte, und dem, was ich vermeintlich gewonnen hatte, hin und her. Ich wusste weder ein noch aus, schloss meine Augen und ergab mich dem Gefühl, versagt zu haben.

Ich musste eingeschlafen sein, denn plötzlich ging ein Ruck durch mich hindurch, ich kippte zur Seite, konnte mich gerade noch halten und blinzelte

gegen das helle Licht der eingeschalteten Deckenstrahler. David stand in der Küchentür, und ich kroch unwillkürlich ein Stück zurück. Weg von ihm und seinen Freunden.

»Du dummes Ding, was machst du denn auf dem Boden?«

David ging vor mir in die Hocke, legte den Kopf schief und betrachtete mich mitleidig, als wäre ich ein verunglücktes Experiment.

»Ich ... ich wusste nicht, wohin.«

»Nach oben, natürlich.«

Ich blinzelte, rieb mir immer wieder die Augen und versuchte, mich auf weitere Geräusche zu konzentrieren.

Doch außer dem Surren des Kühlschranks und meinem eigenen Herzschlag hörte ich nichts. Ich räusperte mich, meine Stimme war kaum mehr als ein raues Kratzen im Hals.

»Sind sie weg?«

»Meine Kollegen? Ja. Sie fanden dich sehr nett.«

Nett?

Keine Erklärung, keine Entschuldigung für sein abscheuliches Verhalten. Hatte ich das erwartet? Ich wusste es nicht.

Ich versuchte, mich aufzurichten, aber meine Beine waren eingeschlafen, mein Hintern war jeden Gefühls beraubt, und mir war so kalt, dass meine Zähne in schnellem Stakkato aufeinanderschlugen.

»Komm, wir wärmen dich erst mal auf.«

Er reichte mir die Hand, und ich ergriff sie. Rasend schnell zog er mich hoch, auf Beine, die mich nicht trugen. Ich sackte zusammen, David stützte mich.

»Juli, was ist bloß los mit dir? Du kannst ja noch nicht einmal stehen.«

Ich versuchte, meine Füße nach vorn zu schieben, scheiterte jedoch kläglich.

»Bitte. Ich kann nicht.«

David schüttelte den Kopf und lachte leise, als sei mein Unvermögen zu laufen meiner Dummheit geschuldet. Er ging in die Hocke, drückte seine Schulter in meinen Bauch und hob mich kopfüber hoch. Ich keuchte, Blut sackte in meinen Kopf, die Küche wankte, als er mich durch das kalte weiße Haus trug, dessen Anonymität meine eigene spiegelte.

Treppenstufen tauchten unter mir auf. Kraftlos hing ich über Davids Schulter und die Welt zog an mir vorbei. Stufe, Geländer, Stufe, Geländer. Stufe, Geländer, weißer Teppich. David lief pfeifend den Flur entlang und

stieß eine Tür auf, die beim Durchgehen meine Hüfte schmerzhaft streifte. In dieser baumelnden Position fühlte ich mich wie ein Stück Fleisch. Wie Vieh. David setzte mich ab, und ich klammerte mich an ihm fest.

»Du musst wenigstens kurz allein stehen bleiben, damit ich das Wasser anstellen kann.«

Seine Stimme war nicht sanft, aber das hatte ich auch nicht erwartet. Trotzdem traf mich die Kälte, die über seine Lippen schoss, wie ein Schlag. Ich lehnte mich gegen die Wand, fühlte das Stechen in meinen Beinen, als die Taubheit wich und das Gefühl zurückkehrte.

»Ich wusste nicht, dass du heute Besuch hast«, sagte ich matt, damit ich überhaupt etwas sagte, damit ich überhaupt existierte.

David beugte sich in die Duschkabine, drehte den Hahn auf und warf mir einen kurzen Blick zu.

»Muss ich mich vor dir rechtfertigen?«, fragte er scharf.

Ich zuckte zusammen und schüttelte den Kopf, das Badezimmer dehnte sich aus, es drehte und wand sich, doch ich riss mich zusammen und konzentrierte mich auf einen Wassertropfen, der an der Innenseite der Duschkabine hinabrann.

»Nein. Nein, musst du nicht.«

»Zieh dich aus«, sagte er und blieb eine Armeslänge von mir entfernt stehen. Ich wollte so gern gegen seine breite Brust sinken, mich in dem Stoff seines weißen Hemdes vergraben, spüren, wie seine starken Arme sich um mich schlossen und mich vor der Welt beschützten.

Stattdessen nickte ich, öffnete die Jeans, schlüpfte ungelenk aus ihr heraus und zog mir den Pullover über den Kopf. Davids Blick folgte den Kleidungsstücken, die ich auf den Boden warf. Ekel huschte über sein Gesicht wie eine dunkle Gewitterwolke am Himmel. Schließlich öffnete ich den BH und ließ ihn zusammen mit dem Slip zu Boden fallen.

»Du hast zugenommen«, bemerkte David.

Ich nickte, die neuen Rundungen waren noch ungewohnt, aber ich mochte sie. Mein Arzt war zufrieden mit meinem Gewicht, und Jeannette und Rainer hatten mir erklärt, dass ich nun endlich im Normalbereich war.

Ich stieg in die Dusche, und David schloss umgehend die Tür hinter mir. Als das Wasser meine Haut berührte, schrie ich auf. Kaum hatte ich meine Hand ausgestreckt, um den Regler weiter in die Richtung des kalten Wassers zu schieben, sagte David ganz ruhig: »Das Wasser ist genau richtig so.«

Ich drehte mich um, presste eine Hand gegen die Scheibe, während kochend heißes Wasser meine Waden besprenkelte.

»Es ist zu heiß.«

»Du bist völlig durchgefroren. Warte einen Moment, bis du dich daran gewöhnt hast.«

Seine Stimme war ganz sanft, während sein Blick mich durchbohrte und sein Lächeln an mir zerrte. Es war eine Probe. Er demonstrierte seine Macht und wollte sehen, wie weit mein Wille ging, wie viel von mir noch da war. Aber heute Abend war kein Funken Zwei oder Juli in mir. Ich ließ ihn kampflos gewinnen. Ich nickte und drehte ihm den Rücken zu. Langsam tastete ich mich weiter nach vorn, das Wasser verbrühte meine Haut, ich konnte den Schmerz kaum ertragen. Wo auch immer der Wasserstrahl mich traf, bildeten sich feuerrote Striemen. Ich stöhnte, traute mich aber nicht, das Wasser kälter zu stellen. David missverstand mein Geräusch und sagte: »Siehst du, es ist genau richtig.«

Ich nickte, während Tränen mir die Sicht nahmen.

»Ich bin gleich wieder bei dir, Juli. Ich habe etwas für dich.«

Die Hitze in der Duschkabine war so stark, dass sie mir die Sinne raubte, ich atmete unregelmäßig, dunkle Flecken breiteten sich in meinem Sichtfeld aus und engten mich ein. Der Nebel umhüllte mich und nahm mir das letzte bisschen Sauerstoff.

Meine Welt wurde kleiner, meine Bewegungen fahriger, aber ich schaffte es dennoch, mir die Haare zu waschen und meinen Körper abzuspülen. Dann stellte ich das Wasser aus und trat schwankend aus der Duschkabine. Immer wieder musste ich mich festhalten, musste tiefe Atemzüge nasse Luft in meine Lunge saugen, die wie Nebelschwaden im Badezimmer hing. Meine Haut war feuerrot, ich bildete mir ein, dass sie Blasen schlug. Die Tür ging auf, eiskalte Luft traf auf meine überhitze Haut. Ich begann zu zittern.

»Du bist fertig. Sehr gut. Bitteschön.«

Er reichte mir eine Tüte, und ich lugte hinein. Sie war voller Klamotten. Ich erblickte Seide und Spitze, fröhliche Farben, leuchtende Pullover, schimmernde T-Shirts, strahlende Jeans.

Fassungslos starrte ich in die Tüte, ehe ich den Blick hob.

»Danke«, sagte ich atemlos und voller Ehrfurcht. Noch nie hatte ich so hübsche Dinge besessen.

»Probiere mal was an«, forderte David mich auf. »Warte, ich zeige dir mein Lieblingsteil.«

Er nahm mir die Tüte ab, kramte darin und zog ein kurzes nachtschwarzes Kleid heraus. Es war eng geschnitten, der seidige Stoff schimmerte und funkelte im Licht des Badezimmers, als wären winzige Diamanten darin verwebt.

»Wahnsinn«, sagte ich und traute mich kaum, das Kleid anzufassen.

David lachte. »Nimm es schon. Es beißt nicht.«

Er sah so freudig aus, sein Lachen war so offen und ehrlich, dass ich die Erniedrigung im Wohnzimmer, den Tag auf dem Küchenfußboden und das heiße Wasser in meinem Kopf zur Seite schob. Das war die Vergangenheit, und die konnte ich nicht ändern. Ich nahm das Kleid und suchte meine Unterwäsche auf dem Boden zusammen.

»Zieh es ohne an«, hauchte David in mein Ohr und drängte sich von hinten an mich. Ich spürte seine Erregung an meinem Po. Seine Begierde bedeutete in diesem Augenblick die Welt für mich. Sie verwandelte mich von etwas Hässlichem in etwas Schönes. Sie machte ungeschehen, dass ich mich vorhin wie Dreck und weniger menschlich als alle anderen gefühlt hatte. Davids Lust hob mich empor und streichelte mich an jeder Stelle meines Körpers.

Ich drehte mich zu ihm um, öffnete den Reißverschluss des Kleides, während er an seinem Gürtel zerrte. Ich stieg langsam und gemächlich in das Kleid hinein, während er seine Hose zu Boden fallen ließ. Seine Boxershorts wölbte sich, und er strich sich über sein Glied.

»Komm schon Juli. Zieh es für mich an.«

Ich schob es über meine Hüften und versuchte dabei, verführerisch zu schauen. Doch ab der Hälfte meiner Oberschenkel kam ich nicht weiter. Ich bekam es nicht einmal bis zum Po hoch. Mein Herz raste, ich versank vor Scham.

»Es ... es passt nicht.«

»Blödsinn«, keuchte David, während er sich weiter streichelte.

Ich zog und zerrte, die Verzweiflung weckte Kräfte in mir. Der Reißverschluss riss meine Haut auf, ich ächzte und fluchte und bekam es schließlich über meinen Hintern. Dann schob ich die Arme in das Kleid und zog es über meinen Busen. Davids Hand wurde immer schneller.

»Du musst mir den Reißverschluss zumachen«, sagte ich, und konnte kaum atmen, so eng war das Kleid.

»Dreh dich um«, sagte David und ich spürte, wie er den Reißverschluss nach oben zog. Er riss und zerrte, zwickte Haut ein, raffte den Stoff so fest zusammen als versuchte er, meine Rippen zu brechen.

»Hör auf«, wimmerte ich leise, nachdem ich kaum noch Kraft hatte, mich auf den Beinen zu halten. David hatte es bereits bis zur Hälfte meines Brustkorbs zugezogen.

»Ich hab's gleich«, sagte er und zog weiter. Und dann war es zu, und Davids Hände verschwanden von meinem Körper. Seine Wärme war weg, und ich stellte mir vor, wie er hinter mir stand, mich musterte. Ich hoffte so sehr, dass ich ihm gefiel, dass der Saum nicht in die Haut einschnitt, dass kein Fett an den Achseln hervorquoll. Ich wünschte, ich hätte nicht zugenommen, bereute jede Pizza, jeden Burger, jede köstliche, süße Cola und nahm mir vor, nie wieder irgendetwas davon zu essen.

»Schieb das Kleid hoch«, sagte er, seine Stimme klang heiser und schnurrend. »Dann kann ich dich von hinten nehmen.«

Ich versuchte es. Die Nähte krachten, meine Fingerknöchel wurden weiß, ich schaffte es nicht. Keinen Millimeter.

Ich hörte ihn keuchen und drehte mich zu ihm. Seine Hand war in der Hose verschwunden und bewegte sich schnell auf und ab. Langsam ging ich auf ihn zu, wollte ihn küssen, ihn streicheln, wiedergutmachen, dass er nicht an meinen Körper kam, doch er stieß mich zurück.

»Hol deine Titten raus.«

Seine Worte waren wie ein Faustschlag, seine Zurückweisung wie ein Schnitt ins Herz, aber ich war schon so weit gegangen. Hatte meine Grenze immer wieder, ein ums andere Mal verschoben und erweitert. Jetzt Nein zu sagen würde alles, was ich vorher getan und zugelassen hatte, sinnlos machen. Mit einem kleinen Wort würden zwei Jahre meines Lebens zersplittern.

Ich griff in das Kleid, den Blick gesenkt, meine Knie gebeugt. Noch nicht einmal meine Fingerspitzen brachte ich hinein.

»Es geht nicht.«

Diese tonlose Stimme war meine. Und doch wieder nicht. Es war die Stimme des Versagens, die Stimme des Verlusts der eigenen Identität, es war die Stimme des Aufgebens. Ich fühlte mich fett und schmutzig und unzulänglich.

David grunzte, kam auf mich zu und riss das Dekolleté auf, dann packte er eine meiner Brüste und zog sie raus. Er versuchte es auch mit der

zweiten, aber dafür reichte der Platz nicht. Es tat furchtbar weh, und als ich an mir hinabblickte, sah ich, wie meine linke Brust abstrakt aus dem Kleid ragte. Ich wollte mich bedecken, so sehr widerte mich mein eigener Anblick an, doch David packte meine Hand und hinderte mich daran.

»Nicht. Das ist gut. So gut.«

Seine Bewegungen wurden immer schneller, ehe er den Kopf in den Nacken warf und die Sehnen an seinem Hals hervortraten. Ich stand einfach nur da und spürte, wie die starke Zwei unter meiner Haut bröckelte. Ich war nur noch Juli. Schwach, unsicher, einsam. Ich schämte mich zutiefst, weil David mich nicht berühren wollte, weil ich zu unförmig war, um in dieses wunderschöne Kleid zu passen, weil er es hatte zerreißen müssen, damit ich ihm Freude bereiten konnte. Als Davids Atmung sich verlangsamte, richtete er den Blick wieder auf mich. Und auf einmal sah ich alles darin. Ich sah, wer er war. Wer er wirklich, wirklich war. Und ich sah Juli, die ihm nie, niemals würde standhalten können. Ich senkte den Blick, die Wahrheit war mehr, als ich ertragen konnte.

»Du bist zu fett für das Kleid. Du siehst aus wie eine fette, hässliche Nutte.«

Und damit verließ er das Badezimmer. Er ließ mich in meinem Elend stehen, wohlwissend, dass ich keine Chance hatte, mich allein aus dem Kleid zu schälen. Aber auch das sah ich als gerecht an, immerhin hatte ich es nicht geschafft, ihn zu befriedigen.

Noch nicht einmal das konnte ich.

Und als ich da stand, als das Wasser an der Duschkabine entlangperlte, als meine Tränen kein Ende nehmen wollten, als meine Füße mich nicht mehr tragen konnten, mich das enge Kleid aber daran hinderte, auf den Boden zu sinken, zersprang das Geschehene in einzelne Elemente und ich verstand, was David getan hatte. Das Kleid war absichtlich zu klein, wie die Anziehsachen, in die meine Eltern mich zur Strafe gequetscht hatten. Weder mein Anblick noch das Kleid noch die Vorstellung, mit mir zu schlafen, hatten David aufgegeilt, sondern mein Versagen, meine Demütigung, meine Erniedrigung.

Kapitel 27

Als wäre ich körperlos, als hätte ich mich verloren, schwebte ich in der Küche. Ich sah die Fliesen, sah den runden Tisch mit der sonnengelben Wachsdecke, sah Earl Grey, wie er den Kopf hob und ihn mit gespitzten Ohren schieflegte. Ich sah Anuk, die auf dem Stuhl mir gegenübersaß, eine Hand ans Herz gepresst, die andere auf den Mund, während ihr Tränen aus den Augen quollen und die Wangen hinabliefen. Sie war wie versteinert. Meine Geschichte hatte ihr zugesetzt, hatte sie durchgerüttelt und nahm so viel Raum in ihrem Inneren ein, dass sie keine Reaktion zustande brachte. Ruhig, ganz ruhig schweifte mein Blick weiter durch den Raum. Salim stand in der Tür, als wäre meine Vergangenheit eine unsichtbare Wand, gegen die er gerannt war. Er hielt den Türknauf in der Hand, die Tür pendelte leicht hin und her. Seine Schnürsenkel schleiften über den Boden, als er sich endlich in Bewegung setzte. Er kam auf mich zu, doch plötzlich verschwamm Salim. Er löste sich auf, an den Rändern zuerst, dann entwich ihm die Mitte, er verschmolz mit den umherflirrenden Teilen Anuks, die blass und farblos durch den Raum schwirrten.

Und auf einmal saß ich mitten in einem Bus in Berlin. Ich hatte eine große Sonnenbrille auf, trug eine schwarze Jeans, die an den Knien zerrissen war, einen langen, weiten Pullover, dessen Kapuze ich mir tief ins Gesicht gezogen hatte. Ich wollte meinen Körper nie wieder fremden Blicken aussetzen, wollte ihn verstecken und hüten für Augen, die ihn nicht erniedrigen würden. Meine Haare waren platinblond und kurz. Ich war ich und dann doch wieder nicht. Ich war die Version meiner selbst nach Zwei, nach Juli bei Rainer und Jeannette und nach Juli bei David. Alles, was er zu mir gesagt und was er mir angetan hatte, saß tief in mir.

Der Bus rumpelte durch die Stadt, die Sonne blinzelte zwischen den Häusern hervor und blendete mich. Ich war ziellos, aber nicht mehr planlos. Ich war David entkommen. Wieder und wieder. Und während ich hoffte, dass meine Freiheit dieses Mal länger währte, betrachtete ich die Menschen, die mit mir unterwegs waren. Ein Mann in einer beigen Cargohose, einem blauen Pullover mit faserigem Saum an den Ärmeln und Löchern am Kragen. Zwischen seinen Beinen stand eine Plastiktüte, deren Henkel ausgedünnt waren vom Gewicht, das sie tragen mussten. Sein Kopf rollte hin und her, seine Augen waren geschlossen, seine Knie nach innen

verdreht, seine Arme schützend vor der Körpermitte. Er wirkte so in sich gekehrt, als besäße er keine Berechtigung, in diesem Bus zu sitzen oder gar auf dieser Welt zu sein.

Ich verstand ihn, ich verstand ihn so gut. Das Schlimmste, was man sich antun konnte, war, den eigenen Wert anzuzweifeln. Ich hatte dort gesessen. Auf seinem Platz. Im Bus. Im Leben. Ich wollte aufstehen und ihm zuflüstern, dass wir alle, ob arm oder reich, ob privilegiert oder benachteiligt, aus dem gleichen Grund hier waren: weil ein Spermium in eine Eizelle gelangt war. Mehr war es nicht. Dasein war Berechtigung. Dasein war Grund genug, zu kämpfen. Dasein reichte, um alles, alles Gute auf dieser Welt einzufordern. Es gab keinen weiteren Zauber, keine Vorsehung, keine Bestimmung, kein Ziel. Wir waren hier, weil es in der Natur des Menschen lag, sich fortzupflanzen.

David hatte mir zahlreiche dieser Motivationsbücher gegeben. *Erfolgreich werden* , *Fokussiert sein* , *Mehr erreichen* , *Besser sein* . Und mit jedem Buch, das er mir hingelegt hatte, hatte ich mich gefragt, was, wenn nichts davon ein erstrebenswertes Ziel wäre. Wenn wir so, wie wir waren, genau richtig waren. Wenn wir nicht Erfolg, sondern Glück suchen sollten. Wenn es das allerhöchste Ziel war, zufrieden zu sein. Mit sich selbst. Weil man sich niemanden zum Vorbild nahm, sondern verstand, dass der Weg eines anderen nicht der eigene war. Denn viel schlimmer als Verurteilungen anderer war das Urteil sich selbst gegenüber. All das wollte ich dem Mann ins Ohr flüstern, wollte ihm die Schultern zurückbiegen, die Beine nach außen drehen, den Oberkörper öffnen, ihn der Welt zuwenden. Aber ich blieb sitzen, schluckte die Worte hinunter, die in meiner Kehle brannten, und betrachtete stattdessen die junge Frau, die weiter hinten im Bus saß. Anfang zwanzig, ihr Kopf ruhte an der Scheibe, ihr Blick war glasig und huschte über die Schlieren der vorbeiziehenden Stadt. Sie sah unschuldig aus, trotz des verlaufenen Make-ups und der vor lauter Schweiß gekräuselten Haaren im Nacken und an den Schläfen. Die Welt lag wie ein ausgebreiteter Teppich vor ihr. Alle Möglichkeiten, alle Hoffnungen, die Weite. Nimm sie dir, wollte ich ihr sagen. Greif zu. Mit beiden Händen, mit all deinen Sehnsüchten, ohne schlechtes Gewissen, ohne Schuld. Mach deine Schultern breit, spreize die Schenkel, wenn du willst, und schließe sie, wenn du magst. Zeige der Welt dein wahres Gesicht, ob kratzbürstig oder sanft. Menschen tendierten ohnehin dazu, das Schlechteste von anderen zu denken. Worauf sollte sie also Rücksicht nehmen?

Krächzend verkündete die Stimme aus dem Lautsprecher den nächsten Halt, und ich drückte den Knopf. Der Fahrer bremste, der Bus hüpfte über das letzte Kopfsteinpflaster und kam schließlich zum Stehen.

Ich sprang raus und sog die Luft in meine Lunge, ließ meinen Blick über den Fußgängersteig schweifen. Leere Flaschen standen am Häuserrand, Zigarettenstummel tummelten sich auf dem Boden, festgeklebter und geschwärzter Kaugummi pflasterte meinen Weg. Ich ging zielstrebig, aber nicht zu schnell. Ich senkte den Kopf, beobachtete meine Umgebung aber ganz genau. Zügig lief ich weiter, immer weiter, bis ein Obdachloser mich ansprach und um Geld bat. Ich kramte in meiner Hosentasche und gab ihm alles, was ich an Münzen hatte, denn auch an seiner Stelle war ich schon einmal gewesen. Als ich das erste Mal aus Davids Haus geflohen war. Nach Fidas Tod. Als ich endlich verstanden hatte, dass ich mich zerstören würde, wenn ich blieb. Er hatte mich am Bahnhof gefunden, als ich um Geld bettelte, um mir eine Fahrkarte kaufen zu können, die mich wegbringen würde.

Weit, weit weg.

Er hatte mich jedes Mal gefunden und mir immer wieder klargemacht, dass ich ihm gehörte. Mit Haut und Haar, mit Leib und Seele war ich die seine. Er hatte mich geformt, liebkost, misshandelt, gebeugt, gebrochen, repariert, gehalten, gehasst. All das hatte er mit mir getan, und in all dieser Zeit hatte es immer weniger von mir gegeben. Ich hatte mich aufgelöst und war zu der Version geworden, die er gebildet hatte. Seiner Version.

Und eines Morgens, als ich in diese eiskalten Augen geblickt hatte, hatte ich verstanden, dass eine überstürzte Flucht nichts bringen würde. David war kein normaler Mensch. Er war mittlerweile Partner einer großen Anwaltskanzlei, seine Klienten mochten ihn, seine Kollegen schätzten ihn, die Polizei mochte ihn. Und viel wichtiger war, dass er diesen Club gegründet hatte. Er lud regelmäßig Männer und Frauen ein, aus deren Haltung, Blicken und Worten die pure Macht sprach. Sie verbündeten sich. Ich schwieg und beobachtete und verstand, dass David schon vor einiger Zeit damit begonnen hatte, Menschen um sich zu scharen, die ihm gleich waren. Für die manche Menschen mehr und andere weniger wert waren. Für die es Menschen gab, deren Herkunft sie an den Boden der Gesellschaft band, und andere, die sich über sie erheben mussten, um sie zu leiten. Sie sprachen wahlweise abfällig über Ausländer, Frauen, Arbeitslose, Menschen im Niedriglohnsektor, Schwarze, Chinesen. Und jedes Mal war

der Konsens, dass sie es als ihre Pflicht ansahen, diese blinden und dummen Menschen zu führen. Und ich verstand, dass dieser Club sich bedingungslos unterstützen würde, denn seine Mitglieder waren in der Wirtschaft, der Justiz, der Politik, waren Ärzte, Journalisten, Polizisten. Und sie alle sahen mich an und verurteilten mich mit dem ersten Blick. David erzählte gerne, wo ich herkam, wie er sich meiner angenommen hatte, wie er aus mir einen passablen Menschen formte, sein soziales Experiment. Mein Scheitern in jeder Hinsicht zeigte immer wieder, wie recht sie hatten, sich über jemanden wie mich zu erheben. Ich konnte nicht einfach aufstehen und sie sein. Und jedes Mal, wenn David die Mitglieder seines Clubs bei uns zu Hause versammelte, wurde mir klarer, dass ich das auch gar nicht wollte. Ich wollte nicht zu dieser gesichtslosen Elite gehören. Und darin waren wir uns einig. Sie wollte mich nicht, ich wollte sie nicht.

Sie hielten mich wegen meiner Kindheit und Jugend für instabil, und dem hatte ich nichts entgegenzusetzen. Ihre Worte waren mehr wert als meine, Davids Großzügigkeit, mich bei sich aufzunehmen und mir eine schulische und universitäre Ausbildung zu ermöglichen, wog mehr als meine Aussage, dass er mich quälte und schikanierte und mich so schlimm demütigte, dass ich das menschlichste Gefühl verloren hatte: den Wunsch zu leben. Stumm hatte ich dagelegen, als David mir im Rahmen einer Machtdemonstration die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Reglos hatte ich den Schmerz und den Tod akzeptiert. Beinahe traurig hatte ich wahrgenommen, wie er mit gespielter Panik in der Stimme einen Krankenwagen gerufen hatte.

Nein, spontan und ohne Plan würde ich ihm nicht entkommen. Wenn ich verschwinden wollte, musste ich mit Kalkül handeln. Ich musste unsichtbar werden. Ich musste Juli auflösen und zu der Person werden, die ich davor gewesen war. Diejenige, die es aus der Gemeinschaft geschafft hatte. Die diesen ganzen verdammten Glaubenskreis zu Fall gebracht hatte. Helena. Helena konnte es schaffen.

Ich musste sie werden und ich musste besser werden als er.

Ich stieß die Tür zu einem schäbigen Internetcafé auf, bezahlte für meinen Platz und setzte mich hin.

David hatte aus mir eine seriöse, erfolgreiche Ärztin machen wollen. Aber das Heilen lag nicht in meinen Genen. Stattdessen hatte ich eines Tages in der Mensa einen Informatikstudenten kennengelernt. Wir freundeten uns an, obgleich wir uns nur an der Uni sehen konnten, denn ich

musste ihn vor David geheim halten. Sören brachte mir alles über Computer bei, was ich wissen musste. Dank ihm konnte ich Programme schreiben, dank ihm wusste ich, wie man sich in Systeme hackte, dank ihm konnte ich anderen online Schaden zufügen.

Und all das hatte ich getan.

Ich hatte Juli gelöscht. Es gab sie nicht mehr. Sie war von der Bildfläche verschwunden. Ich hatte Helena erschaffen, ich hatte eine Wohnung, ich hatte Geld. Nichts von alledem gehörte mir, und doch stand es mir zu, denn ich hatte mich an der Kasse von Davids elitärem Club bedient. Meine Art der Rache. Helenas Biografie hielt stand. Niemand würde auf dem Papier anzweifeln, wer sie war, aber in der Realität wankte ich. Ich hatte nicht die Standfestigkeit anderer Menschen. Ich blickte immer über meine Schulter, hatte immer das Gefühl, beobachtet zu werden. Und ich musste alles zweimal machen. Immer zweimal.

Mein Handy vibrierte. Ich blickte auf das Display, legte es hin und nahm es wieder hoch.

David: *Ich finde dich*

Ich tippte eine Antwort: *Dieses Mal nicht*

Dann wandte ich mich dem Computer zu. Ich arbeitete konzentriert, und als ich fertig war, lehnte ich mich zurück. Mein Konto war gut gefüllt, alles war vorbereitet. Es war an der Zeit, in den Wald zu gehen. Die Lichtung rief mich. Die Abgeschiedenheit lockte mich.

Mein Handy vibrierte erneut.

David: *Hab dich*

Ich öffnete das Foto. Sah mich selbst. In dem Internetcafé. Mit dem Bildschirm verschmolzen. Ich hob den Kopf, konnte niemanden sehen. Ich beendete das Programm, zog den Stick aus dem Laufwerk und schlüpfte durch die Hintertür. Wo auch immer ich hinging, wo auch immer ich für einen Moment Ruhe fand, kannte ich einen Ausweg. Ich wusste immer, wo ich durch einen Hinterausgang rausschlüpfen konnte und wo ich mich in einer Sackgasse befand.

Ich nickte dem Besitzer zu, ging zur Toilette und schlüpfte von dort durch das Fenster nach draußen. Zügig ging ich zu dem Taxistand, öffnete eine Tür und ließ mich auf den Sitz sinken.

»Na, Sie kommen ja aus dem Nichts«, sagte der Fahrer und lachte seine Nervosität weg.

Ja, wollte ich sagen. Ja, ich komme aus dem Nichts und dorthin gehe ich zurück. Sobald ich fertig bin.

»Wohin soll es denn gehen, junge Frau?«

Für mich gab es keinen sicheren Ort, keine Zuflucht, nur Zwischenstationen, in denen David mich fand. Immer wieder. Doch es war an der Zeit, dass ich dem ein Ende bereitete. Juli hatte nie ein Zuhause gehabt, aber für Helena sah das anders aus. Und deswegen lehnte ich mich zurück, blickte dem Taxifahrer über den Rückspiegel in die Augen und sagte: »Nach Hause.«

Kapitel 28

Salims sanfte Stimme drang zu mir durch, brach die Erinnerung auf, spülte das Taxi und das Internetcafé weg. Sie streichelte mich, und ich wollte meine Wange in ihre Töne legen, mich in ihrem Timbre verlieren. Stattdessen öffnete ich die Augen und lauschte der Realität. Wie Schauspieler auf einer Bühne waren wir in der Küche positioniert. Anuk auf ihrem Stuhl mir gegenüber, Salim zwischen uns stehend.

»Helena«, wiederholte er.

»Ja«, antwortete ich leise.

Salim ging in die Hocke, Earl Grey trabte mit gesenktem Kopf und hängender Zunge auf ihn zu, ignorierte ihn dann aber und rollte sich zu meinen Füßen zusammen.

»Ist David hier?« Bei Davids Namen wurde seine Stimme so tief, als hätte er sie aus der Höhe gepflückt und in der Tiefe verloren.

Ich schüttelte den Kopf.

»Woher weißt du das, Mädchen?« Ich hörte Anuks Groll und konnte ihn ihr nicht verübeln, dachte sie doch, ich hätte die Gefahr auf die Lichtung gebracht.

Ich sah beide an. Zeit für noch mehr Wahrheit. Das hatten sie verdient. »Ich überwache ihn.«

Die beiden blinzelten nicht einmal, und dabei kannten sie nur einen winzigen Teil von *dieser* Wahrheit.

»Womit?«, fragte Salim.

»Auf mehreren Wegen«, antwortete ich vage.

»Kann er sie umgehen?«

»Nein.«

In seinem Auto befanden sich mehrere GPS-Tracker, sein Handy hatte ich gegen eins ausgetauscht, über das ich die volle Kontrolle hatte. Noch während ich bei ihm gelebt hatte, hatte ich Kameras versteckt, die über Solarzellen funktionierten, wobei zwei von ihnen trotz sorgfältiger Auswahl bereits den Geist aufgegeben hatten. Ich war digital in sein Haus eingedrungen, hatte Zugriff auf Alexa, auf die Kameras seines Laptops und Fernsehers, ich überwachte seine Kontobewegungen. David konnte nichts vor mir verbergen. Aber die Angst war mein Begleiter. Ich hatte so sehr gehofft, in dieser Hütte zu verschwinden, einfach nicht mehr aufzutauchen.

Ich hatte mit Johannas Geist alt werden, mich in ihrer Hülle verkriechen und einfach nicht mehr auftauchen wollen.

»Wo ist er jetzt?«

»In Leipzig.«

»Was macht er da?«, fragte Salim.

»Ich weiß es nicht«, log ich. Mich suchen, dachte ich.

»Kannst du überprüfen, ob er hier war?«

»Ja, kann ich. Die GPS-Daten zeigen, dass er von Berlin aus nach Leipzig gefahren ist. Hier war er nicht.«

Die Füße eines Stuhls kratzten über Linoleum, Anuk stampfte durch die Küche. Ihr Rock umwehte ihre Waden, durch deren Haut die Adern blau schimmerten. Sie riss einen Schrank auf, holte drei Schnapsgläser heraus und knallte sie vor uns auf den Tisch. Dann ging sie zum Kühlschrank, zog eine Flasche Baileys hervor, und ich dachte, wie stilvoll wir uns betranken und wie maßvoll unser zur Schau gestellter Schnaps von uns getrunken wurde. Und ich dachte mir, dass wir ein wenig Alkohol tranken, um unsere flatternden Bäuche zu beruhigen, aber nicht genug, um die Kontrolle zu verlieren.

Und ich fragte mich, ob David meine Überwachung ausgetrickst hatte, ob er doch hier war und warum ich nicht sagte, was ich dachte. Vielleicht würde es wahr werden, wenn ich es aussprach. Und vielleicht würde meine Angst mich auffressen, wenn mir klar würde, dass ich wieder versagt hatte.

»Ich habe nichts anderes«, sagte Anuk, schenkte uns ein, nahm das Glas und kippte ihren Kopf in den Nacken.

Sie schenkte sich selbst nach und sah mich dann an. Ihre Augen funkelten düster, als wären sie ein Abbild der Nacht.

»Was dieses Stück Scheiße da getan hat ...«, begann sie und wischte sich mit dem Handrücken die Reste des Likörs aus den Mundwinkeln. Sie so über David reden zu hören und über das, was er in der Nacht, in der ich zu ihm gezogen war, getan hatte, verstärkte das warme Gefühl in meinem Bauch. Jemand anders war wütend, jemand anders sah die Ungerechtigkeit. Ich war für den Bruchteil einer Erinnerung nicht allein. »Du weißt, was er damit erreichen wollte, oder?«

Ich wusste es jetzt. Wusste ganz genau, dass ich ihm all die schmerzhaften Details meiner Vergangenheit anvertraut hatte, und er sie gegen mich verwendet hatte. Jede Bösartigkeit und Demütigung meiner Eltern, alle Ängste und Zwänge hatte ich in den Schlund des Teufels

geworfen und doppelt und dreifach zurückbekommen. Er hatte mich gedemütigt, hatte mir mit Absicht zu kleine Kleidung gekauft, hatte mich mit Absicht vorgeführt, hatte mich brechen und zermahlen wollen.

»Ja.«

»Warst du damals bei der Polizei?«

Eine Erinnerung. Ein Polizist, der sich anhörte, was ich ihm unter Tränen erzählte.

Er hat dir Kleidung gekauft, die dir nicht passte?

Ja.

Er hatte Kollegen da, an dem Tag, als du zu ihm gezogen bist?

Ja.

Er hat niemals Miete von dir verlangt?

Nein.

Hast du gesagt, dass du nicht mit ihm schlafen willst?

Ja.

Sprich lauter, Kind. Hast du es ihm laut und deutlich gesagt? Konnte er es wirklich hören?

Ich denke.

Denkst du, oder weißt du es?

Ich denke.

Aha. Typisch ...

Er hat deine Semestergebühren bezahlt?

Ja.

Und er hat dir nichts zu essen gekocht?

Das stimmt nicht. Er hat mir Nahrung vorenthalten.

Hat er dir verboten zu essen?

Nein. Nicht direkt.

Ein Seufzen. Ein gönnerhaftes Zurücklehnen. Ein joviales Über-den-Bauch-Streicheln.

Du hast versucht, dich umzubringen.

Ja.

Das hatte ich nicht. Er hatte mich geschnitten. Sodass es im Krankenhaus genäht werden musste. Von einer seiner Freundinnen. Anschließend kam ich in eine Klinik, um mich zu erholen. Meine behandelnde Ärztin war bei uns zu Hause gewesen. Meine Wahrheit hatte in dieser Welt keinen Platz. Nur Davids. Und das hatte er mir demonstrieren wollen.

Er hat dir danach geholfen. War für dich da, hat deine Verbände gewechselt.

Ja.

Einmal. Vor seinen Freunden. Wie könnte ich eine andere Geschichte erzählen?

Ich kenne David. Erzähl nie wieder so eine Scheiße über ihn.

»Sie haben mir nicht geglaubt.«

»Wie lange hast du dort gewohnt? Bei *ihm* ?« Salim spie das letzte Wort aus, hob dann sein Glas und kippte den Inhalt in einem Schwung in seine Kehle.

Zu lange , dachte ich. Julis ganzes Leben.

»Acht Jahre.«

Salim wich zurück, als hätte ich ihn geschlagen, Anuk zischte und schenkte sich nach. Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Vielleicht betranken wir uns heute doch. Ich hielt ihr mein leeres Glas hin, mein Bauch war warm und ruhig, die Vergangenheit schwamm träge darin.

»Warum so lange?«

Ich zuckte mit den Schultern. Niemals, niemals würde ich ihnen die Wahrheit sagen. Ich hatte David geliebt. In seiner Grausamkeit, in seiner Destruktivität. Und ich hatte lange, sehr lange gebraucht, um mich zu entlieben. Denn zwischen all den furchtbaren Dingen, die er mir angetan hatte, hatte er mir Zärtlichkeiten zukommen lassen, hatte mich gestreichelt, mich in den Nächten gehalten. Mit diesem Dazwischen hatte er mich an sich gebunden. Und mich daraus zu lösen hatte lange gedauert. Doch all das würde ich nicht erzählen.

»Zeit ist relativ. Sie vergeht mal schnell, mal langsam. Acht Jahre waren zu lange und doch nicht genug.«

»Wieso nicht genug?«, fragte Salim und drehte das halbleere Glas in der Hand. Anuk hielt ihm die Flasche hin, doch er schüttelte den Kopf.

»Nicht genug, um sie zu zerstören, du Idiot«, sagte Anuk und knallte ihr Glas in die Spüle. Schmutzig und voller Schlieren stand es nun darin. Ich zuckte. Anuk rollte mit den Augen und trat von der Spüle weg. Ich sprang auf, ließ heißes Wasser laufen, gab zu viel Spülmittel in das winzige Glas und machte es sauber. Salim trat von hinten an mich heran, Anuk kehrte uns den Rücken zu. Er reichte mir unsere Gläser und ich spülte sie ebenfalls zweimal.

»Ich beschütze dich, Helena, wer auch immer hier wütet. Die Jugendlichen, David, jemand anderes, ich beschütze dich.«

Ich nickte. Einmal, dann zweimal.

Sanft strich er mir über den Rücken, und als er seine Hand wegzog, spürte ich noch immer seine Wärme. Unentschlossen stand er da. Unentschlossen, wie er mit einer Frau umgehen sollte, die so anders war.

»War die Polizei schon hier?«, fragte Anuk plötzlich, und ihre Frage katapultierte uns alle von meiner Vergangenheit in die Gegenwart. Auf unsere Lichtung, in unsere Hütten, zu dem verlorenen Aschenbecher, den toten Hühnern und dem offenen Fenster.

»Ja«, sagte Salim und rückte von mir ab. Er lehnte sich an die Arbeitsplatte, verschränkte die Arme vor der Brust. Was er eben noch geöffnet hatte, verschloss sich wieder.

»Die beiden haben sich den Schaden angesehen und ihre Kollegen von der Kriminalpolizei zur Spurensicherung gerufen. Insgesamt haben sie mir aber keine Hoffnung gemacht. An der Scheibe befinden sich keine Fingerabdrücke, und da weder etwas gestohlen noch verwüstet wurde, können sie kaum etwas für mich tun. Sie raten uns, unser Sicherheitskonzept zu überdenken und gegebenenfalls weitere Maßnahmen zu ergreifen.«

Anuk grunzte, ich trocknete die Gläser ab und stellte sie in den Schrank zurück.

»Hast du ihnen von den Typen aus dem Dorf erzählt?«

Salim nickte. »Selbstverständlich. Aber ohne Fingerabdrücke wird es schwierig. Sie wollen sie aber trotzdem befragen.«

Anuk hatte sich an die Namen erinnert, weil sie einer der Mütter einen Strampler verkauft hatte, und Salim hatte sie der Polizei weitergegeben. Unser Status im Dorf würde sich dadurch verschlechtern, aber es war ja nicht so, als würde uns das beeindrucken.

»Wann kommt dein ehemaliger Klient nochmal? Der mit dem Sicherheitsunternehmen? Und wann kommt die Kripo?«, fragte Anuk.

»Mein Kunde kommt morgen, die Kripo vermutlich heute Nachmittag.«

»Vermutlich?«

»Ja.«

»Super. Die sollen sich ruhig Zeit lassen. Eilt ja nicht.« Anuks Stimme troff vor Sarkasmus.

»Selbst wenn sie kommen, werden sie uns kaum helfen können. Eine Videoaufnahme ist unsere beste Chance, dem Ganzen hier ein Ende zu bereiten.«

Salim und Anuk nickten einmal, ich zweimal.

»Ihr solltet eure Fenster bis dahin auch ... schließen«, sagte ich leise.

»Den Teufel werde ich tun, Kind. Ich habe die Hölle überstanden und hier den Himmel gefunden. Ich lasse mich weder vertreiben, noch werde ich mich verschanzen.«

Ich nickte knapp, wusste, dass Anuk stärker und störrischer war als ich. Mein Blick streifte Salim, und er nickte kaum merklich. Er würde seine Fenster zunageln. Nicht für sich. Sondern für mich. Damit ich keine Angst um ihn hätte. Und weil er mir zeigen wollte, dass er auf meinen Rat hörte. Dass ich nicht verrückt war.

Anuk raste in der kleinen Küche herum, stampfte über Earl Greys Schwanz, umrundete den Tisch, kam immer wieder vor mir zum Stehen und lief dann weiter. Schließlich hielt sie inne.

»Dein Ex«, begann sie, als würde sie nun endlich wissen, was sie all die Zeit über hatte sagen wollen, »war ein Wichser.«

»Ja.«

Ein für Anuk untypisches Zögern ließ sie kurz verstummen, ehe sie weitersprach. »Hast du ihm geglaubt?«

Hatte ich ihm geglaubt, als er mir sagte, ich sei nichts?

Ja. Jeder Satz, jedes Wort, jede Silbe hatten sich in meine Gedärme gebrannt und in mein Knochenmark gefressen.

Ich hatte in den Spiegel geblickt und mein jämmerliches Ich gehasst, ich hatte mir Haare ausgerissen, weil ich sie hässlich fand, ich hatte mir so fest in den Bauch gekniffen, weil ich das Fett daran hasste, ich war bei David geblieben, hatte ihm zugehört, weil er mir noch mehr wehgetan hatte. Ich hatte nicht gehen können, hatte den Schritt aus der freiwilligen Gefangenschaft nicht geschafft.

Anuk packte mein Kinn mit ihrem rauen Daumen und Zeigefinger und zwang mich, sie anzusehen. Sie bohrte ihren Blick in meinen und war mir so nahe, dass ich ihre Poren sah, die Haare auf ihrer Oberlippe, ihre buschigen Augenbrauen. Ich war mir so sicher, dass sie in diesem Moment jeden meiner Gedanken auf meinem Gesicht ablesen konnte. Weil es auch ihre gewesen waren.

»Du bist mehr. Sehr viel mehr.«

»Ich weiß.«

Salim räusperte sich, und Anuk ließ mich los. Ich sah ihn an und wusste, dass er die Essenz des Gesprächs nicht verstanden hatte. Für ihn zählte nur die akute Gefahr der Gegenwart.

»Wenn David es nicht ist. Wenn er gerade in Leipzig ist ...«

Er ließ das Ende offen, und wir wussten, was das bedeutete. Wer kam auf unsere Lichtung und verbreitete Angst? Wer labte sich an unserem Schrecken? Wer genoss unsere Verunsicherung?

Wir sahen einander an, ein Dreieck aus Sorge und Fragen. Mein Dämon war es nicht.

Blieb die Frage, was die anderen für Leichen im Keller hatten, die nun langsam an die Oberfläche krochen.

Kapitel 29

Die Dunkelheit war heute so sanft, dass sie wie ein Schleier aus Seide auf meiner Haut lag. Ich saß auf dem Boden der Veranda, das Handy neben mir, im Schoß ein Buch, in dem ich blätterte, ohne zu lesen. Der Titel war mit den zahllosen anderen im Schlafzimmer verschmolzen, die Worte rutschten über die Seiten, ohne dass ich sie hätte aufhalten können. Aber das tröstliche Gefühl von altem, knisterndem Papier zwischen den Fingerspitzen reichte mir heute Abend.

Johannas Geist blickte heute vermutlich stolz auf mich. Weil ich mich der Vergangenheit gestellt hatte und an ihr gewachsen war, weil ich trotz meiner Angst nicht weggerannt war, weil ich mich zwei Menschen anvertraut hatte und diese mich ... mochten. Trotz allem.

Ich griff nach dem Weinglas, in dem ich eine homöopathische Dosis Weißwein in Wasser aufgelöst hatte. Anuks allzu lockerer Umgang mit Alkohol steckte an, aber ich wollte einen klaren Verstand behalten. Ich genoss meinen leichten Kopf, das Lächeln, das meine Mundwinkel ein wenig hob. Trotz der Gefahr, die aus dem Dickicht des Waldes auf die Lichtung wehte, fühlte ich mich wie neugeboren.

»Helena aus dem Dunklen Haus«, sagte Salim unter mir.

»Salim aus dem Dunklen Haus«, entgegnete ich.

Salim hatte den restlichen Tag damit verbracht, Bretter über seine Fenster zu nageln. Die Kriminalpolizei war dagewesen, hatte den Schaden begutachtet und achselzuckend zur Kenntnis genommen, dass es keine verwertbaren Spuren gebe von einem Verbrechen, das kaum der Rede wert sei. Wir hatten ihnen von dem Aschenbecher und den Hühnern erzählt und die Blicke gesehen, die sie einander zugeworfen hatten. Wir waren die Verrückten aus dem Wald, die wegen eines verlorenen Aschenbechers und vom Wolf oder Fuchs gerissener Hühner eine Spezialeinheit anforderten.

»Hast du schon etwas gegessen?«, fragte Salim, und die Stille, die auf diese Frage folgte, rumorte in mir. Sie flatterte in meinem Bauch, weil es nicht um Essen ging. Salim hatte seine Hütte vernagelt, aber für mich lächelte er, für mich öffnete er sich.

»Nein«, sagte ich leise.

»Ich mache fantastischen Hummus und habe vorhin im Dorf frisches Fladenbrot gekauft.«

Wir wechselten uns ab mit den Einkäufen, als würde der Weg ins Dorf, das Verlassen unserer Lichtung unseren Zirkel schwächen.

»Ich glaube es dir.«

Wir schwiegen. Ich kaute an meinem Fingernagel.

»Salim ...«, begann ich, unsicher, was ich sagen sollte, unsicher, was ich denken sollte. Männer brachten mir nicht gerade Glück und erst recht keine Liebe, und seit David hatte ich mich auf niemanden mehr eingelassen. Ich genoss die Einsamkeit. Aber Salim war anders. Er ertrug kein Leid, sein Schmerz war vielleicht sogar größer als meiner, denn meiner war aus Hass gewachsen, seiner aus Liebe.

»Ja?«, fragte Salim.

Ich atmete tief durch, schloss die Augen, ließ den Wind, den Wald und Salims Stimme in mich hinein. Das war meine Realität, meine Gegenwart und möglicherweise meine Zukunft. David war die Vergangenheit, und ich war wild entschlossen, ihn hinter mir zu lassen.

»Salim aus dem Dunklen Haus, möchtest du mir Hummus zubereiten und mit mir in meinem Dunklen Haus verspeisen?«

Die Melodie seines Lachens tanzte zu mir herauf.

»Nichts lieber als das, Helena. Ich bin in ein paar Minuten bei dir.«

»Okay.«

Während Salim von den Steinen kletterte und nach Earl Grey pfiff, stand ich auf, eilte ins Haus und schloss die Terrassentür. Ein Date. Ein Date. Scheiße.

Panisch sah ich mich um, das Haus blitzte.

Ich lief ins Bad, riss die Tür auf, stieß mit dem Fuß gegen die lockere Fliese an der Badewanne, fing sie gerade so auf und klemmte sie zurück. Ich schnappte mir die Zahnbürste und putzte mir die Zähne, spuckte aus und schrubbte sie erneut. Dann bürstete ich mir den Wind aus den Haaren und band sie zu einem Zopf zusammen. Dann löste ich den Zopf und band ihn erneut. Gerade als ich den Zopf zum zweiten Mal öffnen wollte, klopfte es.

»Mist«, murmelte ich.

Barfuß tapste ich über den Flur, Vorfreude tanzte in meinem Magen und verdrängte die Angst. Ich öffnete die Tür, schloss wieder ab und öffnete sie erneut. Meine Gedanken wirbelten, mein Herz schlug bis zum Hals, ich war nervös. Doch dann blickte ich in Salims braune Augen, die so tief waren wie der Mittelpunkt der Erde, und Ruhe erfasste mich.

»Komm rein«, sagte ich, trat zur Seite, ging wieder vor und zur Seite.

»Danke«, sagte Salim und trat mit einem euphorischen Earl Grey ein. Ich ging in die Hocke und versuchte, ihn durch Streicheleinheiten zu beruhigen, doch er wieselte so schnell im Kreis, dass ich ihn überall und nirgendwo erwischte.

»Earl, alter Junge. Ist gut jetzt«, sagte Salim.

Earl Grey hielt inne, bedachte sein Herrchen mit einem vernichtenden Blick und trottete in die Küche. Seine Krallen klickten auf den Dielen. Salim trug eine Papiertüte in der Hand, die ich ihm abnehmen wollte, doch er hielt sie von mir weg.

»Kommt nicht in Frage.«

Er schloss die Tür und schob mich vor sich her in die Küche, stellte die Tüte auf dem Tresen ab, und ich linste hinein. Kichererbsen, Petersilie, Zitrone, Tahin, Gewürze. Ich beobachtete Salim, wie er alles mit seiner großen, sonnengebräunten Hand auf dem Tresen arrangierte. Seine Finger strichen über die knubbelige Zitronenschale, er rollte die Frucht auf dem Tresen herum, bis sie so lag, dass sie nicht herunterfallen konnte. Dann legte er die Petersilie vorsichtig ab, seine Bewegungen waren so rund und langsam, dass ich schlucken und schnell zur Seite blicken musste. Ich kannte nur abgehackte, grobe Bewegungen.

»Was ist?«, fragte Salim.

Meine Gefühle waren so überbordend, dass ich keine einzelne Emotion herausfiltern konnte. Schließlich sagte ich das Erste, was mir in den Sinn kam:

»Du kochst für mich.«

»Ja.« Am Ende des Wortes ging Salims Intonation in einem kurzen Schlenker nach oben, ließ offen, ob er eine Aussage getroffen oder eine Frage gestellt hatte. Ich öffnete den Mund, schloss ihn wieder, hatte nichts zu sagen, hatte alles zu sagen. Um irgendwas zu tun, ging ich an den Kühlschrank, riss die Tür auf, schloss sie, öffnete sie erneut und versteckte mich darin. In diesem Augenblick wollte ich jemand anders sein, wollte meine Vergangenheit ausradieren, sie wegwischen, aus mir herausziehen wie einen faulen Zahn. Ich wollte nicht mehr Helena sein, die einmal Zwei und Juli gewesen war, ich wollte nur eine Frau sein, die einen Mann lieben konnte.

»Für mich hat noch nie jemand gekocht.«

Ich sprach leise, mehr zu der Kälte und der Milchpackung.

Salim würde nie verstehen können, was mir diese Geste bedeutete, und ich würde es nie erklären können. Wie es mich innerlich zerriss, weil sich jemand für mich bemühte, wie es mich zersplitterte, dass sich jemand Gedanken um mich machte. Noch während ich um Worte rang, war Salim hinter mir, schob mich sanft aus dem Kühlschrank, schloss die Tür und zog mich an sich. Seine Arme versteckten mich und meine Welt, sie hielten meine Ängste, meine Sorgen, meine Zwänge. Er schirmte mich vor der Realität ab. Das Böse kam nicht an ihm vorbei. Ich vergrub mich in ihm, die Umarmung war körperlich und doch wieder nicht. Ich tauchte in Salim und ließ ihn dafür in mich. In diesen Augenblick schämte ich mich für gar nichts.

Salim rieb sein Gesicht in meinen Haaren. Ein sensationelles Prickeln schoss über meine Haut, schob sich darunter und kollidierte dort mit meinem polternden Herzen. Ich hielt die Luft an, damit dieses Gefühl noch länger in mir blieb. Es war das Schönste, was ich je gespürt hatte.

»Das wollte ich schon den ganzen Tag über machen«, sagte er leise. »Ich wollte dich halten, während ich dir von dem Einbruch bei mir erzählt habe, ich wollte dich an mich ziehen, als du von diesem David erzählt hast, ich wollte dich beschützen, als du in der Vergangenheit warst.«

Der Kloß in meinem Hals war zu groß, um ihn hinunterzuschlucken, und so ließ ich einem Teil, einem winzigen Teil meiner Gefühle freien Lauf. Ich weinte. Ganz leise, als sei es verboten, als sei es meinen Tränen nicht gestattet, in Salims Haut zu sickern. Er rügte mich nicht, er zog sich nicht zurück, er hielt mich einfach, und in diesem Moment wusste ich, was ich brauchte. Was ich so sehr brauchte, dass kein weiterer Gedanke in mir Platz fand. Der letzte Teil von David in mir musste sterben.

Ich musste seine Grausamkeit mit Fürsorge vernichten.

Heute. Jetzt. Hier.

Ich hob den Kopf, schob meine Arme nach oben und zog Salim zu mir herab. Seine Lippen trafen federleicht auf meine, sein Bart kitzelte mich. Die Sanftheit des Kusses schoss durch meinen Körper, kam in meinen Beinen an und ließ sie einknicken. Salim hielt mich und küsste mich, als ahnte er, dass er die Spuren eines anderen Mannes vertreiben musste. Sein Daumen fuhr über meine Wange. Begleitet von Earl Greys leisem Winseln zogen wir uns aus. Wir waren gierig und zurückhaltend, fordernd und sanft. Diffuses Mondlicht schimmerte durch das einzige Fenster, das ich nicht mit Holzbrettern verblendet hatte. Wir erkannten nichts als Schemen

voneinander. Ich sah dunkle Haut und schwarze, gekräuselte Haare, erkannte Muskeln und feine Narben von einer normalen Kindheit. Was Salim seinerseits sah, wusste ich. Wulstige Striemen an meinem Rücken von der Rute meines Vaters, Narben von David. Das alles war meine Vergangenheit, die Wunden, die Zwänge, die Narben gehörten zu mir, und Salim küsste sie. Ausgiebig und ohne Scheu, und als seine Lippen all die Grausamkeiten berührten, verloren sie an Intensität. Sie verblassten, bis ich nicht mehr Zwei oder Juli war, sondern nur noch Helena. Wir taumelten nach oben, küssten und streichelten uns den ganzen Weg über, und wann immer ich in Salims Augen blicken konnte, sah ich nur Verlangen und Bewunderung. Als ich ihn schließlich auf mir und in mir spürte, ließ ich es zu, dass ich das erste Mal in meinem Leben fühlte. Wirklich fühlte. Wenn David mit mir geschlafen hatte, hatte ich stets Wut empfunden. Wut auf meine Eltern, auf Vier, auf Eins, weil er mich verlassen hatte. Wut auf mich, weil ich mich nicht in die Welt einfügen konnte. Die meiste Zeit über hatte ich meinen Körper von den Empfindungen abgeschottet, hatte mich ganz auf das konzentriert, was in mir gor. Doch jetzt verschmolz ich mit mir selbst, und als wir fertig waren, weinte ich. Ich weinte nicht, weil Salim mir wehgetan hatte, oder weil ich an David dachte, sondern weil meine Haut, mein Körper und meine Seele wachgerüttelt worden waren und ich nicht wusste, wie lange das Gefühl, lebendig zu sein, anhalten würde. Schließlich würde Salim nach dem Sommer gehen.

Oder David würde mich gefunden haben.

»Der Trick ist billig«, sagte ich.

Ich lag in Johannas Bett auf der Seite, Salim hinter mir, ein Arm stütze seinen Kopf, der andere fuhr sanft über meine Haut. Die Hütte ächzte, Holz knackte, Wind heulte, doch wir befanden uns in unserem kleinen Kokon, in einem Moment, in dem die Zeit nicht zählte und den uns niemand stehlen konnte.

»Welcher Trick?«, fragte Salim, das Laken knisterte, seine warmen Lippen fuhren über meine Schulter. Ich hatte nicht gewusst, wie schön Gänsehaut sein kann.

»Du hast mir Hummus versprochen.«

Salim lachte, und ich fragte mich, ob ich ihm ebenfalls geholfen hatte, ob die Geister seiner Familie ihn für heute in Ruhe ließen. Oder ob seine

Kinder und seine Frau mit Johanna im Wohnzimmer saßen und über uns richteten.

»Ich halte meine Versprechen«, sagte er, presste einen weiteren Kuss auf meine Haut und schlug dann die Bettdecke zur Seite. Ich drehte mich um, packte seinen Arm und zog ihn zurück.

»Bleib noch bei mir.«

Sein warmer Körper schob sich zurück unter die Decke und ich schloss die Augen, als ich meinen Kopf auf seine Brust bettete.

»Erzähl mir was«, bat ich. »Irgendwas.«

Salims Brustkorb hob sich, verweilte kurz, während er darüber nachdachte, was er mir erzählen konnte, ohne den Moment zu zerstören. Unsere Leben waren nicht dafür gedacht, in der Wärme eines Bettes erzählt zu werden.

»Wer wärst du, wenn du nicht Salim wärst?«, fragte ich, und er atmete aus, weil er verstand.

»Ich wäre ein Kaiser.«

Ich lachte.

»Lach nicht, Helena aus dem Dunklen Haus. Ich wäre ein guter Kaiser. Ich würde dafür sorgen, dass es meiner Bevölkerung gut ginge. Sie würden in einer sauberen Umgebung leben, die Luft, die sie einatmeten, wäre rein, das Wasser sauber, die Herzen leicht.«

»Und würde das Land Utopia heißen?«

»Nein. Zukunft.«

»Glaubst du das wirklich? Glaubst du, dass Menschen sich ändern können?«

»Ja. Das glaube ich.«

Seine Stimme war fest und ruhig. Die Sicherheit darin zupfte an meinen Muskeln, lockerte eine Jahrzehnte alte Anspannung. Und als würde das Universum ihm zustimmen, ertönte aus der Ferne ein leises Donnern.

»Der Wandel findet bereits statt. Ich habe so viele Aufträge wie noch nie, nach dem Sommer werde ich einen Partner einstellen. Die Menschen wollen etwas tun, sie wollen sich ändern, sie wollen die Zerstörung unseres Planeten nicht hinnehmen. Sie benötigen nur jemanden, der sie führt, der ihnen Antworten gibt auf Fragen, die sie noch nicht gestellt haben. Wir können die Veränderung sein.«

»Lang lebe der Kaiser.«

Salim lachte, seine Hand ruhte auf meiner Schulter, die Berührung kroch unter meine Haut, und ich ließ es zu.

»Wer würdest du sein, wenn du nicht Helena wärst?«

Eine Antwort schoss durch meinen Geist. So schnell und so scharf, dass ich zusammenzuckte. Zwei. Ich wäre Zwei. Jeden Tag aufs Neue, mein Leben lang. Erneut ertönte ein Donnern, lauter und grollender als zuvor. Blitze zuckten über den Nachthimmel und erhellten für wenige Sekunden das Zimmer.

»Ich wäre ein Kind. Ich würde in einem hellen Haus leben, in einem Kaiserreich, in dem ein gerechter, visionärer Kaiser regiert. Mir würden alle Möglichkeiten offenstehen, ich könnte frei entscheiden, lieben, wen auch immer ich liebte. Meine Eltern würden nicht auf das Wort Gottes hören, sondern auf das der Vernunft. Sie würden meine Bedürfnisse denen eines uralten Buches vorziehen. Und Gott – Gott würde es nicht geben.«

Salims Brustkorb hob und senkte sich schneller als zuvor, die Muskeln in seinem Arm spannten sich an.

»Gott ist nicht böse.«

»Nein, das ist er nicht. Er ist etwas viel Schlimmeres.«

Ich dachte an all die Schläge, an all die weinenden Kinder in der Gemeinschaft, an die Eltern, deren Wut und Kaltherzigkeit sich auf ein Phantom stütze.

»Gott ist Gleichgültigkeit, er ist Abwendung, er ist Wegsehen und Ignorieren. Gott ist leere Worte von Liebe und Brüderlichkeit, Gott ist eine Ausrede, eine zynische Entschuldigung. Er ist nicht böse, er ist ein Trugschluss, ein leeres Fundament, auf das heilige Hallen und goldene Tempel gebaut wurden. Ein Gespenst, das sich Millionen Seelen geholt hat.«

»Ich kann verstehen, warum du das denkst.«

»Keine Gegenrede?«

»Nein.«

»Keine Verteidigung?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Ein weiterer Blitz zuckte über den Himmel, ich sah für einen Moment die Bücher und den Sessel, ehe sie wieder in der Dunkelheit verschwanden. Der anschließende Donner war so nah, dass das Grollen aus meiner Brust hätte

stammen können. Salims Ruhe kollidierte mit meiner Aufregung. Ich wollte, dass er mit mir diskutierte, dass er mir etwas entgegenhielt.

»Ich glaube, Gott offenbart sich. Nicht jedem Menschen, und das ist vielleicht sein größter Fehler, denn dadurch spaltet er uns.«

»Hat er sich dir gezeigt?«

»Ja, Helena, das hat er. Ich habe ihn gesehen, als meine erste Tochter zur Welt kam. Im Gesicht meiner Frau, im Schrei meiner Tochter. Ich sah ihn, als mein zweites Kind geboren wurde. Er war da, in Anuks wütender Miene, als ich aufgegeben hatte, er war da, als ich vor kurzem die Anhöhe zu deiner Hütte hochgelaufen bin und du dich umgedreht hast.«

Ich schluckte, wütete innerlich.

»Das war nicht Gott, Salim. In diesen Momenten warst du glücklich.«

Erneut schabte sein Bart über meinen Kopf.

»So ist es, Helena. So ist es.«

Es blitzte erneut, wieder sah ich den leeren Sessel, der Donner krachte durch die Hütte, das Unwetter musste beinahe über uns sein. Ich schob Salims Worte im Mund herum. Trotz allem, was er erlebt hatte, war Gott für ihn Glück. Für mich nicht. Seine Ansichten waren nicht meine, und es schien, als würde er das einfach zulassen.

Es blitzte, ich blickte zum Sessel.

Jemand saß darin.

Dunkel und schwarz. Schemenhaft.

Ich schrie.

»Was ist?«

Ich drehte mich zur Seite, rollte zum Bettrand. Donner zerschnitt die Stille.

»Helena! Was ist los?« Salim sprang ebenfalls auf, bereit, sich jeder Gefahr zu stellen. Ich tastete auf meinem Nachttisch herum. Mein Handy fiel herunter, polternd und scheppernd, es donnerte erneut. Ich war blind, die Dunkelheit schlug um sich. Endlich schaffte ich es, die Nachttischlampe anzuschalten.

Der Sessel war leer. Hastig sah ich mich auf dem Dachboden um. Leer. Leer. Ich atmete aus, sank in die Kissen. Mein Herz galoppierte in der Brust, ich atmete so schnell, als könnte die Luft die Angst vertreiben.

»Rede mit mir, verdammt!«

»Ich dachte ... ich dachte, er würde dort sitzen.«

Ich deutete auf den Sessel, und Salim folgte meinem Blick.

»Da ist niemand.«

»Ich weiß, ich weiß. Es war ... es war nur für einen Moment.«

Er zog mich in seine Arme, wartete, bis mein Herz wieder normal schlug und die Angst sich zu einem kleinen Korn zusammenzog. Der Wind heulte um die Hütte, peitschte durch den Wald. Der Regen trommelte noch leise und verhalten gegen das Dach.

»Ich lasse noch mal Earl raus, bevor es sich einregnet. Ist das okay für dich?«

Ich nickte. »Klar. Mir geht es gut.«

Wir wussten beide, dass das eine Lüge war. Ich hatte mich geirrt, ich hatte etwas gesehen, das nicht da war. Für einen Augenblick war ich nicht Herrin meiner Sinne gewesen.

Salim und Earl liefen die Treppe runter, und ich schlüpfte in meine Jogginghose und einen Pullover. Ich schlich in die Küche, die Zutaten lagen unberührt auf der Kochinsel, Blitze schossen über den Himmel. Meine Hand verharrte über dem Lichtschalter, und schließlich ließ ich sie sinken. Die Dunkelheit fühlte sich besser an als das Licht. Um die Angst abzuschütteln, ließ ich meine Gedanken bewusst um das Kreisen, was Salim über Gott gesagt hatte. Vielleicht war Gott eine Frage des Sich-Hinwendens. Salim wollte das Licht sehen, er wollte Glück fühlen, wollte den Zustand zurückhaben, in dem er einst mit seiner Familie gelebt hatte. Ich hingegen kannte das nicht. Glück war für mich die einzige Komponente im Leben, die mir gänzlich unbekannt war, und deswegen mied ich sie. Gedankenverloren saß ich in der Essecke, die Knie an die Brust gezogen, meine Schienbeine drückten gegen die Tischkante.

Es blitzte und donnerte, der Wind heulte, mein Herz hämmerte. Ich schloss die Augen, rekapitulierte die letzten Stunden, versuchte, mich mit Salims Augen zu sehen. Es wollte mir nicht gelingen, und schließlich fand ich mich in meinen eigenen Gedanken wieder. Ich spürte Salims Lippen auf meiner Haut, spürte das Prickeln zwischen den Beinen, die Wärme des Bettes, stellte mir vor, wie wir gleich zusammen essen würden, ohne dass die Stimmung zwischen uns plötzlich in eine Richtung kippte, die ich nicht kommen sah. Salim war sanft, fürsorglich, er kochte für mich.

Er würde niemals ... Ich stockte.

Etwas stimmte nicht.

Es fühlte sich an wie ein Wort, das mitten im Satz fehlte, wie eine Erinnerung, die nicht wiederkommen wollte. Ich ließ meine Knie los, ließ

die Beine langsam zu Boden gleiten und rutschte geräuschlos aus der Essecke. Meine nackten Füße klebten an den uralten Holzdielen, mein Herz schlug wie wild in meiner Brust.

Was stimmte nicht? Woher kam der Gedanke?

Ich schluckte, überprüfte die Fenster in der Küche – alle geschlossen. Ich öffnete Schränke, die groß genug wären, um sich darin zu verstecken, sie waren leer. Mit pochendem Herzen und einer Eiseskälte, die sich von meiner Körpermitte ausbreitete, ging ich in die Hocke und blickte unter die Essbank, auf der ich eben noch gesessen hatte. Nichts.

Leise lief ich in den Flur, ich zitterte, mein Mund war staubtrocken, als ich die Tür zum Badezimmer aufstieß. Leer. Ich riss den Duschvorhang auf, nichts.

Ich atmete so schnell, als wäre ich einen Marathon gerannt, presste eine eisige Hand auf die Tür zum Wohnzimmer und hielt inne.

Ich lauschte.

Donner, Wind, ächzendes Holz.

Mein Herzschlag.

Sonst nichts.

Ich atmete ein und aus.

Schwor mir bei jedem neuen Luftholen, die Tür aufzustoßen und das Wohnzimmer zu betreten. Ich wollte nicht mehr diejenige sein, die gefunden wurde, ich wollte diejenige sein, die angriff.

Ich holte zitternd Luft, nahm all meinen Mut zusammen und drückte ...

Ein furchtbares Kratzen ertönte, krachend schwang die Haustür auf, ein Blitz zuckte über den Himmel, der Regen prasselte so laut, dass er meinen Schrei verschluckte.

»Was für ein Wetter«, sagte Salim und trat ein.

Ich wankte, konnte mich nicht mehr halten, fiel hin und wich immer weiter zurück. Weg von der Tür, weg von Salim, weg von Earl Grey, der sich den Regen aus dem Fell schüttelte.

»Ist alles okay?«

Salims nasse Sohlen quietschten auf den Dielen, ich schüttelte den Kopf. Wieder und wieder. Immer zweimal galt nicht mehr. Tausendmal, ich schüttelte mich tausendmal. Wieder und immer wieder, bis Salim meine Schultern packte und mich zwang, ihn anzusehen. Schon wieder. Schon wieder sah ich Gespenster, die nicht da waren.

»*Was ist los* ?«

»In der Hütte ... Etwas stimmt nicht.«

Salim richtete sich zu seiner vollen Größe auf.

»Ich sehe nach.«

»Nein!«, schrie ich. Weil ich nicht zurückbleiben wollte, weil ich ihn nicht in Gefahr bringen wollte, weil er bei mir bleiben sollte.

Salim blickte mich über seine Schulter an und stieß die Tür zum Wohnzimmer auf. Ich rappelte mich auf, rutschte auf dem nassen Boden aus, konnte den Gedanken nicht ertragen, allein zu sein. Ich versteckte mich hinter Salim, klammerte mich an ihn und hasste mich dafür. Salim durchschritt den Raum, riss Vorhänge auf, öffnete Fenster und überprüfte die Holzbretter davor.

»Hier ist niemand. Warst du schon in der Küche?«

Ich nickte.

»Bleib hier. Ich gehe oben nachsehen.«

Die Angst klammerte sich an mich, presste meine Gliedmaßen zusammen, ließ mich stocksteif dastehen wie eine Salzsäule, wie Stein, wie Nichts. Da hatte niemand auf dem Sessel gesessen, oder? Ich stand da, endlos, kurz, eine ganze Nacht, mein ganzes Leben, ehe die Tür wieder aufging und Salim, dicht gefolgt von Earl Grey, erneut das Wohnzimmer betrat.

»Hier ist niemand.«

Ich atmete aus, mein Körper sackte zusammen, ich stütze mich auf einem der Sessel ab, spürte Johannas Häkeldecke unter meinen Fingern.

»Tut mir leid«, sagte ich, meine Stimme verlor sich in all dem Wind, zwischen all den Blitzen und dem Donner.

»Es gibt keinen Grund, dich zu entschuldigen. Du hattest ein Gefühl, und es ist immer gut, Gefühlen nachzugehen.«

Er streckte mir seine Hand entgegen, und ich ergriff sie, und sie war so warm, dass sich meine Erstarrung löste und ich mich endlich wieder bewegen konnte.

»Tut mir leid«, sagte ich noch einmal, weil meine Zwänge sich wieder auf ein normales Maß runterschraubten und nicht mehr komplett ausuferten.

Salim nahm mein Gesicht in seine Hände, seine Nasenspitze berührte meine.

»Entschuldige dich nicht bei mir, niemals. Ich mag dich genauso, wie du bist. Du hast Angst, die haben wir alle.«

Ich nickte, schloss die Augen, Salim küsste mich, ließ mit der Berührung seiner Lippen meine Angst verblassen.

»Komm mit«, sagte er schließlich. »Ich schulde dir ein Essen.«

Er nahm meine Hand, verschränkte seine Finger mit meinen und zog mich in die Küche. Mit jedem Schritt, den ich ihm folgte, kam die Leichtigkeit zurück. Salim betrat die Küche zuerst, schaltete Licht an und manövrierte mich in die Nische unter dem Fenster.

»Lehn dich zurück. Ich hoffe, du hast noch Hunger«, sagte er und kehrte mir den Rücken zu. Seine Ruhe half.

Ich lehnte mich an, meine Lider flatterten, und ich genoss das Gefühl, den Wald, das Dunkle und Geheimnisvolle im Rücken zu haben und ihm keine Beachtung zu schenken. Niemals zuvor hätte ich mich dorthin gesetzt, das Licht angemacht und die Welt in meine Hütte blicken lassen. Aber Salim war hier, er beschützte mich. Das erste Mal seit langer, langer Zeit dachte ich daran, jemanden in mein Herz lassen zu können.

Ich öffnete die Augen. Salim stand vor mir, sein Gesicht blass, seine Miene starr vor Entsetzen.

Sofort richtete ich mich auf.

»Was ist?«

»Die Zitrone. Hast du sie weggenommen?«

»Nein.«

»Sie ist nicht mehr da.«

Angst stahl mir die Worte. Ich saß da und starrte Salim an. Donner rüttelte an der Hütte, Blitze zerschnitten den Nachthimmel. Es war nur eine Zitrone. Es war nur eine Zitrone in einer kleinen Hütte. Es war nur eine Zitrone in einer kleinen Hütte auf einer windigen Lichtung.

Doch es war unsere Welt. Unsere Wahrheit.

Sie war weg. Jemand war hier gewesen.

Kapitel 30

In unserer Gemeinschaft hatte es eine Familie gegeben. Eine der wenigen, die uns verlassen hatte. Zu Beginn sprachen sie ihre Gebete voller Inbrunst, doch nach und nach, als sich das wahre Gesicht der Gläubigen offenbart hatte, verklang die Gewissheit in ihren Stimmen. Es hieß, die Frau, die sündige Frau, überredete ihren Mann, vom rechten Weg abzuweichen. Sie wisperte ihm nachts Versuchungen ins Ohr. Sie verführte ihn auf schändliche Weise, die Frucht in ihrem Schoß war verdorben. Die Ältesten beteten und beschworen Gott stundenlang, das Dorf vor dem Kind des Teufels zu retten, und es kam tatsächlich so, dass die Frau eines Nachts mit starken Krämpfen und Blutungen aufwachte. Der Mann wollte sie ins Krankenhaus bringen, aber der Dorfarzt versicherte ihm, dass dies völlig normal sei, wenn die Frucht des Leibes verdorben sei. Er untersuchte die Frau, flößte ihr Kräutertee ein, und ein paar Tage später stand sie wieder bei den anderen Frauen auf dem Feld.

Blass, schattenhaft, leer, des kleinen Körpers beraubt, der dabei gewesen war, in ihr heranzuwachsen.

Die anderen Frauen aber tuschelten hinter ihrem Rücken, versicherten einander, dass die Frau ihre gerechte Strafe erhalten und Gott ihr den Teufel ausgetrieben habe. Ihr Mann beobachtete den stetigen Verfall seiner Frau mit sorgenvoller Miene. Er liebte sie. Über alles. Und doch blieb er, versicherte ihr Nacht für Nacht, dass der Spott bald aufhören und anstelle des Hohns Liebe treten werde.

Die Frau hielt durch.

Sie schuftete und arbeitete, ackerte auf dem Feld, wusch Wäsche, bekam zehnmal mehr Arbeiten aufgetragen als alle anderen.

Jede Aufgabe führte sie mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aus. Nicht für sich, nicht für die Gemeinschaft, sondern für ihren Mann, der nach wie vor mit sich haderte, zu gehen. Eines Tages aber zog sie sich beim Unkraut harken einen Splitter unter die Haut.

Eine Winzigkeit. Ein kleines Stück Holz, älter als all die hämischen Frauen zusammen, ungefährlich, unbedeutend. Doch die Wunde der Frau entzündete sich. Der Arzt wurde erneut gerufen, er verschrieb Kräuterwickel und Tinkturen. Doch Eiter sammelte sich um den winzigen Splitter, der so tief in der Haut saß, dass der Arzt letztendlich nur die

Möglichkeit sah, ihn herauszuschneiden. Vier Männer waren vonnöten, um die Frau festzuhalten, damit der Arzt ihr mit einem Skalpell und ohne Betäubung die entzündete, heiße Haut öffnen und das Stück Holz herausziehen konnte. Es sah aus wie ein Keil. Ein Keil, der zwischen die Familie und die Gemeinde getrieben worden war. Ein Keil des Teufels, gesandt, um die rechtschaffenden Menschen Gottes zu verhöhnen.

Die Frau flehte den Mann an, sie in ein Krankenhaus zu bringen, ihre Sachen zu packen und sie endlich wegzubringen, doch er blieb auf wankelmütige Weise standhaft. Und dann erschien eine feine schwarze Linie auf der Haut seiner Frau, sie zog sich über ihren Unterarm, kroch langsam, aber sicher Richtung Herz.

Der Mann rief den Arzt und dieser entschied, dass der Teufel nun endgültig Besitz vom Körper der Frau ergriffen hatte. Man solle sie vom Rest der Gemeinschaft abschotten und sterben lassen. Frauen stünden schließlich immer mit einem Bein auf der Seite des Teufels, man dürfe ihnen nicht nachtrauern, wenn sie endgültig den Pakt mit dem Bösen eingegangen waren.

Und das war der Augenblick, in dem der Mann seine Frau nahm und das Dorf verließ.

Der Splitter hatte gewonnen. Angst benötigt keine Größe. Es reicht, dass sie in uns keimt.

Eine Zitrone hatte dazu geführt, dass Salim und ich noch in der Nacht eine zeternde Anuk aus ihrem Haus geschleift und zusammen in meinem Bett geschlafen hatten.

Eine Zitrone. Eine winzig kleine Frucht.

Genauer gesagt ihre Abwesenheit und ihr völliges Unvermögen, diese selbst herbeizuführen. Eine Zitrone konnte nicht aufstehen und gehen. Man musste sie nehmen und raustragen.

»Ich schlafe sicherlich nicht jede Nacht zwischen euch Turteltauben«, sagte Anuk und trank von dem kochend heißen Kaffee, ohne mit der Wimper zu zucken. Ihre schwarzen Haare befanden sich in dem geflochtenen Zopf, während die silbernen in alle Richtungen abstanden, und ich war mir nicht sicher, ob ihr Pendel ohne das Silber funktionierte.

»Das musst du auch nicht«, sagte Salim und warf das Handy auf den Sessel. »Jörn kommt in einer halben Stunde. Wird Zeit, dass wir dieser Scheiße hier ein Ende bereiten.«

»Und er kann die Lichtung sicher machen?«, fragte ich, mein Argwohn war kaum zu überhören.

»Ja.«

»Und David ist in Berlin?«, fragte Anuk zum dreihundertsten Mal.

»Ja«, sagte ich und warf einen Seitenblick auf mein Handy, dessen dunkles Display davon zeugte, dass es keine Veränderung gab. David war heute Nacht in Berlin gewesen. So wie heute Morgen. Sobald ich allein war, würde ich meinen Laptop anschalten und die Aufzeichnungen der Kameras betrachten. Diese Art der Überwachung würden Anuk und Salim möglicherweise befremdlich finden, ich jedoch sah sie als unabdingbar an. Meine Sicherheit stand über Davids Privatsphäre. Ich musste wissen, wo er sich aufhielt. Ihn sehen und hören, ihn nicht nur als kleinen, digitalen Klecks auf einer Stadtkarte flirren sehen. Mir graute vor diesem Moment; es war Monate her, seit ich ihn beobachtet hatte.

»Das ist völlig absurd. Jemand kommt hierher, klaut einen Aschenbecher, tötet die Hühner, schneidet ein Loch in deine Scheibe, ohne wirklich einzubrechen, und klaut eine Zitrone.«

»Jemand will uns Angst machen.«

Anuk donnerte die Tasse auf den Tisch und stand auf. Ihr himmelblaues Nachthemd mit den albernen Rüschen flatterte.

»Damit hat *jemand* verdammt noch mal Erfolg.«

»Das alles«, sagte Salim und sah mich dabei so durchdringend an, dass mir klar war, was er sagen würde, »hat erst angefangen, als Helena hierhergezogen ist.«

Ich verschränkte die Finger ineinander.

»Ich weiß, wie das für euch aussieht, aber David ist in Berlin.«

»Würde er jemanden für so etwas engagieren?«

Ich schüttelte den Kopf und zuckte gleichzeitig mit den Achseln.

»Möglich. Ich glaube aber nicht. David mochte es, andere mit reinzuziehen, aber nur, solange sie das bestätigten, was er ihnen vorlog. Er würde niemanden zu seinem Komplizen machen, denke ich. Dann wäre er erpressbar.«

»Ruf noch mal die Polizei an«, sagte Anuk.

Salim nickte. »Das habe ich getan.«

»Und?«

In Anuks Augen tobte ein Sturm und, wie ich schockiert feststellte, Angst. Wenn Anuk Angst hatte, wenn sie sich nicht mehr sicher fühlte,

welches Gefühl war dann für mich angemessen?

»Sie kommen nachher noch mal vorbei.«

Ich betrachtete Salim, der versuchte, ruhig zu bleiben, einen Anker für unsere Panik zu bilden, doch auch unter seiner Oberfläche rumorte es. Seine Bewegungen waren schneller, ruppiger.

»Nachher?!«

»Es war nur eine Zitrone«, sagte ich.

»Jemand ist eingebrochen!«

»Das ist unsere Version.«

»Also mir reicht es jetzt«, sagte Anuk, klaubte ihren Bademantel und ihre Badelatschen zusammen und stand drohend vor uns. »Meinetwegen lasse ich meine Hütte von diesem Jörn verkabeln, als würde ich mich durch die Bewohner von Love Island ficken, aber ich lasse mich nicht aus meinem Zuhause vertreiben. Ich werde keine Angst vor einem dahergelaufenen Spinner haben. Er sollte Angst vor *mir* haben.«

Und damit stampfte sie aus dem Wohnzimmer.

»Ich denke, sie meint, was sie sagt«, bemerkte Salim.

»Oh ja.«

Salim besah sich Johannas Bildergalerie.

»Lebte sie allein?«

»Ja.«

»Hatte sie Familie?«

»Ja.«

»Da ist nirgendwo ein Kind.«

»Ist mir auch aufgefallen.«

»Woher weißt du, dass sie Mutter war?«

»Die Notarin hat es mir gesagt.«

»Was ist mit ihrem Kind?«

»Ihre Tochter ist schon vor langer Zeit gestorben.«

»Verstehe.«

Ich erhob mich. »Bevor Jörn kommt, würde ich gerne noch duschen.«

Die Angst und die unruhige Nacht klebten an mir und zerrten an meinen Muskeln. Jede Bewegung fiel mir unfassbar schwer.

Salim nickte. »Soll ich solange bleiben?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das musst du nicht. Sobald du gehst, schließe ich ab.«

Zu keinem Zeitpunkt hatte ich es Salim vorgeworfen, aber ich war mir sicher, dass er die Tür nicht richtig geschlossen hatte, als er am Abend mit Earl Grey hereingekommen war. Ich war zu sehr abgelenkt gewesen, um es selbst zu tun, dabei wäre es meine Pflicht gewesen. In seiner Anwesenheit wurde ich nachlässig, und das hatte Konsequenzen.

Ich brachte Salim zur Tür, stand unsicher vor ihm, wankte vor und zurück. Mir war, als würde das Tageslicht offenbaren, was ich gern verdeckt gelassen hätte. Und dann spürte ich Salims Hand auf meiner Wange.

»Wir sehen uns gleich«, sagte er und küsste mich.

In seinem Kuss lag Sicherheit und Stabilität. Es hatte sich nichts geändert, vorerst konnte nichts das, was zwischen uns war, erschüttern.

Kapitel 31

Jörn war anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich hatte einen jüngeren Mann erwartet, eine Mischung aus Muskelpaket und Computernerd. Doch Jörn war so alt, dass es in meiner Magengegend zog, als ich ihn auf die Leiter klettern sah. Sein weißes Haar lag zerstreut und lückenhaft auf dem Kopf wie lose Kabel. Aus seinem Bart ragten zwei Blätterteigsplitter mit Marmeladenresten, seine Brille war verschmiert und ein Bügel mit Tape geklebt. Er sah aus wie ein ärmlicher Weihnachtsmann, der eigentlich in Rente sein sollte.

»Kann ich Ihnen wirklich nicht helfen?«, fragte ich nun schon zum vierten Mal.

»Wieso sollten Sie das tun?«

Jörn trug eine zerschlissene Jeans und ein blaues Poloshirt mit gesticktem Logo auf der Brusttasche. Ein breit grinsendes Konterfei vor wirbelnden Computern und Kameras. Das Logo zog mich an und stieß mich gleichzeitig ab, es sah aus, als hätte er es mit Power Point und viel Bier erstellt.

»Die Angelegenheit sieht wacklig aus.«

Jörn balancierte auf der Leiter, streckte sich in die Länge und befestigte eine futuristische Kamera an einem Ast, die sich farblich kaum von der Rinde des Baums unterschied.

»Das ganze Leben ist wackelig, da wird mich eine Leiter schon nicht umbringen.«

Er wich ein Stück zurück, betrachtete sein Werk und justierte sie dann neu. Der Baum stand am Rand der Lichtung, die Kamera zeigte auf die Eingangstür meiner Hütte.

»Nimmt die Kamera die ganze Zeit über auf oder erst bei Bewegung?«

»Beides ist möglich. Liegt ganz bei Ihnen. Ich würde empfehlen, sie erst einmal rund um die Uhr laufen zu lassen.«

»Wie lange wird die Batterie halten?«

»Solar. Keine Angst, ich weiß, was ich tue.«

»Ich habe keine Angst.«

»So?«, fragte er, und blickte mich mit einer schlohweißen, in die Höhe gezogenen Augenbraue an. Die Leiter ruckte, als er sich wieder zurückdrehte, und mein Herz setzte einen Augenblick aus.

»Ein bisschen vielleicht.«

»Sie lassen gerade eine komplette Lichtung verkabeln«, gab er mir zu bedenken. »Außerdem glaube ich nicht, dass Angst etwas Schlechtes ist. Sie sorgt dafür, dass wir uns schützen.«

»Kameras dienen nicht dem Schutz, sie dienen der Überwachung.«

Die Leiter wackelte bedrohlich, stand aber wieder still, noch bevor ich meine Hand zur Stabilisierung ausstrecken konnte.

»Salim erzählte mir, dass hier einiges los war.«

Ich nickte, was Jörn nicht sehen konnte, weil er immer noch mit dem Rücken zu mir stand.

»Ja.«

»Tote Hühner, ein Einbruch. Ziemlich viel für so eine abgelegene Lichtung. Ich bin eine halbe Ewigkeit rausgefahren. Seit wann wohnen Sie hier?«

»Vier Wochen.«

Jörn schwieg, es war klar, was er dachte: Ich hatte den Ärger mitgebracht.

»Wird das Bildmaterial aufgezeichnet?«

»Es landet auf einem Server, zu dem nur Sie Zugang bekommen. Kennen Sie sich mit diesen Systemen aus?«

Sie hatten meine Flucht ermöglicht.

»Ja. Wo stellen Sie noch Kameras auf?«

Jörn betrachtete sein Werk, wischte sich die Hände an einem Lappen ab und stieg die Leiter hinab. Ich atmete auf. Der alte Mann mit den weißen Haaren auf der wankenden Leiter – der Anblick hatte mich beunruhigt.

»Wo möchten Sie denn noch welche haben?«

»Direkt vor den Hütten«, sagte ich leise, das Bild und die diffusen Gedanken vibrierten immer noch in mir. »Und an den Seitenwänden der Häuser.«

»Sie möchten auf Nummer sicher gehen.«

»Ja.«

Jörn stand vor mir, einzelne Haarsträhnen flatterten im Wind, sein Konterfei sprang mich an, ich senkte den Blick.

»Ihr Fall ist außergewöhnlich. Eine ganze Lichtung zu vernetzen und zu überwachen ... eine spannende Herausforderung. Aber ich denke, wir werden das ganz gut hinbekommen. Sie werden zumindest sehen können, wenn sich jemand den Hütten nähert. Ich empfehle Ihnen, die Fenster in ein

digitales System einzubetten, so dass ein Alarm anschlägt, wenn jemand die Scheibe manipuliert.«

»Meine Fenster sind zu.«

»Das sehe ich«, sagte Jörn und betrachtete meine Hütte. »Dunkelheit ist manchmal nicht die Antwort.«

»Wie meinen Sie das?«

»Dunkelheit lässt uns nicht sehen, nur ahnen. Man verliert die Realität und kann nicht unterscheiden, welche Gefühle echt sind. Ohne Licht ist man verloren.«

Ich schluckte, wusste nicht, ob Jörn wirklich von meiner Hütte sprach. Eine winzige Ameise krabbelte über seinen linken Arbeitsschuh. Ich wollte sie nehmen, in meinen schützenden Handflächen in den Wald tragen und dort freilassen.

»Ich ... ich komme klar, danke.« Dann räusperte ich mich und schob meine Hände in die Hosentasche. »Ich hätte gerne Kameras in meiner Hütte.«

Jörn nickte, dann bedachte er mich mit einem so durchdringenden Blick, dass ich zischend einatmete. »Ich sehe sie.«

»Was?«

»Die Dunkelheit. In Ihnen.«

Ich wich ein paar Schritte zurück. Jörn folgte mir. Er war nicht mehr Jörn und war es doch. Seine Lippen bewegten sich, und seine Worte waren in meinem Kopf. Überall. »Salim ist ein guter Mann. Ein wirklich guter Mann.«

»Ich weiß.«

»Er ist nicht so wie Sie.«

»Wie meinen Sie das?«

»Helena, mein Job ist es, Menschen zu helfen, die sich bedroht fühlen. Die meisten völlig unbegründet, aber manchmal gibt es sie ... diejenigen, die das Böse kennen. Weil es in ihnen ist.«

Ich schluckte, und in diesem kurzen Augenblick verschwamm der Wald zu einer grünen Wand, die Wiese unter meinen Füßen wurde zu einer einheitlichen glatten Fläche, verlor an Struktur, ich blickte mich hektisch um, als der Himmel auf mich einstürzte.

»Ich will das nicht«, flüsterte ich. »Nehmen Sie es aus mir raus.«

Traurig schüttelte Jörn den Kopf, sein Bart wurde immer länger, sein Körper schraubte sich in die Länge, wurde mehr und mehr zu dieser großen,

weißen Person.

»Das kann ich nicht, Helena. Das kann niemand. Es ist in Ihnen, und dort bleibt es solange, bis Sie sich dem Ursprung stellen.«

Ich schüttelte mich, blickte auf meine Hand, die sich auflöste und mit dem Wind fortgetragen wurde.

Ich keuchte und stürzte auf die Knie, die nicht mehr da waren, genauso wenig wie Jörns. Wir wurden von der Umgebung aufgesogen.

»Beschützen Sie Salim, wie Sie Ihre Hütte beschützen. Bauen Sie Mauern um ihn, seien Sie sein Dach und seine Herberge, sein Schutz und seine Begrenzung. Er kennt es nicht. Er weiß nicht, was da draußen lauert. Wir beide, wir kennen es.«

Jörn war jetzt nicht mehr alt, er war auch kein Mann mehr. Er war ich. Als ich Zwei war, als ich Juli war. Ich löste mich immer schneller auf, verblasste, verging im Nichts.

»Das werde ich«, sagte ich, bevor meine Lippen fortwehten.

»Geh«, sagte Jörn, sagte ich, ehe diese Vision verschwand.

Dann bin ich wieder im Nichts, und für einen Sekundenbruchteil denke ich, dass ich hierbleiben sollte. Dass ich abwenden kann, was geschehen wird, wenn ich mich weigere, zu Salim und Anuk zurückzukehren. Dass sie so in Sicherheit sind. Aber die Vergangenheit kann man nicht ändern, sie ist in Stein gemeißelt. Was auch immer geschehen ist, lässt sich nicht verhindern. Und das Gefühl, schuld daran zu sein, frisst mich auf.

Kapitel 32

Die Zeit rinnt in träger Bedeutungslosigkeit durch meinen Körper, sie kann mir nichts anhaben, denn ich bin von der Welt entrückt, bin kein Teil mehr von irgendwas, habe keine Bestimmung und kein Ziel. Ob mich jemand auf der Lichtung gefunden und hierhergebracht hat, spielt keine Rolle. Ob die Erinnerungen überhaupt echt sind, auch nicht. Meine wirbelnden Gedanken schmerzen, ich lasse sie gehen und ruhe im Nichts, empfinde es ausnahmsweise als Wohltat.

Wäre es nicht so still hier, so furchtbar still, könnte ich bleiben. Aber ich vermisse Salims raue Stimme, sehne mich nach Anuk und ihrem Pendel, nach Earl Greys weichem Fell und seiner unbändigen Freude. Das alles ist zu meiner Heimat geworden, weil Heimat nicht der Ort ist, wo man geboren wurde: Es ist ein Gefühl, das man lebt. Und Anuk und Salim sind für mich - mehr noch als Johannas Geist, das knarzende Holz und der Wind, der immer andere Sehnsüchte zu mir trägt - mein Zuhause. Ich bin dort auf dieser Lichtung jemand anders, ich wachse, gedeihe, fühle. Ich entstehe neu, streife Altes ab, ohne zu wissen, was darunter lauert. Und jetzt ist alles vorbei, weil David wieder in mein Leben trat. Ich habe ihn zwischen den Bäumen hindurchgelotst, habe ihn die Schotterstraße entlanggeführt, ihm Anuk gezeigt und von Salim erzählt. Von einem Mann, der im Gegensatz zu David jedem zugesteht, mehr zu sein und zu jeder verdammten Zeit mehr sein zu können. Der weiß, wie sehr man über sich hinauswachsen, lernen und lieben und hoffen kann, wenn man sich öffnet. Wenn die Voreingenommenheit weicht, zerstört sie das System, das sie schuf.

Ich ertrage den Gedanken nicht, dass Anuk oder Salim etwas zustößt, in einer Erinnerung, die die Vergangenheit zeigt, für mich aber in der Zukunft liegt. Ich gleite in meine Gedanken hinein und hinaus, verliere mich in ihnen. Die Zeit, vor der sich alle fürchten, wirkt hier anders. Kein Licht verrät mir, wie schnell oder langsam sie verrinnt. Ich bin nicht nur aller Sinne, sondern auch aller Ängste beraubt. Ich bin nur noch ich.

Keine Gesellschaft. Kein Teil von etwas. Nur noch ich.

Ohne Anuk, ohne Salim, ohne Earl, ohne ... Ich erstarre. Ein Gedanke.

Anuk ist Wut. Sie rast und tobt, entfesselt und befreit durch all die Jahre in der Einsamkeit der Lichtung.

Johannas Geist ist Vergangenheit, die nicht mehr zählt und doch nicht wegzudenken ist. Sie ist mein alterndes Ich. Meine Zukunft auf der Lichtung.

Salim ist Hoffnung und Zuversicht. Er zeigt mir immer wieder einen Weg auf, der aus der Dunkelheit führt. Seine Wärme und sein Halt tragen mich, wenn ich es brauche, und lassen mich auf eigenen Beinen stehen, wenn ich denke, ich schaffe es.

Earl Grey ist reine, bedingungslose Liebe.

David ist Hass und Bösartigkeit. Er verkörpert Neid und Missgunst und die Abartigkeiten des Lebens. Alles Schlechte, was Menschen aus dieser winzigen, uns zur Verfügung stehenden Zeitspanne ziehen, ist er.

Jörn ist Weisheit und Vorsicht, Sicherheit und Schutz. Er ist wie ein mahnender Vater.

Und ich? Ich bin sie alle. Jeden Tag ein anderer Teil von ihnen. Ich bin Anuk und manchmal Salim, ich sehne mich nach Jörn und fürchte David.

Und ich denke an diese Konstellation auf der Lichtung, umgeben von Nichts, außer Wald und Wind, der morgens vom Tal hoch in den Berg weht und unsere Träume mit sich nimmt, und nachts die Sterne bringt.

Die Szenerie wirkt plötzlich auf mich, als hätte uns jemand absichtlich an genau diesem Ort zusammengeführt. Als würden wir auf der Bühne eines Theaters stehen, als wären wir Schauspieler. Und dann, schlimmer noch, denke ich, dass nichts davon echt ist. Dass jedes Element meiner Erinnerung einen Teil des Lebens widerspiegelt. Meines Lebens.

Anuk, Salim, David, Jörn, Earl Grey, Helena, Juli.

Wir besitzen keine Nachnamen. Das Dorf hat keinen Namen, ich weiß nicht einmal, wo genau die Hütte steht.

Mein Magen rebelliert. Eine Frage poltert in meinem Kopf. In meinem Kopf, in dem dieses Gefüge lebt: Existiert irgendetwas davon?

Ich weine. Wenn nichts davon *ist* , wenn alles nur Hirngespinste sind, was ist dann Realität?

Ich will mich von diesem Gedanken befreien, ihn abschütteln und aus mir herausreißen, aber es geht nicht. Die einzige Möglichkeit, die Wahrheit zu erkennen, ist weiterzumachen. Das Ende ist zu wichtig, um es auszulassen.

Als das Licht endlich wiederkommt, als sich das Grün Stück für Stück aufbaut, sinke ich mit einer gewissen Resignation hinein. Denn mir ist klar, dass wir mit unfassbarem Tempo auf einen Abgrund zurasen.

Bald treffen Vergangenheit und Gegenwart aufeinander.

Kapitel 33

Eine eigenartige Fremdheit hatte die Vertrautheit ersetzt. Als wären wir unserer Ruhe und Deckung beraubt worden. Unsere Lichtung war vernetzt und durchsichtig, der schützende Wald um uns gläsern. Zusätzlich zu Jörns Firewalls hatte ich meine darumgelegt und speicherte mir die Aufnahmen in einer Cloud. Niemand würde in unser System eindringen können, ohne dass ich es mitbekäme. In der digitalen Welt fühlte ich mich zu Hause. Menschen waren dort keine Emotionen, sie waren Einsen und Nullen, sie lasen bestimmte Blogs, sie posteten etwas, bezahlten online, schwebten durch den binären Raum. Sie waren nicht mehr als ihr Fußabdruck.

Während vor meiner Hütte die Nacht ins Tal kroch, fand ich endlich Zeit, mich David zu widmen. Ich trank einen Schluck Tee und wechselte zögernd das Programm. Ich hatte lange genug die Lichtung betrachtet, nun würde ich zu Davids Haus wechseln. Auch wenn er mein Leben immer noch beeinflusste, war er so weit weg wie schon lange nicht mehr - von meinem Innenleben. Und ich fragte mich leise, ob ich es nicht sein lassen sollte. Die Überwachung einstellen, die Verbindung zu den Kameras kappen, alles löschen und hinter mir lassen. Salim und Anuk standen an meiner Seite.

Ich war nicht mehr allein. Wenn ich sein Spiel nicht mehr mitspielte, würde er die Macht über mich verlieren.

Ich schloss die Augen, senkte den Kopf, spürte einen Hauch in meinem Nacken, als würde jemand dort entlangstreichen. Johanna, der tote Handwerker, Salims Tod, der unverrichteter Dinge auf der Lichtung ausharrte. Meine Geister. Sie vergingen nicht. Man konnte sie nicht einfach ignorieren, sie forderten einen Tribut.

Ich lehnte mich zurück, bereit, in Davids Welt einzutauchen. Sein Wohnzimmer war leer. Die Küche ebenfalls. Mein Blick verweilte einen Augenblick an der Stelle auf dem Boden, wo ich einst gesessen und mich verloren hatte.

Im Schlafzimmer hatte ich keine Kamera anbringen können, denn hier hatte David lediglich ein Bett stehen. Keine Kommoden, keinen Spiegel, keinen Schrank. Die Kameras im Gästezimmer und in seinem Arbeitszimmer waren bereits vor einiger Zeit ausgefallen. Noch zögerte ich, mich in sein Handy einzuwählen, denn dort war ich ihm so nah. So unerträglich nah. Daher klickte ich mich zurück in die Küche und schoss so

plötzlich aus meinem Sessel hervor, dass mein Tee überschwappte. Was ich sah, veränderte alles.

Sie huschte ins Bild.

Dünn, gebeugt, nur mit einem Top bekleidet, dessen einer Träger über ihre magere Schulter gerutscht war. Sie hielt ein Glas unter den Wasserhahn, überlegte es sich dann aber anders und schenkte sich stilles Wasser aus einer Glasflasche ein. Ich keuchte. David hielt Leistungswasser für schmutzig. Er hatte darauf bestanden, dass ich ausschließlich teures Wasser aus der Flasche trank. Die Frau drehte sich um, lehnte sich gegen den Tresen und trank. Ich wich zurück, stöhnte, hielt mir den Bauch, damit er nicht zerbarst. Sie sah aus wie ich. Wie Juli, bevor ich zu Helena geworden war. Lange braune Haare, schmales, gehetztes Gesicht, große Augen. Sie trank das Glas aus, stellte es in die Spüle und verließ Küche. Sie war kein Geist und war es doch. In ihren Augen funkelte nichts, ihren Bewegungen fehlte das Ziel. Sie war wie fremdgesteuert. Ich sank zurück in den Sessel, kaute an einem Nagel, meine Gedanken rasten. Er würde nicht aufhören. Niemals. In seinem Haus war ich austauschbar. Da ging es nicht darum, welche Juli sich durch die Räume quälte, aber hier auf der Lichtung, in Freiheit, war ich ein Störfaktor. Diejenige, die sich ihm entzogen hatte. Ich erschrak, als das Mädchen erneut in die Küche kam, zur Spüle eilte, ein paar Spritzer Spülmittel in das Glas gab, es auswusch und anschließend in die Spülmaschine stellte. Ich erkannte mich in ihren hektischen Bewegungen, der Geruch des Spülmittels, der Geruch meiner Angst stieg mir in die Nase, und meine Eingeweide verknoteten sich. Am liebsten hätte ich den Laptop zugeklappt und nie wieder geöffnet. Aber diese neue Juli zeigte mir, dass das nicht möglich war. Ich atmete tief durch, spürte die Luft in meinem Bauch, stellte mir vor, dass sie gerade von der tiefschwarzen Nacht den Berg heruntergeweht war. Sauber, frisch und kühl.

Und dann schaltete ich meine Gefühle aus und machte weiter.

David befand sich ebenfalls im Haus, ich spürte seine Anwesenheit in den Bewegungen des Mädchens. Ich musste ihn nur finden. Ich wählte die Kamera des Laptops. Nichts.

Dann atmete ich tief durch. Sein Handy.

Dunkelheit. Ich schob mir einen Ohrstöpsel ins Ohr, aktivierte das Mikrophon und lauschte.

»... irgendwo sein.«

Davids Stimme war wie ein Faustschlag in den Magen.

»Du verstehst nicht. Sie hat *alles* .«

Schweigen.

»Wir kürzen das ab. Ich nehme mir die nächsten Tage frei.«

Schweigen. Dann ein Krächzen. David sprach so leise zu sich selbst, dass ich seine Stimme kaum hören konnte. Aber was er sagte, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren: »Juli, Juli, ich habe dich unterschätzt.«

Mein Name aus seinem Mund trug so viel Hass und Verachtung und Vertrautheit in sich, dass ich Gefahr lief, zu ihm zurückzukehren. Ich zog den Stöpsel aus dem Ohr und warf ihn auf den Boden. Im gleichen Augenblick musste David das Telefon in den Schoß gelegt haben, denn sein Gesicht erschien aus der unteren Perspektive. Seine Haare lagen nicht streng am Kopf wie sonst, sein Gesicht wirkte zerknittert, die Falten tief; die Wut entstellte ihn und ließ ihn doch so aussehen wie immer.

Aber er war zu Hause. Vorerst.

Ich klappte den Laptop zu und ging in die Küche, wo ich unschlüssig stehenblieb. Die Einsamkeit war heute nichts für mich, denn sie kam mit Erinnerungen daher. Mein Blick schweifte durch die Küche, blieb am Tresen hängen, von dem jemand etwas genommen hatte. Ich dachte an die Polizisten, die sich die Geschichte der Zitrone angehört, das Haus auf Spuren überprüft hatten und wieder gegangen waren. Ich ließ meinen Blick weiter zu der Nische schweifen, in der Salim gesessen hatte. Ich zwang mich, weiter im Raum nach etwas zu suchen, das meinen Drang zu putzen rechtfertigen würde. Als ich den Boden musterte, fand ich beinahe erleichtert einen kleinen morschen Zweig, an dem ein zusammengerolltes, vertrocknetes Blatt baumelte. Es musste an Earls Fell gehangen haben. Ich pickte es auf, warf es in den Müll, nahm einen Eimer aus dem Schrank unter dem Spülbecken und befüllte ihn mit Wasser und Essig. Dann nahm ich eine Bürste, ging in die Knie und fing an. Im Gegensatz zu sonst fühlte ich mich dabei nicht hektisch oder panisch, eher getrieben ruhig. Ich wusste, dass ich es machen musste, aber es war okay. Zum jetzigen Zeitpunkt war dieser Zwang ein Teil von mir. Vielleicht würde ich mir irgendwann Hilfe holen, vielleicht würde ich aber auch verstehen, dass Normalität ein Konstrukt war. Man konnte kein kollektives Ideal über die Gesamtheit aller stülpen. Das sonore Schaben der Scheuerbürste, die immergleiche Bewegung und die Anstrengung in meinen Muskeln dämpften die Gedanken in meinem Kopf. Ich schrubbte und schrubbte, und

als ich in der hintersten Ecke der mittlerweile stockdunklen und nassschimmernden Küche angekommen war, hörte ich ihn.

»Bist du da?«

Ich sah Salim vor meinem inneren Auge. Wie er auf dem Stein saß, wie er versuchte, meinen Körper zwischen den Schlitzen ausfindig zu machen, wie er auf einen weiteren Teil meiner Vergangenheit wartete, angezogen und gleichermaßen abgestoßen von den Geheimnissen, die ich in mir trug.

Heute nicht. Mir fehlte die Kraft.

»Helena, sag mir nur, ob es dir gutgeht.«

Ich ließ die tropfnasse Bürste sinken, wischte mir eine Strähne aus dem verschwitzten Gesicht und stemmte mich in die Höhe. Meine Knie schmerzten, die Abdrücke der Dielenrillen schimmerten bläulich auf meiner Haut.

Ich öffnete die Terrassentür ganz, versuchte zu erklären, was ich selbst nicht verstand. Die Sekunden dehnten sich aus, die Nacht lag über dem Wald, der Wind wehte, aber ich fand keine Worte. Ich wollte Salim bei mir haben, seine Abwesenheit nagte an mir. Seine Anwesenheit war mir zu viel. Ich wankte vor und zurück, mein gebeugter Körper offensichtliches Zeichen meines inneren Kampfes.

»Tut mir leid.«

Meine Stimme war so leise, dass ich nicht wusste, ob ich wirklich gesprochen hatte, doch ich war mir sicher, dass meine Worte zu Salim getragen würden. Langsam schloss ich die Tür, ließ das Schloss leise einrasten und lehnte meine Stirn für einen Augenblick gegen den Rahmen.

Dann stieß ich mich ab, füllte den Eimer mit frischem Putzwasser und ging verbissen ans Werk. Zweimal, es musste immer alles zweimal geschehen. Das Gute und das Schlechte, der Untergang, der Neuanfang. Jeden Zentimeter des Bodens malträtierte ich mit den starren Borsten der Bürste und überlegte, warum ich Salim weggeschickt hatte. Und als ich fertig war und das saubere Putzwasser ausleerte, dämmerte es mir.

Manchmal benötigte man keine tröstenden Arme. In manchen Augenblicken waren es nicht Fürsorge oder Liebe, nicht der Wunsch nach etwas Gutem, die einen antrieben. Es war Wut. Brodelnde, allesverschlingende Wut.

Meine Knöchel knackten, mein Herz raste. Ich war so verdammt wütend. Jemand war dabei, mir die Lichtung zu nehmen, und ich konnte nichts dagegen tun. Heute Abend brauchte ich Raserei und schmerzhafte

Ehrlichkeit und die Barschheit eines Menschen, der seine Worte unreflektiert in die Welt hinausbrüllte. Und ich wusste, wo ich all das finden würde.

Verschwitzt wie ich war verließ ich die Hütte, aktivierte das Sicherheitssystem, schloss ab, öffnete die Tür und begann von vorn. Ich verlor mich in meinen Bewegungen und verspürte den Drang, meine eigene Regel zu brechen und noch öfter abzuschließen.

Als ich endlich an Anuks Tür klopfte, war es mitternachtsdunkel, der Wald erzählte von der Nacht, in Anuks Haus brannte kein Licht, lediglich aus dem Wohnzimmer drang helles Flackern.

»Wer ist da?«

Anuks Stimme polterte durchs Haus, eine wilde Mischung aus Wut und Trotz. Sie würde nicht klein beigeben, sie würde sich nicht unterkriegen lassen. Nicht sie.

»Ich.«

»Ist was passiert?«

Anuks Stimme klang nun, als würde sie näherkommen, und als ich antwortete, riss sie auch schon die Tür auf. Sie hatte nicht abgeschlossen.

»Nein. Alles in Ordnung. Ich wollte nur ... ich musste ...«

»Ah, verstehe. Du brauchst jemanden zum Reden, dem nichts zwischen den Beinen schwingt.«

»So in etwa.«

»Komm rein, wollen ja nicht, dass du länger als nötig hier draußen stehst.«

Ich betrat die Hütte und folgte ihr ins Wohnzimmer. In einer Ecke stand ein großer Tisch, auf dem sich fertige und halbfertige Strampler türmten. Auf den bunten Stoffen prangten lachende Frösche, Prinzessinnen mit Kronen, Wolken, Regenbögen und allerlei fröhliche Gesichter.

»Die sind süß«, sagte ich und nahm einen der Strampler in die Hand.

Anuk grunzte und drückte auf die Pausetaste. Ein Mann und eine Frau erstarrten augenblicklich in ihrem Gespräch.

»Was ich mache ist vermutlich der größte Betrug an der Menschheit.«

»Wieso das?«

»Babys tun nichts anderes, als den ganzen Tag zu schreien und zu kacken. Man sollte sie in nichts Niedliches stecken.«

Ich lachte. »Willst du ihnen Totenkopfanzüge nähen?«

»Habe ich schon mal«, sagte Anuk und fegte eine dünne Staubschicht vom Wohnzimmertisch, auf dem außer vier Fernbedienungen nichts lag, »aber die haben nur eine Handvoll Leute gekauft. Der Rest wollte sich lieber der Illusion hingeben, dass Babys süß sind. Willst du was trinken?«

»Nein, danke.«

»Also ja.«

Anuk schleppte sich in die Küche. Heute trug sie eine schwarze Leggins und ein T-Shirt, das so knapp war, dass es kurz unter ihrer Brust endete.

Sie kam mit zwei großen Weingläsern zurück und stellte eins davon vor mir ab.

»Wenn du hier irgendwas putzen oder sortieren musst, nur zu. Ich werde dich sicherlich nicht aufhalten.«

Ich trank einen kleinen Schluck und schüttelte anschließend den Kopf. »Ich bin nicht nervös.«

»Schade. Was bist du dann?«

Wie sollte ich in Worte fassen, was ich war? Dass ich mir gestattete zu fühlen? Dass mich die Trauer nicht unter sich begrub, dass ich einen Hoffnungsschimmer in diesem Leben sah, das eigentlich die Negierung eines Lebens hatte sein sollen. Ich hatte mich verstecken und auflösen wollen. Ich war hierhergezogen, weil ich nicht mehr existieren wollte. In die Hütte, die mein Anfang und Ende sein sollte. Die Geschichte von Johanna, die der Menschheit den Rücken gekehrt hatte, hatte mich fasziniert und inspiriert. Ich war leer, ich war voll, war verzweifelt, und verängstigt. Ich war erfüllt und glücklich, nichts und alles. Und ich war wütend. Sehr wütend sogar, weil mein Frieden in Gefahr war. Weil sich jemand nach all der Scheiße, die ich erlebt hatte, traute, uns zu tyrannisieren.

»Na ja. Redselig bist du jedenfalls nicht.«

»Woher wusstest du, dass es vorbei ist?«, fragte ich leise.

Anuk stellte ihr Glas auf den Tisch, lehnte sich zurück.

»Als er aus meinen Gedanken war, als ich keine Angst mehr hatte, morgens die Augen aufzuschlagen, als ich bei Geräuschen nicht mehr zusammenzuckte. Das alles waren gute Indikatoren. Aber ich war mir ganz sicher, dass er nicht mehr in meinem Kopf war, als ich eines Tages ins Dorf gefahren bin, und mir mein Internetdate das Gehirn rausgevögelt hat.«

Sie legte den Kopf in den Nacken und lachte so laut, dass die Wände vibrierten und die Möbel tanzten. Anuks Hütte war voller Wahrheiten. Hier

versteckte sich gar nichts. Anuk lachte, wenn sie etwas lustig fand, sie tobte, wenn sie etwas wütend machte.

»Ich vermute, der Sex mit Salim hat deine Angst nicht ganz vertrieben.«

»Nein.« Es hatte keinen Sinn, es zu leugnen.

»Lass dir Zeit, Mädchen«, sagte Anuk ernst. »Ich habe viele, viele Jahre gebraucht, ehe ich mich darauf einlassen konnte. Jede Wunde braucht ihre eigene Zeit zum Heilen.«

»Heilen sie alle?«

Anuk zog die Augenbrauen in die Höhe. »Wenn du sie lässt.«

Ich nickte stumm und überlegte, was wäre, wenn mein Leben dafür nicht ausreichen würde. Wenn die Jahre, die mir noch blieben, nicht ausreichten, um das, was meine Eltern und David mir angetan hatten, zu heilen. Wenn ich zu kaputt war, wenn die Risse einfach nicht zusammenwuchsen. Wenn ich meine Finger nicht von ihnen lassen konnte.

Vielleicht gab es Heilung nicht für alle.

»Salim und du ... das ist eine einzigartige Konstellation, Helena. Salims Schmerz sitzt tief, und er wird ihn nie loswerden. Allerdings ist Gewebe darüber gewachsen, Narben sind entstanden und verdecken mit jedem weiteren Tag die Vergangenheit. Dir jedoch wurde ein Teil deines Selbst herausgerissen. Du kannst die Wunde nicht schließen, aber Salim kann es. Er kann es mit seiner überschüssigen Liebe.«

Ich schluckte, blinzelte.

»Ich wollte nur allein sein.«

Anuk grunzte und stand auf, ihr Zopf schwang hin und her.

»Lass dir gesagt sein, dass allein zu sein dir auch nichts bringt. Was hast du davon? Außer, dass du elendig zu Hause sitzen und sinnieren kannst?«

»Ich kann zu mir selbst finden?«

An der Tür hielt Anuk inne, drehte sich zu mir um.

»Nicht immer kennen wir den Weg in unser Innerstes. Manchmal benötigen wir Menschen, die uns führen. Sie sind unser Kompass, um zu uns zu finden.« Sie blickte kurz zu Boden und sah mich dann wieder an. »Ein Weg und Hoffnung. Mehr brauchen wir nicht.«

»Und du?«, fragte ich.

»Ich habe den Weg gefunden. Vor langer Zeit schon. Der Wind heilt mich, der Wald, die Lichtung. Und Tinder.«

Wieder lachte Anuk und ging in die Küche. Sie kam mit Schokoladenkeksen und drei Tüten Chips zurück, die sie so fest gegen ihre

Brust drückte, dass die dünnen Kartoffelscheiben bei jedem Schritt knackten. Und als sie die Tüten auf den Tisch fallen ließ, zerbarst etwas in mir. Es war meine Zurückhaltung, die Mauer, die David errichtet und die ich verteidigt hatte. Ich griff nach meinem Weinglas und trank. Der Wein lief mir die Kehle hinab, war mehr, als ich schlucken konnte, ich spürte, wie Rinnsale mir aus den Mundwinkeln liefen. Aber ich trank weiter, bis es beinahe leer war. Anuk pfiff durch die Zähne. Ich nahm mir Chips und stopfte sie in mich hinein, und mit jedem Kartoffelstück, dass ich zermahlte, starb der Gedanke, am nächsten Tag Rechenschaft für mein Gewicht ablegen zu müssen. Ich setzte mich auf die Couch, nahm Raum ein, legte einen Arm über die Rückenlehne, lachte und trank mit Anuk. Der Frau, die jemand geschlagen und erniedrigt hatte, und die nun mit mir das Leben feierte, weil sie das gottverdammte Leben *war* .

Irgendwann holte Anuk ihre abgegriffene Schachtel Zigaretten, und ich rauchte hustend, und wir lachten wieder und wedelten den Rauch von den Babyklamotten weg. Wir aschten in eine monströse Keramikschale und wir stellten uns kotzende Babys in niedlichen nach Rauch stinken Stramplern vor, und unsere Gespräche verloren den Boden. Ich glitt auf die Couch, mein Kopf lag auf der Armlehne, unser Lachen wurde leiser und müder. Unsere Wut auf die Gewalt verebbte mit jedem Schluck.

»Ich bin froh, dass du hier bist, Helena. Du hast uns gefehlt.«

»Ihr kennt mich nicht«, sagte ich, und meine Stimme klang nach mir und dann doch wieder nicht. Sie war müde und träge, zog die Silben kraftlos hinter sich her.

»Dann erzähl mir etwas von dir.«

»Oh, bitte. Wir beide wissen, dass meine Vergangenheit den ganzen Abend kaputtmacht.«

»Dann erzähl was Schönes«, sagte Anuk und schwenkte das Weinglas so schnell in meine Richtung, dass etwas über den Rand schwappte. Eine helle Pfütze bildete sich auf der Tischplatte und brach das Licht. Sie sah aus wie ein Tor in eine andere Dimension.

»Erzähl mir deine schönste Erinnerung.«

Ich starrte in die Pfütze und wünschte so sehr, dass sie diesen Satz nicht gesagt hätte.

Die Vergangenheit war nicht mehr da, aber das hieß nicht, dass sie nicht Gefahren barg, schmerzhafte Erinnerungen, heilloses Chaos, vernichtende

Energien freisetzte. Ich sträubte mich, aber das Licht … Dieses Licht zog mich an.

Und dann war ich wieder bei meinen Eltern. Auf dem Weg dorthin hatte ich Helena, die Starke aus dem Dunklen Haus, verloren, war mir Juli, die überlebt hatte, durch die Finger geglitten, und ich war wieder Zwei. Nicht mehr als eine Zahl. Ich sah mich selbst. Den innersten Kern, aus dem ich bestand.

Kapitel 34

Schlimmer als die Schläge selbst war ihre Androhung, das Warten darauf und das Bitten um Vergebung im Anschluss. Jede Sekunde des Tages war vergiftet. Für diese Strafe genügte es, eigensinnig zu sein.

Heute war einer dieser Tage, an denen ich beinahe den Moment herbeisehnte, wenn mein Vater mich ins Wohnzimmer rufen, mein Kleid hochschieben und die Rute auf meinen Rücken knallen lassen würde. Ich hatte am Frühstückstisch ein Glas Milch verschüttet. Mit Absicht. Ich hatte der weißen Flüssigkeit zugesehen, wie sie über den Tisch rann. Wie sie das Butterbrotpapier flutete, in das meine Mutter gerade das Brot für meinen Vater einschlagen wollte. Ich beobachtete die Milch, wie sie in Windeseile das Brot aufweichte, wie sie sich an den Marmeladengläsern teilte und dahinter wieder vereinte. Noch ehe die Milch die Tasse meiner Mutter erreichen konnte, schlug sie mit einem Küchentuch darauf. Weiße Spritzer stoben zur Seite, besprenkelten die Haut meines Vaters. Ich folgte den Tropfen mit dem Blick und fragte mich, ob die Milch sich vor meinem Vater genauso ekelte wie ich.

»Was sollte das?«

Wenn meine Mutter mit mir sprach, wurde ihre Stimme immer tonlos. Ich antwortete nicht, heftete meinen Blick stur an den Milchtropfen, der sich in einem Haar meines Vaters verfangen hatte und dort mit seinen Bewegungen zitterte.

»Gott stellt uns mit diesem Kind auf die Probe«, polterte er, und meine Mutter bekreuzigte sich. »Wir treiben dir den Teufel aus. Heute Abend. Zehn Schläge. Kein Essen.«

Und damit schob mein Vater den Stuhl zurück und verschwand. Meine Mutter warf mir das durchtränkte Küchentuch zu, es landete platschend an meiner Brust.

»Wisch auf. Und danach gehst du raus, bis ich dich rufe.«

Rausgehen bedeutete, dass ich mich bei Wind und Wetter in den Garten hinter dem Haus stellen musste. Wir hatten dort unser eigenes Gemüsebeet, wie jede Familie, wo wir anbauten, was das Gemeinschaftsfeld nicht hergab. Dieses Jahr rankten Tomaten und Bohnen um die Wette, wucherten Rote Bete und Kürbis für den Herbst.

Und dort stand ich nun unschlüssig vor den Beeten und überlegte, ob ich versuchen sollte, meine Strafe zu mindern, in dem ich Beikräuter jätete. Letztendlich würde das nur die Anzahl der Schläge mit der Rute mindern, und die letzten spürte ich sowieso kaum noch, weil die Haut dann schon taub war. Der einzige Vorteil am draußen sein war, dass ich mich am Beet bedienen konnte, ohne dass es auffiel. Niemand machte sich die Mühe, Tomaten oder Möhren zu zählen. Doch heute fühlte sich mein Bauch flau an, und so nahm ich lediglich einen Stock, brach ihn in zwei Hälften und schleuderte die eine in die Hecke. Meine Wut war ständig da, und ich konnte nichts dagegen tun. Ich konnte mit niemanden reden, denn in unserem Dorf wurde ich mit abschätzigem Blick betrachtet. Niemand wollte etwas mit mir zu tun haben.

Ich war elf Jahre alt und allein.

Ich nahm den zweiten Stock und schleuderte ihn gegen die Hecke. Er durchschlug die feinen Äste und krachte auf der anderen Seite zu Boden.

»Was hat dir das Gebüsch getan?«

Ich zuckte zusammen. Mit angehaltenem Atem wartete ich.

»Ich weiß, dass du da bist. Ich kann dich sehen.«

Ich ging auf die Knie und spähte durch die Hecke. Dort stand er. Mein Nachbar, der Älteste, der Erstgeborene. Eins. Durch sein Geburtsrecht besaß er eine natürliche Autorität, die er jedoch so gut wie nie einsetzte. Er war ... nett.

»Was willst du?«, fragte ich.

»Nichts. Was willst *du* ?«

»Weg von hier.«

Ich hatte gesprochen, ohne zu denken und schlug mir nun die Hand auf den Mund. Eins schwieg, dann seufzte er und setzte sich. Wir hätten uns berühren können, wenn da nicht die Blätter und Äste zwischen uns gewesen wären.

»Ich höre dich«, sagte er leise.

Ein Star landete in unserem Garten, plusterte sein schillerndes Federkleid auf, pickte hastig in die Erde und flog wieder davon.

»Ich höre dich schreien, höre, wie deine Eltern währenddessen beten.«

Immer noch schwieg ich. Seine Worte beinhalteten keine Frage, nur ... Trost ... Mitleid. Ich war mir sicher, dass es eine Falle war.

»Manchmal«, flüsterte er, »stelle ich mir vor, wie ich rüberkomme und dir helfe.«

Ich schluckte schwer. »Warum? In mir wohnt der Teufel.«

»Wenn er in dir wohnt, dann auch in mir«

Ich zog zischend die Luft ein. »Sag so was nicht laut.«

»Warum nicht?«

Ich verdrehte die Augen, als wäre er zu dumm, um die einfachsten Dinge zu verstehen.

»Weil du dann geschlagen wirst.«

»Meine Eltern halten nichts von der Rute«, sagte er ganz leise. »Sie sagen, dass Kinder auch anders den Willen Gottes erfahren können.«

»Aber das ist gegen die Regeln.«

Eins lachte. »Du bist auch gegen die Regeln.«

»Und ich bezahle dafür.«

»Du bezahlst für deine Wut.«

»Nein.«

»Sondern?«

Ich beobachtete die Blätter, wie sie in der leichten Brise zuckten und hüpften.

»Das hier kann nicht alles sein«, sagte ich, anstatt auf seine Frage zu antworten.

Eins schwieg, ließ mich denken und reden.

»In meiner Brust zieht es ganz furchtbar. An manchen Tagen möchte ich so sehr weg hier, dass ich meine Beine festhalten muss, um nicht loszurennen. Und dann ist das Bedürfnis plötzlich weg. Ich sehne mich nach etwas und finde es nicht. Ich suche und suche. Es ist irgendwo, aber nicht hier.«

Wolken schlossen sich am Himmel zusammen, versteckten uns wie unter einer Decke. Wir saßen in unseren Gärten, und ich redete. Die Worte strömten aus mir heraus. Dinge, die ich bisher nur gedacht hatte, entwichen meinen Lippen. Und immer, wenn ich endete, wenn ich dachte, fertig zu sein, sagte Eins: »Weiter. Rede weiter.«

Und so sagte ich schließlich: »Ich will berührt werden, ohne dass es wehtut, ich möchte ... gehalten werden. Ich will, dass die Angst verschwindet und die Rute geht.«

Eins schwieg lange, die Stille dehnte sich aus. Dann hörte ich ein Rascheln, und etwas schob sich zwischen den Ästen und Zweigen durch, schlängelte sich einen Weg zu mir. Es war Eins’ Hand, übersät mit frischen Kratzern von der Hecke.

»Gib mir deine Hand«, sagte er.

Und ich tat, was er sagte. Langsam legte ich meine Hand in seine, und in mir explodierte etwas. Er umschloss mit seinen Fingern meine, verschränkte sie ineinander. Und dann zeichnete er Kreise mit dem Daumen über meine Haut. Ich saß da, starrte auf unsere Hände, konnte das Gefühl nicht fassen, das von seiner Berührung ausging, konnte nicht begreifen, was in mir tobte. Und dann tropfte etwas auf seine Finger, und ich blickte in den Himmel, weil ich dachte, es würde regnen, aber in Wahrheit weinte ich.

»Das will ich«, sagte ich. »Nur das.«

»Ich gebe es dir, wann immer du es brauchst.«

Ich schluchzte, konnte mich kaum halten, aber das musste ich auch nicht, weil er mich hielt.

»Heute Abend ...«, sagte ich, und meine Stimme versagte für den restlichen Satz.

»Da auch. Ich bin bei dir, egal, was passiert.«

Kapitel 35

»Von diesem Tag an spürte ich seine Hand an meiner, wo auch immer ich hinging, was auch immer meine Eltern sagten oder taten. Dieses Gefühl trug mich durch alles hindurch. Ich konnte alles hinnehmen, weil ich ihn bei mir hatte.«

»*Das* ist deine schönste Erinnerung?« Anuks Hand hielt in der Bewegung inne, die letzten Chipsbrösel in ihren Mund rieseln zu lassen.

»Ja.«

Sie kaute, schluckte, ließ mich dabei nicht aus den Augen. »War er deine erste Liebe?«

»Er war meine einzige Liebe.«

»Ist das der Junge, der gestorben ist?«

»Das ist der Junge, der getötet wurde.«

Anuk zog eine Augenbraue in die Höhe. »Salim hat mir erzählt, dass es ein Unfall war.«

Ich sah Anuk an und wusste, dass ich meine Trauer nicht verschleiern konnte. »Er ist nicht mehr da, und nur das zählt.«

Ich stand auf, wankte, griff mir an den Magen, in dem unzählige Chips und Kekse in weißem und rotem Wein schäumten. Säure kroch meine Speiseröhre hinauf, ich schluckte sie hinunter.

»Ich glaube, ich habe genug für heute, Anuk.«

»Oh, du Baby. Wir haben doch gerade erst angefangen. Mit wem soll ich jetzt weiterfeiern?«

Ich wedelte zum Fernseher, auf dessen Bildschirm immer noch das Pärchen in eisiger Starre wartete.

»Was habe ich nur für verweichlichte Nachbarn.«

Anuk hievte sich aus dem Sessel, stieß dabei ihr leeres Glas um, das dumpf auf dem Teppich landete. Der Anblick irritierte mich. Ein leeres, sich drehendes Glas. Ich riss mich los, ließ mich von Anuk an ihren Busen drücken und verließ die Hütte. Ich lief über die Wiese, meine Schritte waren leicht und federnd, obgleich mich die Schwere des Rausches hinabdrückte. Vor Salims Hütte blieb ich stehen, starrte die Tür an, versuchte, sie mit meinem Blick zu öffnen. Ich hätte die Stufen hinaufgehen, anklopfen und um Einlass bitten können. Ich hätte Salim eine weitere Nacht die Einsamkeit füllen lassen können. Doch heute gehörte die Stille ganz allein

mir. Ich würde sie nicht teilen, denn sie beherbergte die Erinnerung an einen Jungen, der mir zur Seite gestanden hatte, als alle anderen gegen mich waren. Diese Erinnerung war süß und schmerzhaft, ich wollte sie durchleben und halten. Und so lief ich weiter, nur beobachtet von den Kameras, die geräuschlos unsere Lichtung im Blick behielten. Der Wind zog und zerrte an mir, wehte mir die kühle Bergluft und die Sterne ins Haar.

Ich fühlte mich wohl hier, obwohl der Wald lauerte, obwohl darin Tiere umherhuschten, die ich nicht sehen konnte. Ich respektierte das, nickte in ihre Richtung und zog mich in meine Hütte zurück. Knackend und krachend empfing mich das Gebälk, die darauffolgende Stille splitterte in meinen Ohren, ich schleppte mich nach oben, legte mich genauso, wie ich war ins Bett, mit Chips zwischen den Zähnen und Wein auf der Zunge. Auf dem Kopfkissen lag ein dunkles Haar. Ich pikte es auf, zwirbelte es zwischen den Fingern und wusste, dass ich für heute Nacht die falsche Entscheidung getroffen hatte. Ich nahm Salims Kissen, drückte es mir gegen den Bauch. Die Essenz einer Person blieb nun mal.

Und als ich langsam in den Schlaf driftete, in der Hoffnung von Eins zu träumen, während der Duft des neuen Mannes in meinem Leben mich umhüllte, wurden die Bilder trüber und dunkler. Ich tauchte ein. Nicht in meine glücklichste Erinnerung, sondern in die Schlimmste.

Kapitel 36

Unter Davids Blick wurde ich stets kleinteilig. Ich war kein Gebilde mehr aus Körper, Beinen, Armen, Kopf. Er drang tief in mich ein, löste mich in Scham und Ekel auf, in etwas Abscheuliches und Abstoßendes. Juli zerbröselte zwischen seinen Fingerspitzen.

Hin und wieder versuchte ich, mich ihm zu entziehen. Wenn ich von der Uni kam, stellte ich mir vor, ich befände mich immer noch im Seziersaal, hielte das Skalpell, beugte mich über einen Körper und setzte den Schnitt. Ich stellte mir vor, ich öffnete Davids Brustkorb, während ich der quicklebendigen Version in die Augen blickte. In meinem Kopf kippte ich die Welt, stülpte sie von außen nach innen, machte sie zu einem besseren Ort. Ich schlüpfte aus den Schuhen, stellte sie ordentlich in den Schrank, hängte meine Jacke in die Garderobe und stellte die Tasche weg, während David wütete. Er warf mir vor, ich würde mich von anderen ficken lassen, dabei war er der Einzige, der in mich eindrang, körperlich wie geistig. Immer wieder versuchte ich, ihn abzuschütteln, aus mir herauszuschälen, aber er war zu stark und ich zu schwach.

Seine Worte wurden hässlicher, seine Salven schneller, aber heute erreichte mich nichts davon. Meine Gedanken kreisten um den jungen Mann, den ich heute seziert hatte. Der Dozent hatte gesagt, ein junger Körper sei eher selten und wir sollten ihn vor allem hinsichtlich der physiologischen Unterschiede zu älteren betrachten. Meine Kommilitonen hatten sich auf ihn gestürzt, die Skalpelle in seine perfekte Haut gebohrt, und ich hatte nur dagestanden und gezittert. So oft ich auch geblinzelt hatte, ich sah Eins. Immer nur Eins. Ich erkannte ihn in dem blonden Haar, in den breiten Schultern. Ich sah ihn in den trüben Augen, fühlte ihn in der kalten Haut. Der Anblick schmerzte so sehr, dass ich mich am Metalltisch festklammern musste. Geister gingen nicht. Sie waren der Phantomschmerz eines vergangenen Lebens. In den vier Jahren, in denen ich nun schon bei David lebte, war Eins immer mehr verblasst. Aber heute war er mit voller Wucht zurückgekehrt, und das Ziehen in meiner Brust machte mich wahnsinnig.

David packte mich, riss mich zu sich herum. Die Erinnerung an Eins verschwand in der Agonie, die jede seiner Berührungen mit sich brachte.

»Bleib stehen, wenn ich mit dir rede.«

Er stieß mich auf die Treppe, die in sanften Schwüngen ins Obergeschoss führte. Mein Hüftknochen krachte auf Marmor, ich schrie, drehte mich um, versuchte wegzukriechen. Weil wir dieses Spiel einstudiert hatten, weil wir perfekt in dieser Parodie einer Beziehung waren. David packte mich am Knöchel, ich schrie erneut, und normalerweise hätte ich aufgegeben. Doch etwas war heute anders, ich wand mich, entzog ihm meinen Fuß, trat nach ihm, überließ ihm nicht die volle Kontrolle über die Situation.

»Lass mich los!« Meine Stimme hatte eine andere Nuance als sonst. Tiefer, mutiger, kratziger. Als würde ich mich ihm entgegenstellen. Ich richtete mich auf, versuchte von der halbliegenden Position hochzukommen, um mich zu wehren.

»Juli, sieh mal einer an. Da ist ja doch noch ein Funken in dir. Mal schauen, was wir daraus machen.«

Ich verstand. Der plötzliche Funken war Eins. Ich hatte ihn heute gesehen. Die ganze Zeit über war er unter David verschüttet gewesen, aber er war bei mir. In mir. Und heute würde ich diesen Funken nähren, bis er in mir brannte. Schnell sprang ich auf, legte meine Hände auf Davids Brust und stieß ihn zurück. Er taumelte, versuchte das Treppengeländer zu greifen, verfehlte es und stürzte. Mein Herz stoppte, der Raum zog sich zu diesem einen Moment zusammen und hielt uns fest umklammert.

Sollte ich mich entschuldigen?

Reue zeigen?

Weiterkämpfen? *Weiter.*

Ich setzte einen Fuß auf die Stufe unter mir. *Weiter* .

Jetzt oder nie. *Weiter* .

David rappelte sich auf. Wir standen uns gegenüber - ebenbürtig. Ich knirschte mit den Zähnen, David grollte. *Weiter* .

Ich schob meinen Fuß für ein paar Zentimeter nach vorn, berührte ihn, drängte ihn zurück.

Und dann ging die Tür auf und Fida trat ein. David hatte sie eines Tages eingestellt, nachdem er beschlossen hatte, ich solle mich mehr auf mein Studium konzentrieren und weniger im Haushalt machen. Fida schrubbte und kochte von morgens bis abends. Ich stellte keine Fragen, ignorierte sie, denn wenn unsere Blicke sich trafen, erkannte ich mich in ihren Augen. Ich ahnte, dass sie nicht legal angestellt war. Vermutete, dass David über seine Kontakte zu ihr gekommen war. Vielleicht hatte er sie mit einem deutschen Pass gelockt, vielleicht mit viel Geld. Ich wusste es nicht, denn um mich

selbst zu schützen, redete ich nicht mit ihr. Ihre Geschichte zu hören hätte ich nicht ertragen. Sie hätte mich beschämt, weil ich ihr eigentlich helfen sollte und es nicht tat. Wie hätte ich ihr helfen können, auf eigenen Beinen zu stehen, wenn meine keinen Grund spürten? Wir waren auf uns allein gestellt. Zwei verlorene Seelen im gleichen Haus.

Fida sah uns an. »Was los?«

Sie sprach so knapp und abgehackt, dass es sich wie ein Vorwurf anhörte. Und mehr brauchte David nicht. Er rannte auf sie zu, packte ihren Kopf und donnerte ihn gegen die Wand. Fidas Schädel knackte wie eine Nuss, ihr Blick verlor sich in der Ewigkeit. Ich schloss die Augen.

Fida war meinetwegen gekommen, sie wusste, wer David war, und sie wusste, was er mir antat. Heute Abend musste sie beschlossen haben, nicht mehr nur zu zuzusehen. Ich öffnete die Augen, sah in Zeitlupe, wie David auf Fida eintrat, wie er ihren zusammengesackten Körper immer weiter schändete, wie er sie bis in den Tod verfolgte, wie er sie nicht gehenließ. Ich wollte dazwischengehen, aber ich wurde zum Marmor der Treppe, wurde zur Kälte des Hauses, wurde zum Nichts zwischen David und mir.

»Das.« Ein Tritt. »Passiert.« Noch einer. »Wenn man.« Wieder. »Sich mir.« Und noch mal. »Widersetzt.«

Ich brach. Ich verteilte mich überall im Haus, im Blut, in Fidas leerem Blick und Eins' letzten Worten. Wimmernd sank ich zu Boden. Fida. Fida.

Nach ein paar Minuten, nach einem Leben, ließ er von ihr ab und kam auf mich zu. Ich wehrte mich nicht, als er mich packte, ich widersetzte mich nicht, als er mich nach oben zog. Dieses Mal ließ ich jedes seiner Worte in mich hinein, ließ sie mich von innen aushöhlen und töten.

Fida. Grundlos. Einfach weil er es konnte.

In diesen schwärzesten Stunden meines Lebens, als ich mehr Nichts war als Leben, als die Geister in mir hausten, verstand ich, dass David nie mit mir fertig sein würde. Wenn ich überleben wollte, wenn ich nicht wie Fida enden wollte, musste ich verschwinden.

Für David gab es Abstufungen im Leben, Niederes und Höheres. Während er sich an der Spitze befand, tummelten sich alle anderen unter ihm. Jene, die sich nicht durchsetzen, nicht mithalten konnten, die nicht schnell genug waren, um sich zu nehmen, was sie wollten. Diejenigen, die keine Ellenbogen ausfuhren, die nicht über Leichen gingen, Menschen, die zögerten, nicht auf Füße traten, die zuhörten, leise waren, auf Zehenspitzen durchs Leben liefen, weil sie sich ihrer Selbst ungewiss waren. All jene, die

nicht klinisch weiß aussahen, die bunt waren und schrill und entrückt. David stand über ihnen und räumte jeden aus dem Weg, der ihn störte. Und er kam damit durch. Immer wieder. Und wieder. Und wieder. Weil diejenigen, mit denen er sich umgab, ihn deckten. Weil diejenigen, die auf anderen Menschen herumtraten, naturgemäß oben waren. Ganz oben.

Wenn ich überleben wollte, wenn ich irgendwie aus den Fängen von David und seinesgleichen entkommen wollte, musste ich weg.

Als der Himmel sich tintenschwarz färbte, als die Sterne hinter grauen, dicken Wolken hingen und der Wind meinen Namen flüsterte, hoffte ich, dass ich die Kraft dazu hatte.

Ich hoffte, dass Fidas Geist mich nicht heimsuchen und Eins bei mir bleiben würde, auch wenn ich seit heute einen weiteren Tod zu verantworten hatte.

Kapitel 37

Als ich am nächsten Tag die Augen aufschlug, spürte ich zuallererst dieses fahle Gefühl im Bauch. Das Wein-Chips-Gemisch lag unverdaut in meinem Magen und bescherte mir furchtbare Übelkeit. Ich schlug die Decke zur Seite, wartete, bis die sich drehenden Wände innehielten, und trottete dann nach unten. Die Sonne schien zu hell, Vögel zwitscherten unfassbar laut, ich schaltete die Kaffeemaschine an, sank in die Nische und starb zehntausend Tode. Ich war völlig hinüber, während Anuk schätzungsweise schon seit vier Stunden wach war und neunzig Strampler mit fröhlichen Prinzessinnen genäht hatte. Sie würde mich zu jedem Zeitpunkt meines Lebens in jeder nur erdenklichen Verfassung gnadenlos unter den Tisch trinken. Diese Frau war ein störrischer Fels, eine uneinnehmbare Festung, und obwohl sie durch die Hölle gegangen war, schien es, als könnte nichts und niemand ihr etwas anhaben.

Ein Gedanke drängte sich in meinen vernebelten Kopf.

Was, wenn heute Nacht wieder etwas geschehen war, ich es aber nicht mitbekommen hatte? Ich drehte mich in der Nische um, blickte aus dem Fenster und versuchte, um die Ecke zu spähen, um Anuks und Salims Hütten zu beobachten. Aber der Winkel stimmte nicht, und so schlich ich zur Haustür, schloss auf und ab und wieder auf. Insekten schwirrten, Hitze flirrte, sonst nichts. Salims Auto stand nicht da. Ein komisches Gefühl. Aber natürlich konnte er hinfahren, wo auch immer er hinfahren wollte. Er war mir keinerlei Rechenschaft schuldig.

Die Fenster von Anuks Hütte waren verschlossen. Niemand war zu sehen. Wir waren eine Gemeinschaft auf der Lichtung, aber im Prinzip war doch jeder für sich.

Ich schloss die Tür, mein Magen brannte mittlerweile. Als ob irgendetwas in mir wüsste, dass etwas nicht stimmte, ich aber keine Chance hatte, herauszufinden, was es war. Ich legte den Kopf in den Nacken, rotierte ihn hin und her. Dabei fiel mein Blick auf die Kamera im Flur, die Richtung Treppe zeigte.

Aber natürlich. Es gab eine Möglichkeit, herauszufinden, ob alles in Ordnung war. Ich ging ins Wohnzimmer, nahm den Laptop vom Sessel, erwischte dabei eine Häkeldecke, zog sie mit hoch, ehe sie zu Boden segelte.

Salims und Anuks verlassene Hütten schienen mir Vorboten zu sein. Ich schüttelte mich, doch das Gefühl zerrte umso fester an meinen Eingeweiden. Der Laptop fuhr hoch, immer wieder musste ich aufstoßen und schmeckte den bitteren Geschmack des gestrigen Abends auf der Zunge. Ich klickte mich ins System, betrachtete die Lichtung in Echtzeit. Wie der Holunderbusch vor meiner Hütte im Wind wiegte, wie die Sonne schien, wie Pollen durch die Luft segelten. Ich spulte zurück in die Nacht.

Ich sah mich zu Anuk gehen, sah Salim aus seiner Hütte kommen, mit Earl Grey auf der Lichtung spielen, sah ihn wieder reingehen. Sah, zwischen den Brettern vor den Fenstern das Licht des Fernsehers durchflackern, wie ich Stunden später aus Anuks Hütte kam. Wie ich über die Wiese lief, nicht leicht und federnd, wie ich dachte, sondern schweren Schrittes und einer krummen Linie folgend. Ich sah mich, wie ich vor Salims Hütte stand, wie ich die Tür überreden wollte, von selbst aufzugehen.

Ich sah, wie ich unverrichteter Dinge wieder ging, und wollte mir selbst zurufen, in Salims Arme zu eilen. Kurz darauf öffnete sich seine Tür, Salim blickte nach rechts und links, die Tür schloss sich. Anuk kam noch mal raus, kippte den Rest aus der Flasche in die Wiese und spuckte hinterher. Ihr Licht erlosch, unsere Hütten lagen im Dunkeln, ich lag zu diesem Zeitpunkt bewusstlos im Bett.

Ich beobachtete einen Fuchs, wie er über die Lichtung huschte. Ein Hühnerdieb, ein harmloses Tier. Falter flogen unbestimmt durch die Nacht, ganz anders als in der Stadt, wo sie so lange um eine Lichtquelle flatterten, bis sie starben. Meine Anspannung löste sich. Meine Angst war unbegründet gewesen. Ich atmete aus. All die alte Luft und die Verwirrung strömten über meine Lippen. Ich stand auf, ging mit dem Laptop in die Küche, nahm mir einen Kaffee und setzte mich in die Essecke. Um das Koffein schneller in meine Blutbahn zu befördern, kippte ich Zucker hinein. Ich blickte in die wirbelnde schwarze Flüssigkeit in meiner Tasse. Und dann erstarrte ich.

Aus dem Augenwinkel sah ich die Aufnahmen der Nacht.

Eine Gestalt stand vor meiner Tür.

Ich stellte die Tasse ab, spulte zurück. Startete die Aufnahme erneut. Mein Herz raste so schnell, dass ich befürchtete, es würde kollabieren.

Um drei Uhr morgens trat jemand selbstbewusst und zielsicher aus dem Wald auf die Lichtung, um dann ohne zu zögern zu meiner Hütte zu gehen.

Ich keuchte, mein Magen sackte nach unten.

Reglos beobachtete ich, wie sich eine Hand auf die Türklinke legte.

»Nein. Nein, nein.« Das konnte nicht passieren. Er konnte nicht zu mir. Es war abgeschlossen. Wie immer.

Die Klinke wurde nach unten gedrückt. Die Tür öffnete sich. Eiseskälte breitete sich in mir aus. Ich konnte mich nicht rühren.

Die Tür schloss sich. Es war dunkel auf der Lichtung.

Der Fuchs kam wieder, reckte seine Schnauze in die Luft, schnupperte, nahm Witterung auf und rannte zurück in den Wald.

Stille.

Jemand war in meiner Hütte.

Ich rutschte in die hinterste Ecke der Sitzbank, meine Hand zitterte, als ich eine andere Kameraperspektive auswählte.

Die Kamera im Flur. Ich spulte zurück.

Sah mich, wie ich betrunken nach Hause kam und nach oben wankte. Ich spulte vor.

Stille.

Das Holz knackte. Ich sah das gleiche Szenario, diesmal vom Inneren der Hütte.

Die Tür öffnete sich. Ich wimmerte.

»Nein.« Automatisch schüttelte ich den Kopf, als könnte mein Wille das bereits Geschehene beeinflussen.

Die Tür wurde geschlossen. Ein Schatten stand in meiner Hütte. Scheinbar übermächtig nahm er den Raum ein, stand ganz ruhig da, ehe er sich in Bewegung setzte.

Er spähte ins Wohnzimmer. Ich hielt die Luft an, befand mich in völliger Schockstarre.

Er lief weiter, strich mit einem Finger an der Wand entlang. Dann betrat er die Küche, blickte in die Ecke, in der ich gerade saß, und mein Kopf schnellte in die Höhe. Aber er konnte mich nicht sehen, denn ich befand mich in der Zukunft und er sich in der Vergangenheit, unsere Gegenwart stimmte nicht überein. Mein Magen rebellierte, ich presste mir eine Hand vor den Mund, beobachtete, wie er die Küche verließ und mit gesenktem Blick den Flur entlanglief. Ein dunkler Schatten, eine furchtbare Vorahnung.

Und dann sah ich, wie sich die Hand, auf das Treppengeländer legte, an die Stelle, die ich selbst schon so oft berührt hatte, die Johanna benutzt

haben musste, um sich auf dem Weg nach oben zu stützen. Er setzte einen Fuß auf die unterste Stufe und ging langsam hoch. Ins Schlafzimmer. Zu mir.

Ich schrie. Und sprang auf.

Ich raste aus der Hütte über die Lichtung, rüttelte an Anuks Tür, doch sie war abgeschlossen. Ich klopfte und riss an der Klinke, aber die Frau, die immer zu Hause war, war nicht da. Ich wirbelte herum, rannte zu Salims Hütte, klopfte und rüttelte auch dort an der Tür, doch er war nicht zu Hause. Mein Herz pumpte und polterte, ich presste meine Hand darauf, sah mich hektisch um. Wohin? Wohin sollte ich?

Und dann hörte ich ein Motorengeräusch und wirbelte herum.

Salim kam, ich rappelte mich auf, rannte ihm entgegen. Noch bevor er anhielt, riss ich die Tür auf. Ich schrie meine Angst heraus, unzusammenhängende Wörter mischten sich darunter, ich schüttelte Salim ab und zog ihn gleichzeitig zu mir. Er packte meine Arme, zwang mich zum Innehalten und ich sagte es endlich. Die Worte, die meine Zuflucht endgültig zerschmetterten: »Er ist hier.«

Kapitel 38

Wir saßen in meiner Küche, die nun eine andere war, weil er in ihr gewesen war. Meine Angst lähmte meinen Drang zu putzen. Ich war in der Vorstellung erstarrt, dass er etwas mit mir gemacht hatte. Dass er mich auf eine Weise berührt und verändert hatte, die mir noch nicht bewusst war.

Salim stand mir gegenüber, er musste den Sturm sehen, der in mir tobte. Er wartete, ob er von allein abebbte, oder ob er eingreifen musste. Ob er meine Grenze sein musste, damit ich nicht in tausend winzige Teilchen zersprang. Er streckte eine Hand aus, berührte meine Wange, und ich schloss kurz die Augen. Ich sammelte mich, ließ nicht zu, dass *er* über mich hinwegfegte wie ein Tornado.

»Ich kann mir die Aufzeichnung allein ansehen.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein.«

Salim nickte, setzte sich auf die Bank, an die gleiche Stelle, an der ich in einen bodenlosen Abgrund gefallen war. Er öffnete den Laptop und starrte auf den Bildschirm. Ohne mit der Wimper zu zucken, stellte er sich meiner größten Angst, er würde mich schützen, komme, was wolle. So war Salim. Das hatte das Leben aus ihm gemacht. Er hatte einmal die Entscheidung getroffen, seine Familie allein zu lassen, und hatte es bitter bezahlt. Noch einmal würde ihm das nicht passieren.

Ich beobachtete Salim, die verkrampfte Kiefermuskulatur, die tiefe Furche zwischen den Augenbrauen, die zur Faust verschlossene Hand, die auf der Tischplatte ruhte. Ich betrachtete ihn, während die Vergangenheit über sein Gesicht flackerte. Ich dachte daran, wie er in die Hütte gestürmt war. Jeden Winkel hatte er auseinandergenommen, jedes Brett vor den Fenstern untersucht, ehe er mich die Treppe hochgetragen und das Zittern weggeküsst hatte. Wärme breitete sich in meinem Bauch aus, als ich mir in Erinnerung rief, wie er Kaffee gekocht und mich gehalten hatte, weil unkontrollierbare Zwänge meinen Wahnsinn gespiegelt hatten.

Ich sah Salim genauer an, seinen dunklen Bart, seine fast schwarzen Haare, seine breiten Schultern, und ganz plötzlich hatte ich das Gefühl, dass mir etwas gehörte. Nicht Salim als Person, denn aus jeder Pore strömte seine Freiheit; nicht seine Liebe, die ruhte in der Vergangenheit, aber seine Zuneigung. Er schenkte sie mir ganz ohne Gegenleistung. Ich atmete tief durch, band mir die Haare zu einem kurzen Zopf im Nacken zusammen und

setzte mich neben ihn. Wie automatisch rutschte seine Hand vom Tisch, öffnete sich und legte sich warm auf meinen Oberschenkel.

Ich war bereit, und mein Blick wanderte von Salims Gesicht auf den Bildschirm. Erneut sah ich, wie der Schatten den Treppenlauf berührte, und es fühlte sich an, als hätte die Hütte mich verraten, weil sie das zugelassen hatte. Er lief hoch. Zu mir. Und wieder pochte mein Herz unerträglich stark, obwohl bereits geschehen war, was gleich geschehen würde.

Ich nahm Salims Hand, ließ sie los und nahm sie wieder. Er legte einen Arm um meine Schulter, und ich wünschte, er würde ihn wieder zu sich nehmen und noch einmal um mich legen.

Wir beobachteten, wie er die Treppe hochging, ich schluckte die Säure und den bitteren Kaffee runter und schloss die Augen, als ich seine Füße nicht mehr auf der Treppe sah, weil er in meinem Schlafzimmer angekommen war.

»Hast du oben auch eine Kamera?« Salim sprach so leise, als versuchte er, seine wahren Emotionen hinter dieser Ruhe zu verstecken. Ich nickte, wechselte die Einstellung, knackte mit den Knöcheln, kaute auf dem Fingernagel. Die Kamera war so angebracht, dass sie die Fenster über dem Bett im Blick hatte. Wir spulten zur richtigen Stelle, und als ich seinen Rücken sah, wie er sich langsam von unten ins Bild schob, würgte ich so heftig, dass ich aufsprang und mich in den Küchenmülleimer erbrach.

Salim war bei mir, streichelte meinen Rücken, und als ich fertig war, reichte er mir ein Glas Wasser, mit dem ich mir den Mund ausspülte.

»Du musst dir das nicht ansehen.«

»Doch. Doch, muss ich.«

Ich riss mich von ihm los, setzte mich an den Laptop und startete das Video erneut. Lauernd stand der dunkle Schatten vor meinem Bett, starrte auf meinen Körper, der irgendwo unter der dicken Decke verborgen war. Er bewegte sich nicht, berührte mich nicht, vergiftete die Hütte mit seiner Anwesenheit. Ich hatte keine Verletzung, keine Wunde, keinen blauen Fleck, also würde er mir nichts tun, und dennoch hielt ich die Luft an. Sein stummes Dastehen war schlimmer als jede Berührung, grausamer als jeder Schlag. Es war wie ein Tag bei meinen Eltern, wenn ich auf die Bestrafung wartete, es war wie ein Tag bei David, wenn ich darauf wartete, dass er nach Hause käme und ich wie immer alles falsch gemacht hätte.

Ich schluckte, Salim legte eine warme Hand auf meinen kalten Rücken, und als wäre das sein Startkommando gewesen, beugte auf dem Bildschirm

er sich zu mir, strich langsam über die Decke, ohne mich dabei zu berühren. Dann richtete er sich wieder auf, schob seine Hand in die Hosentasche und zog etwas heraus.

»Was ist das?«, fragte Salim, und legte den Kopf schief.

»Keine Ahnung.«

Er zog die oberste Schublade meines Nachttisches auf und legte es hinein. Dann schloss er sie wieder, drehte sich um und verließ die Hütte. Ohne es sich auch nur für den Bruchteil einer Sekunde anders zu überlegen, verschwand er zwischen den Bäumen.

Salim sah mich an und nickte.

Er schob sich aus der Essecke und ging nach oben, und in diesem Augenblick wusste ich, was er in die Schublade gelegt hatte. Ich fühlte nichts, als ich mein Handy nahm, die App öffnete und die Augen schloss.

»Ich weiß nicht, was das ist«, sagte Salim.

Ich öffnete die Augen.

»Das ist ein GPS-Tracker.«

»Von ihm?«

Ich nickte. »Er ist aus seinem Auto.«

Er hatte ihn gefunden und mir hinterlassen. Als Warnung, als Qual, als Folter. Ich drehte mein Handy zu Salim, zeigte ihm den blinkenden Punkt, der sich nicht mehr in Berlin befand, sondern direkt in diesem Haus. 0 von 0 Kilometern. David war hier. Jedes Quäntchen Sicherheit, das ich zuvor gespürt hatte, war eine Lüge gewesen.

»Okay, das reicht, Helena, wir rufen die Polizei.«

Ich nickte, hatte keine Kraft, zu widersprechen oder eine andere Lösung zu suchen, ich war zermürbt und ausgelaugt, bereit, Salim zu folgen, was auch immer er vorschlagen würde.

Meine Erschöpfung war so tief, dass ich in der Essecke saß und zu keiner Regung fähig war. Immer wieder sah ich David vor mir. Wie er mich beleidigt und beschämt hatte. Ich sah, wie dieser nachtschwarze Schatten vor meinem Bett stand und auf mich hinunterstarrte, wie er wissen musste, dass dieses Bild nie wieder aus meinen Gedanken verschwinden würde.

Und ich ließ ihn in meinen Kopf, ließ ihn in jeden Winkel meines Körpers und meiner Seele. Er machte sich breit, labte sich an meiner Angst und meiner Niederlage. Ich bekam nur am Rande mit, wie Anuk herüberkam, wie sie tobte und gegen einen Stuhl trat. Wie sie David

verwünschte und ihr Zopf wie ein wildgewordener Wasserschlauch um ihren Körper fegte.

Das alles fand keinen Halt in mir. Anuk hockte sich vor mich, aber ich sah sie hell und verschwommen, als befände sie sich auf der sonnigen Seite eines hauchdünnen Vorhangs und ich auf der anderen. Salim öffnete der Polizei die Tür, zwei Beamten betraten den Raum. Er schilderte, was geschehen war, ich bekam mit, wie er Davids Namen sagte, und schloss die Augen. Bevor die Polizisten Salim weiter befragen konnten, schoss Anuk wütende Salven auf sie ab und unterstellte ihnen kolossales Versagen. Sie erzählte, wie lange David uns schon terrorisierte, wie oft wir schon die Kollegen gerufen hatten und dass sie jeden einzelnen Beamten verklagen würde. Die Polizisten entschuldigten sich und baten darum, das Video sehen zu dürfen.

Was dann geschah, kam lediglich in düsteren Fetzen in meinem Kopf an. Das Video war weg. Man sah mich nur noch von Anuks Hütte nach Hause laufen, danach sprang das Video direkt zum nächsten Morgen, als Salim wegfuhr und Anuk ebenfalls die Lichtung verließ, um Pakete zur Post zu bringen. Anuk wertete dies als Beweis, wie gewieft David war, Salim verlor die Fassung, und die Polizisten versprachen, mit ihren Technikern zu reden.

Sie fragten mich irgendetwas, aber ich wusste nicht, ob ich antwortete oder ob meine Lippen sich tonlos bewegten.

Hierherzukommen hatte all meinen Mut erfordert. Mich aufzulösen und zu verschwinden war vermutlich das Folgenschwerste, was ich je getan hatte. Ich war zu Nichts geworden und hatte mich neu erschaffen. Die Hoffnung, die ich in diese Lichtung gesetzt hatte, hatte mich all die Wochen zuvor getragen und geleitet, und nun zerschlug er sie unter meinem verzweifelten Blick. Immer wieder sah ich ihn, wie er die Treppe zu meinem Schlafzimmer hochstieg, wie er an meinem Bett stand. Die Stimmen der Polizisten überlagerten sich, wurden zu einer monoton knarzenden. Ich blinzelte, sie waren da, blinzelte wieder, sie waren weg. Ich schloss die Augen, ließ die Wahrheit verschwimmen und die Gegenwart durch meine Finger rinnen.

Irgendwann drang die Stimme der beiden Polizisten wie durch einen Lautsprecher in meinen Kopf, und ich presste die Hände auf die Ohren und wollte nicht hören, was sie sagten. Doch dieser eine Satz verfing sich in mir und meinen Gedanken. Er hallte von allen Wänden und säuselte unablässig in meinen Adern.

Die Berliner Kollegen hätten David gar nicht groß befragen müssen, seine Freundin hätte sofort bestätigt, dass er die ganze Nacht über zu Hause bei ihr gewesen sei.

Etwas schrie in meinem Kopf, und ich war mir nicht sicher, ob ich es war oder meine Verzweiflung. Schon wieder war ich die Verrückte und David der besorgte Exfreund, der mit seiner Freundin eine ruhige Nacht verbracht hatte. Er war verliebt, hatte eine neue Freundin. In dieser Kaskade aus Fetzen und Lügen und Wahrheiten tauchte wieder dieser Satz auf: Das waren bestimmt Jugendliche aus dem Dorf, diese Rabauken, die gerne Streiche spielten. Die Tür war offen gewesen. Ich war die Verrückte. Niemand würde mir mehr glauben.

David war in Berlin.

Aber er war in meiner Hütte gewesen. Ich wusste es.

Und er würde wiederkommen.

Kapitel 39

Die Häkeldecken waren so absurd, dass ihre Anwesenheit mir unheilverkündend vorkam. Hatte Johanna, die Frau mit der Designerküche, tatsächlich ihr Leben damit verbracht, diese hässlichen Dinger herzustellen? Anuk saß in einem der Sessel, ihre Haare verfingen sich immer wieder in einem besonders großen blassrosa Stück auf der Lehne und zogen es Zentimeter für Zentimeter hinab. Salim saß auf dem Boden zu meinen Füßen, Earl Grey an seiner Seite. Sie waren bei mir. Die Lebenden und die Toten.

»Wie hat er es angestellt?« Anuk beugte sich vor, das Deckchen rutschte mit.

Salim versenkte die Finger in Earls Fell, zeichnete Kringel und Kreise darin. Das Verschwinden des Videos hatte dazu geführt, dass er an seiner eigenen Glaubwürdigkeit zweifelte.

»Lasst uns zwei Szenarien durchspielen.«

In Salims Stimme lag ruhige Vernunft, aber ich wusste, in seinem Kopf herrschte Chaos, das er sortieren musste. Er hatte eine Frau in sein Leben gelassen, die einen ganzen Koffer voller Probleme hinter sich herzog. Er hätte mich wegschicken, die Lichtung verlassen, das Haus verkaufen und vergessen können, was in diesem Sommer, in dieser kurzen Zeitspanne geschehen war. Aber das hätte bedeutet, erneut für etwas verantwortlich zu sein, das in seiner Abwesenheit geschah. Würde er gehen, würde er mich David und, was vielleicht noch viel schlimmer war, mir selbst überlassen.

Mit jedem Ausatmen schien ein Hauch Verstand meinen Geist zu verlassen. Anuk hatte mich nur aus der Starre befreien können, in die ich nach dem Video verfallen war, indem sie Erde aus dem Wald auf dem Küchenboden verteilt hatte. Meine Instinkte waren erwacht, ich hatte wie automatisch einen Eimer mit Wasser gefüllt und war schluchzend auf die Knie gegangen. Ich hatte geputzt und geputzt, und erst als die vertraute Leere in mir war, hatte ich es geschafft, Anuk und Salim ins Wohnzimmer zu folgen. Und hier saßen wir nun. Zerschlagen, zusammen und doch getrennt.

»Wieso zwei Szenarien? Wo zum Teufel nimmst du ein zweites her?«, fragte Anuk, denn sie stand auf meiner Seite. Bedingungslos. Sie wusste, wie es war, wenn dem Täter geglaubt wurde und dem Opfer nicht. Sie

wusste, wie es war, wenn man um die Worte ringen musste, die beschrieben, was einen zerbrochen hatte. Anuk würde nicht wanken. Niemals. Salim hingegen suchte nach Alternativen, um die Wirklichkeit erträglich zu machen.

»In dem einen Szenario überlegen wir, wie es möglich sein kann, dass David deine Überwachung ausgetrickst hat und in einer Nacht hunderte von Kilometern hierher und wieder nach Berlin zurückgelegt hat.«

Schweigen. Die Logik kratzte übers Holz.

»Und in dem anderen?« Meine Zähne mahlten aufeinander, ich hörte den Zahnschmelz krachen, meine Kiefer waren ineinander verhakt, Anuk war an die Sofakante gerutscht.

»Suchen wir nach anderen Erklärungen.«

Luft entwich zischend meinem, Anuks und Earls Mund, wir waren eins, wir waren die Wand, gegen die Salim redete. Anuk stand auf, ruckartig, aus jeder ihrer Bewegungen sprach Ablehnung.

»Was soll das für eine beschissene Alternative sein? Du hast dieses Video gesehen und weißt, dass es wahr ist.«

»Eine, die erklärt, wer sonst noch hinter all dem stecken könnte.«

»David. Wer sonst sollte den GPS-Tracker haben?«

Anuk blickte auf Salim hinab, stiller Triumph in ihrer Miene. Sie trug ein giftgrünes T-Shirt, auf dem ein schriller Kermit lachte. Ihre kurze Hose war zwischen ihren Beinen nach oben gerutscht. Eine Amazone, die für mich kämpfte.

Salim schüttelte den Kopf, geschlagen. »Ich weiß es nicht, Anuk.«

»Das Alibi ist ein Witz.«

»Ich weiß.«

»Er könnte es geschafft haben. Wenn er um zehn Uhr abends losgefahren ist, war er fünf Stunden später hier und fünf Stunden später wieder zurück.«

»Ja.«

»Er ist ein böser Mensch, er braucht keinen Grund, um hierher zu kommen und Helena zu quälen.«

»Nein.«

Die beiden führten meinen inneren Dialog, während in mir Stille herrschte. Die Hütte knarzte, Earl stand auf und legte mir schwanzwedelnd den Kopf aufs Knie. Ich sah ihn an, seine Augen leuchteten. Die helle Seite und die dunkle. Ich schüttelte mich, konnte nicht wegsehen, konnte nicht einmal die Hand heben, um ihn zu streicheln, seine Anwesenheit war mir

plötzlich zuwider. Ich blickte abwechselnd in seine Augen und auf meine reglosen Hände.

»Was bringt uns eine weitere Alternative?«

»Ich will nur nichts übersehen.«

»Helena!« Mein Name durchschnitt die Luft, traf mich unvorbereitet, ich blinzelte.

»Was denkst du?«

»Er ist es.« Ich umschlang mich, wiegte mich vor und zurück.

»Das reicht mir.« Sieg lag in Anuks Stimme.

Salim nickte, seine Schultern sackten hinab. Er würde weitersuchen. Und in diesem Augenblick fiel mir ein, was er mir vor kurzem erzählt hatte. Ein letzter Strohhalm, der bereits brüchig war, als ich ihn ergriff.

»Dein neuer Mitarbeiter.«

»Was ist mit dem?« Er blickte mich über die Schulter an, ich beugte mich vor.

»Wie gut kennst du ihn?«

»Ich habe eine Stelle ausgeschrieben, er hat sich beworben, wir haben ein paar E-Mails hin und her geschrieben und er war zum Vorstellungsgespräch bei mir. Ich habe ihn nicht von einem Privatdetektiv ausspionieren lassen.«

Dein Fehler, dachte ich.

»Weiß er, dass du hier bist?«

»Ja.«

»Weiß er, dass du hier neue Konzepte ausarbeitest?«

»Nein, woher auch? Helena, das ist absurd.«

Ich lehnte mich zurück, kaute den Gedanken durch, drehte ihn in meinem Mund von der einen Seite auf die andere, schlug die Zähne hinein und schob die Zunge durch.

»Selbst wenn er mich hier ausspionieren wollte, was er theoretisch getan haben *könnte* , woher sollte er das mit dem GPS-Tracker aus Davids Auto wissen? Und warum sollte er in deine Hütte einbrechen?«

Ich schwieg. Anuk warf sich in ihrem Sessel zurück, ein Bild von Johanna fiel um, dann noch eins. Die Erschütterung ging durch die Hütte, raste durchs Holz, zischte durch meine Muskeln.

»Zwei«, flüsterte ich so leise, dass ich mir nicht sicher war, ob der Wind geächzt oder ob ich gesprochen hatte.

Salim drehte sich um, Anuk blickte auf.

»Zwei. Was, wenn es ...«

Meine Gedanken überschlugen sich, ich tauchte auf, tauchte unter, verlor mich in Ideen, und als ich nicht mehr wusste, wo oben und unten war, sank ich zurück und ließ mich treiben.

Ich löse mich in zäher Dunkelheit auf, meine Haut schmilzt, meine Zunge tropft aus meinem Mund, meine Finger fließen auf den Boden. Ich bin nicht mehr Helena und auch nicht Juli, das Mädchen, dessen Name nicht mehr war als der Monat, in dem sie geboren wurde. Ich bin Zwei. Immer zweimal. Stumm schaue ich zu, wie das Wohnzimmer sich auflöst, wie sich Salim und Anuk biegen, als wären sie heißgewordenes Wachs. Meine Gedanken sind klebrige Fäden. Ich packe die Stränge, löse die Knoten, zwänge mich dazwischen, sehe immer mehr, jetzt da ich sie entwirrt habe.

Zwei Angriffe auf Anuk: der Aschenbecher und die Hühner. Zwei auf mich: die Zitrone und der Einbruch.

Einer auf Salim: die Scheibe seines Wohnzimmerfensters.

Einer fehlt noch. Zwei, immer zweimal.

Salim bedeutet mir etwas. Viel sogar.

Mir wurde schon einmal der wichtigste Mensch in meinem Leben genommen. Und es gibt jemanden, der eine alte Rechnung mit mir zu begleichen hat, weil ich alles zerstört habe. Vier taumelt in meine Gedanken und wieder heraus. Könnte er es sein? Ich habe ihn des Mordes beschuldigt. Aber er wurde freigesprochen. Ich bin keine Gefahr für ihn. Oder?

Ich kann nicht denken, lasse mich in die Schwärze fallen wie in einen kühlen Pool an einem warmen Sommertag.

Lange, sehr lange lasse ich mich treiben.

Ich möchte nicht mehr zurück. Wer auch immer mich quält, hat mir den letzten Ort auf dieser Welt genommen. Wenn ich nicht auf die Lichtung zurück kann, wohin soll ich dann? Was bleibt mir?

Ich schließe die Augen.

Kapitel 40

Mir fällt auf, dass die Abschnitte länger werden.

Ich bin länger im Wald als in dieser düsteren Realität.

Ich muss mich entscheiden, in welche Welt ich gehöre. Die Lichtung mit all ihren Schrecken, oder das Nichts mit seiner trägen Endgültigkeit.

Heute nicht. Heute entscheide ich mich nicht.

Kapitel 41

Meine Augen bleiben zu.

Ich gebe auf.

Ich bin müde, meine Muskeln haben sich zusammengezogen, mein Blut rinnt durch meine Adern. Ich frage mich, ob ich mich aus diesem Zustand erlösen kann. Ob mich jemand anderes erlösen wird.

Ich sehne mich nach einem stillen Nichts, in dem meine Gedanken endlich schweigen.

Ich will zum Ende vorspringen.

Zum Ende von allem.

Kapitel 42

Ich schreie.

Lehne mich gegen das Nichts, stemme meine Schulter hinein, will es brechen und zerschlagen. Das bin nicht ich. Ich bin nicht schwach, meine Familie lässt sich über Jahrhunderte zurückverfolgen, wir haben noch nie aufgegeben.

Ich werde nicht die Erste sein. Ich zerre und reiße an meinem Geist. Und als ich glaube, beim Versuch, mich hinauszuzwängen, zu verglühen, schaffe ich es. Das Licht ist hell, so hell, dass ich blinzeln muss. Doch dann spüre ich den Wind auf meinem Gesicht. Ich strecke die Arme aus, werfe den Kopf in den Nacken, lasse den Wald und den Wind in mich hinein, stehe einfach nur da. So wie Salim. Sorgenfrei. Nur einen Augenblick.

Dann schnappt mein Kopf zurück, die Sonne versinkt hinter den Bergen, der Wind dreht, die Nacht kommt und mit ihr die Kreaturen, die sich bisher im Dickicht des Waldes versteckt hielten.

Ich bin bereit.

Kapitel 43

Das Leben nach dem Einbruch war ein schlechtes Duplikat des vorherigen. Wir lebten in einer Warteschleife, die mit jeder neuen Runde an Kraft verlor. Seit fünf Tagen war nichts mehr geschehen, als wäre dies die letzte Warnung eines Mannes gewesen, der mir zeigen wollte, dass er mich überall finden würde.

Anuk bestand darauf, dass ich nicht allein blieb. Tagsüber saß ich in ihrem Wohnzimmer, nachts schlief Salim bei mir. Weil die Tage Anuk gehörten und die Nächte Salim. Während wir uns liebten, uns hielten, redeten, schliefen, spürte ich Salims Verunsicherung und Zurückhaltung. Sie bildeten einen haarfeinen Riss in unserer Gemeinschaft. Unsere Mahlzeiten verliefen schweigsam, unsere Gespräche zäh, weil es Themen gab, über die wir nicht redeten – wenn wir drei zusammenkamen, befand sich ein Schatten im Raum. Dabei äußerte Salim keinerlei Zweifel, aber ich spürte sie in dem, was er nicht sagte. Das Unausgesprochene zerriss uns, trieb eine Kerbe in unseren Kreis. Er wusste nicht, was er glauben sollte. Das, was er gesehen hatte, oder das, was die Fakten sagten. Er konnte nicht annehmen, dass David so teuflisch war, konnte seine Psychospielchen nicht greifen. Doch trotz all seiner Vorbehalte kam Salim jede Nacht. Anfangs saß er unter mir, wir redeten, wir schwiegen. Es gab keinen Rhythmus, nur Stimmungen.

Die Angst war in unsere Hütten eingezogen, aber wir trotzten ihr. Ich war darauf vorbereitet, denn ich hatte immer gewusst, dass David mich finden würde. Jeder andere Gedanke wäre eine gefährliche Ablenkung gewesen. Er war es. Und während die beiden anderen zunehmend aufatmeten, weil sie hofften, das Schlimmste überstanden zu haben, war mein Innerstes nach wie vor verkrampft. Ich kannte David. Besser als jeder andere.

Wann immer Anuk in ihre Strampler vertieft war, überwachte ich ihn. Ich war wie besessen von seinem Anblick und seiner Stimme. Wollte meinen Namen aus seinem Mund hören, wollte seine Haut und sein vertrautes Gesicht sehen, wollte unbedingt wissen, wann er sich in Bewegung setzen würde, denn er würde versuchen, mir zu nehmen, was mir am Wichtigsten war. Das, was ich hier an diesem gottverlassenen Ort gefunden hatte. Freiheit, Verbundenheit, Zuneigung, Salim und Anuk.

Eine Attacke stand noch aus, dessen war ich mir sicher.

Ich hatte das Muster zuerst nicht erkannt, weil es meine Normalität war. Duplizität bestimmte meinen Alltag und nun auch meine Angst.

Vielleicht sollte ich gehen. Dann wäre Salim in Sicherheit.

Aber wie lange sollte ich mich immer wieder auflösen? Würde es irgendwann einen Punkt geben, an dem ich mich nicht mehr zusammensetzen konnte? Das konnte ich nicht zulassen. Ich musste mich entscheiden.

Kämpfen oder untergehen.

Im Endeffekt würde alles darauf hinauslaufen, wie stark ich war. Salim und Anuk waren für mich da, aber ich war doch auf mich gestellt. Auf die Polizei setzte ich erst gar nicht. Wir hatten sie mittlerweile so oft gerufen, dass wir als Spinner galten.

Wir verschanzten uns immer tiefer in uns, weil niemand außer uns die Wahrheit sah, weil niemand außer uns auf dieser Lichtung stand und bemerkte, dass es immer dunkler wurde.

Unter mir knirschte es.

»Guten Abend.«

Ich schluckte. Nächste Woche würde Salim gehen. Er hatte bereits angefangen zu packen. Er würde Anuk und mich zurücklassen. Für beinahe ein Jahr. Dreihundertdreiundzwanzig Tage, in denen ich auf der Lichtung umherwandern würde, ohne seine offenen Schnürsenkel und seine weißen T-Shirts zu belächeln. Dreihundertdreiundzwanzig Nächte, in denen ich allein sein würde. In denen mir Salims Stimme fehlen und seine Arme mich nicht halten würden.

»Hallo.« Ich wollte mich nicht verabschieden, wollte ihn nicht zum Bleiben überreden. In mir tosten Worte, die es nicht über meine Lippen schafften.

»Was hast du heute so gemacht?«

Nachdem ich Anuk überredet hatte, dass ich die Ruhe meiner Hütte zum Arbeiten brauchte, hatte ich David beobachtet. Jede Sekunde des Tages. Ich war noch nicht einmal duschen gegangen und hatte nichts gegessen.

»Ein bisschen gearbeitet.«

»Wie läuft es?«

»Gut.«

»Der Start in die Selbstständigkeit ist ja meistens ein wenig holprig.«

»Bei mir nicht.«

»Wenn du Hilfe brauchst, melde dich.«

»Mach ich.«

Der Wind hielt die Luft an. Seltsame Stille lag über dem Wald, selbst die Vögel zwitscherten anders, schneller, abgehackter, als würden sie den Wind rufen, der sie in den Himmel trüge.

»Ich will nicht gehen.«

Aber er würde. Salim würde kommen und gehen wie der Wind.

»Keine Sorge. Anuk und ich kommen klar.«

Mein Blick fiel auf meinen Laptop, David lief durchs Bild. Er war in Berlin. Und doch hier. Ich unterhielt mich mit Salim, während ich David ansah. Die Verknüpfung der beiden Männer wuchs zu etwas Groteskem heran. Sie hatten mich beide berührt, innerlich wie äußerlich. Ich hatte mit beiden das Bett geteilt. Zärtlich und mechanisch. Sie waren Gegensätze. Salim wild und frei und gut, David kontrolliert und streng und in manchen schlimmen, schlimmen Momenten so liebevoll, dass er mich damit an sich gebunden hatte. In meinen Gedanken zupfte ich Salim und David auseinander, die beiden hatten nichts gemeinsam außer mir.

Aus Salims Kehle drang ein undefinierbares Geräusch. Ein gutturaler Laut, der alles sein konnte.

»Du kannst von überall arbeiten, Helena. Ich verstehe nicht, warum du bleibst.«

»So wie du die Nächte im Wald benötigst, um deine Geister zu zähmen, brauche ich diese Hütte und diese Lichtung. Nur hier finde ich die Kraft weiterzumachen.«

Ich konnte nicht mehr weglaufen, denn mit jedem Schritt wuchs die Gefahr, wieder zu David zurückzukehren. Wer in Bewegung war, konnte die falsche Richtung einschlagen, und ich traute mir in dieser Hinsicht selbst nicht. In dieser Hütte war ich verankert, Johanna würde mich nicht gehenlassen, und die Erinnerungen, die Salim und ich in den verschiedenen Räumen gebildet hatten, hielten mich.

»Lass mich für dich stark sein. Wir machen zusammen weiter.«

»Ich bin schon zu oft gegangen.«

Meine Stimme war so matt, als hätte sie die Melodie verloren, aber meine Worte zeugten von Kampfeslust.

»Kann ich reinkommen?«

Ich blickte auf den Laptop, Davids neue Freundin versetzte meinem Herzen einen Stich, als sie in einer Imitation meiner Vergangenheit still und blass durchs Bild schlich. Ich wollte ihr zurufen, dass sie gehen solle, dass

er sie niemals glücklich machen würde. David band uns gleichermaßen an sich. Sie an dieses Haus, mich an diesen Laptop, an die Kameras, an die Überwachungssysteme, die ich benutzte.

»Ja.«

Ich klappte den Laptop zu, ließ David zurück, öffnete die Tür und umarmte Salim. Seine Wärme schlang sich um meine Kälte, seine Zuversicht, seine Zuneigung schoben sich unter meine Haut. Wir sprachen lautlos miteinander, als unsere Lippen sich berührten, wir verflochten uns ineinander, als unsere Fingerspitzen unter Kleidung schlüpften, wir erzählten uns alles, was Worte nicht konnten, als wir ineinander waren. Und als wir schwer atmend nebeneinander lagen, verstummten unsere Geister, und für einen Moment gab es nur uns.

»Kommst du wirklich erst nächstes Jahr wieder?«

Es war schön mit ihm. Zu schön, als dass ich es hätte aufgeben wollen. Sollte er sich jedoch gegen die Lichtung, gegen Anuk und mich entscheiden, würde ich daran nicht zerschellen, denn ich war stark geworden.

»Eigentlich schon. Jetzt weiß ich es nicht ...«

Sein offenes Satzende war eine Einladung, ihm meine Wünsche mitzuteilen, und weil die Nacht heute schwieg, weil kein Wind sich gegen das Haus presste, weil Johanna irgendwo unterwegs war, weil Earl Grey unten schlief und nur Salim Zeuge meiner Wünsche war, flüsterte ich: »Bitte. Bitte komm zu mir, wann immer du kannst.«

Salim nickte in die Dunkelheit und die Bedeutung meiner Worte hinein. Ich revidierte nichts, ich spielte nichts herab, denn das war es, was ich mir wünschte. Ruhige Einsamkeit im Wald und Salims Wärme. Wir hatten keine Verpflichtungen. Wir waren frei in unseren Entscheidungen. Wir hatten Möglichkeiten. Die größte Freiheit.

»Ich hole uns was zu trinken.« Ich richtete mich auf, doch Salim hielt mich zurück.

»Ich gehe.«

Denn trotz allem – trotz seiner Zweifel, trotz seiner Vernunft, trotz seinem Glauben, dass wir alles hinter uns hatten, stellte er sich vor mich.

»Nein, ich muss eh auf die Toilette.«

Ich schlug die Bettdecke zur Seite, deckte mich wieder zu und stand schließlich auf. Meine Füße tapsten durch das ungewohnt stille Haus. Earl

lag vor der Tür, hob leicht den Kopf und wedelte kurz mit der Rute, ehe er wieder zu Boden sank und weiterschlief.

Ich lief den Flur entlang, durchlebte Johannas Jahreszeiten und ging ins Bad. Während ich auf der Toilette saß, hielt ich die Augen halb geschlossen, Müdigkeit lag wie ein Schleier vor meinem Geist. Eine Fruchtfliege landete auf meiner Nase, und ich schlug sie weg. Ich fühlte mich zu müde und zu träge zum Aufstehen. Erneut wedelte ich eine Fruchtfliege weg und dann noch eine. Mir kam der Gedanke, dass Fruchtfliegen nicht ins Badezimmer gehörten, sondern in die Küche. Ich zog meinen Slip hoch, spülte und wusch mir die Hände. Währenddessen folgte mein Blick den kleinen Tieren. Sie summten um mich herum, erhoben sich in die Stratosphäre des Badezimmers, schwirrten an der Decke, ehe sie langsam wieder nach unten flogen. Ich beobachtete sie, dachte, das Badezimmer müsse ein unendliches Universum für sie sein, als mir klar wurde, dass ihre kleinen Herzen sich beruhigen mussten. Ich hatte sie aufgescheucht, sie durch den Luftzug, den meine Beine verursacht hatten, durcheinandergewirbelt. Ich stand still, atmete ganz flach und sah zu, wohin sie fliegen würden. Sie setzten sich auf den Rand der Badewanne, ruhten sich aus, zuckten mit den winzigen Flügelchen und setzten sich dann wieder in Bewegung.

Salim rief meinen Namen.

Sie flogen tiefer, immer tiefer, Richtung Boden. Dort gab es nichts zu essen für sie. Das ergab keinen Sinn. Mit angehaltenem Atem ging ich langsam in die Hocke, bis meine Knie die kalten Fliesen berührten.

»Wo fliegt ihr hin?«

Ich bewegte nur meine Lippen, kein Ton verließ meinen Mund. Salim rief mich erneut. Fruchtfliegen gehörten nicht ins Badezimmer. Ihre Anwesenheit war ein Störfaktor, ein Hinweis.

Ich presste meine Hände auf den Boden, beugte mich weit hinab, als würde ich Yoga machen. Meine Stirn berührte den Boden, ich legte den Kopf ab, atmete nicht. Ich beobachtete, wie die Fliegen sich auf die lose Fliese setzten, dann krabbelten sie blitzschnell zu einer Ecke und verschwanden dort in einer Ritze.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, meine Finger zitterten, und ich bildete mir ein, ein Surren hinter der Fliese zu hören, als würden die Flügelschläge dieser winzigen Tiere die Hütte zum Beben bringen. Ich streckte den Zeigefinger aus, pulte an der Fugenmasse, die Fliese neigte sich, eine Ecke

rutschte nach innen, die andere verkantete sich. Ich zog, Salim rief, seine Schritte hallten auf der Treppe. Ich nahm meine andere Hand zu Hilfe, zog an der Fliese, Fruchtfliegen schwärmten dahinter hervor, ich ließ die Fliese los und wedelte sie zur Seite.

Dann zog ich noch einmal, und in der Außenwand der Wanne kam ein klaffendes Loch zum Vorschein. Salim stand in der Tür.

»Was machst du da?«

Ich gab keine Antwort.

Salim ging in die Hocke, lugte in das dunkle Loch.

»Was ist da drin?«

Seine Stimme grollte in meiner Brust.

»Ich weiß es nicht.«

»Warum zerlegst du mitten in der Nacht das Bad?«

»Da kamen Fruchtfliegen raus.«

Eine schwache Antwort, ich blinzelte.

Salim zuckte mit den Achseln, streckte seinen Arm aus und griff hinein. Ich packte seinen Unterarm, wollte ihn rausziehen aus diesem dunklen Schlund, aber ich tat es nicht, stattdessen klammerte ich mich an ihm fest.

»Uh, da ist irgendwas Glitschiges drin.«

Mein Magen rebellierte.

»Ich hole es jetzt raus.«

Ich schnappte ein Handtuch, breitete es auf dem Boden aus und starrte darauf. Nicht auf Salims Hand, nur auf das Handtuch. Und dann landete ein grünlich schleimiger Klumpen darauf, Salim schüttelte sich, stand auf und wusch sich die Hand. Ich starrte dieses Etwas an.

»Was ist das?«

Salim hatte zu sehr darauf geachtet, wie es sich anfühlte, hatte dem Ekel mehr Beachtung geschenkt als seinen Augen. Ich hingegen wusste, was dort lag. Ich stand auf, wirbelte herum, atmete so heftig, dass sich mein Oberkörper krümmte.

»Eine Zitrone.«

Salims Haut wurde blass, seine Augen riesig.

Ich trat über das Handtuch, der enge Raum nahm mir die Luft zum Atmen. Ich ging in die Hocke, griff erneut in den Schlund und ertastete weiter hinten etwas glattes, kühles. Ich zog es heraus, legte es auf das Handtuch.

Ein Aschenbecher. Schweres Kristall, filigrane Gravuren, ein fehlendes Stück.

»Oh Gott.«

Salim trat von einem Bein aufs andere, er sah aus, als würde er tanzen, dabei wankte er. Wir wussten beide, was zu tun war. Erneut beugte ich mich hinab, griff in das Loch, die Fliegen tanzten um mich herum, etwas Scharfes schnitt mir in die Haut, während meine Finger sich um etwas runzliges schlossen. Meine Haut platzte auf, aber ich klammerte mich an die beiden Gegenstände und zog sie heraus.

Eine kreisrunde Glasscheibe.

Ein vertrockneter Hühnerkopf.

Ich krabbelte aus dem Bad, drückte mich gegen die Wand im Flur und presste mir die Hand vor den Mund. Blut tropfte mir übers Kinn.

Salim keuchte. »Er war noch einmal hier. Er war schon oft hier.«

Ich nickte und schüttelte den Kopf. »Wie hat er das gemacht?«

Ich presste meine Hand gegen die Brust, hielt so mein Herz in Schach.

Denk nach , Helena.

Das war nicht meine Stimme in meinem Kopf. Es war die von Johanna. Die von Eins, die vom Bauarbeiter, der hier gestorben war, Fidas. Sie alle sahen etwas, dass sich mir entzog ...

Ein Gedanke.

»Die Kameras. Ich hätte es sehen müssen, wenn er in letzter Zeit hier gewesen wäre.«

Salims Blick fiel auf die schimmlige Zitrone, auf die sich sofort die Fruchtfliegen gestürzt hatten. »Also liegen die Sachen schon länger hier.«

»Vermutlich.«

Ich schloss die Augen. Die Stille heute. Die Stille der letzten Tage. Er bereitete sich vor.

»Es fühlt sich an, als wäre er fertig.«

Irritiert sah ich Salim an, konnte nicht verstehen, wie wir zu so unterschiedlichen Schlussfolgerungen gekommen waren. »Was meinst du?«

»Ich weiß nicht. Er hat dir all das hinterlassen, um dir klarzumachen, dass er weiß, wo du bist. Aber er hat dir nichts getan, obwohl er es hätte tun können. Und dass er dir den GPS-Tracker hinterlassen hat ... Vielleicht möchte er dir sagen, dass ...«

Salim beendete den Satz nicht, wich meinem Blick aus.

»Was? Was will er mir sagen?«

»Vielleicht möchte er dir sagen, dass du ihn in Ruhe lassen sollst.«

Seine Worte waren wie ein Schlag. Ich stand auf.

»Das meinst du nicht wirklich.«

»Vielleicht denkt er in seinem verqueren Weltbild, dass du ihn ... nun ja belästigst.«

»Er hat mir wehgetan.« Innerlich und äußerlich, überall.

Salim hob die Hand, seine dunklen Augen fixierten mich. »Ich weiß, und ich glaube dir. Aber du warst immer wieder bei der Polizei, die ihn daraufhin befragt hat.«

Ich nickte. »Ja.«

»Du bist hierhergezogen, und er hat eine neue Freundin.«

Übelkeit zog sich durch meine Eingeweide, als ich an das mausgraue Mädchen dachte, das meinen Platz eingenommen hatte.

»Du überwachst ihn, und er hat es herausgefunden. Vielleicht denkt *er* , dass *du* keinen Abschluss findest.«

Ich beugte mich vornüber, presste mir die Hand gegen die Stirn. »Das ist absurd.«

»Aber du überwachst ihn.«

»Ja! Damit ich weiß, wo er ist, damit ich weiß, wann er sich aus Berlin bewegt, damit ich weiß, ob er mich sucht, damit ich weiß, ob er kommt.«

Selbst in meinen Ohren klang das bedenklich, und ich hob den Blick, um in Salims Augen etwas zu sehen, dass seine Meinung über mich revidierte, aber da war nichts. Ich schnaubte. Wieder einmal hatte David es geschafft. Mich isoliert. Er hatte gewonnen in diesem perfiden Spiel, das er beherrschte, während ich es noch übte.

Salim zog sein Handy aus der Tasche seiner Jogginghose, das Licht aus dem Badezimmer flimmerte auf seiner nackten Brust. Er entsperrte es, tippte auf dem Display rum, ehe er innehielt und mich ansah.

»Wen rufst du an?«

»Die Polizei.«

Weil Salim so war. Weil er rechtschaffen war und sich niemals gegen die Regeln auflehnen würde. Ich schwieg, sah ihn kurz an und betrachtete dann die Vergangenheit, die sich auf dem Badezimmerboden tummelte.

»Was wirst du ihnen sagen?«

Er schwieg, ehe seine Augen sich weiteten und er verstand.

Die Polizei würde mich verdächtigen. Mich. Davids Doppelsieg.

»Du würdest mich ihnen ans Messer liefern.«

»Das ist Unsinn«, sagte Salim, aber seine Stimme klang hölzern, das Handy erlosch und wir standen im schwachen Schein des kleinen Badezimmerlichtes.

»Erklär es mir, Helena. Ich verstehe ihn nicht, ich verstehe eure Dynamik nicht. Du denkst, dass David seit Wochen hier ein- und ausgeht, wie es ihm passt. Warum? Warum tut er dir nichts an?«

»Weil es ihm nie um das Körperliche ging.«

David war mehr als körperliche Gewalt, er war das Einnisten von Schwärze. Jeder schlechte Gedanke keimte aus seiner Anwesenheit, jedes düstere Gefühl hatte seinen Ursprung in ihm.

»Was will er dir mit diesem ganzen Zeug sagen?«

Salim wedelte mit der Hand Richtung Badezimmer.

»Dass er hier ist.«

Dass er immer hier war. Dass ich niemals frei war. Mehr nicht. Das reichte. Salim lehnte sich an die Wand, ich schmiegte mich an ihn, er legte einen Arm schützend um mich.

»Ich kann nicht gehen.«

Aber seine Stimme verriet etwas anderes. Er war bereits gegangen. Mittlerweile gab es in seinen Gedanken mehrere Versionen, mehrere Theorien. In allen war David der Böse, aber in der Neuesten gab David mich frei, und ich krallte mich an ihm fest. Salims Bart kratzte auf meiner Kopfhaut, sein Körper, an dem der Wald und der Wind und die Sterne hafteten, fühlte sich steif und unnachgiebig an.

»Doch.«

Ich drückte mich von ihm weg, Salim folgte mir ins Wohnzimmer. Was ich jetzt brauchte, war Distanz. Um zu sehen. Um in mich hineinzuhorchen. Salim schaltete das Licht an, Earl trottete zu uns, sprang auf einen Sessel und ließ sich gähnend darauf nieder. Ich war nicht hierhergekommen, um mich von Salim beschützen zu lassen. Ich war gekommen, um ein Ende zu finden. Um Alleinsein zu können. Auch ich ließ mich auf einem Sessel nieder, nahm eine Decke und zog sie über meine nackten Beine.

»Ich war viele Jahre mit David zusammen, und wenn ich eins gelernt habe, dann, dass man ihn nicht gewinnen lassen darf. Du darfst deine Entscheidungen nicht seinem Willen beugen, ich darf mein Verhalten nicht mehr ihm unterordnen. Ich bin in diese Hütte gezogen, weil ich untertauchen wollte, stattdessen ist diese Lichtung nun der Ort, an dem ich

mich ihm stellen werde. Wenn er merkt, dass er mir nichts mehr anhaben kann, wird er das Interesse an mir verlieren.«

»Glaubst du?«

Glaubst du *mir* , wollte ich sagen, doch stattdessen antwortete ich mit: »Ja.«

Ich hoffte es. Ich hoffte es mit allem, was in mir war.

»Als ich auf diese Lichtung gekommen bin, war ich das erste Mal in meinem Leben Jemand. Ich war Helena mit Wünschen, Träumen und Hoffnungen, und ich lasse nicht zu, dass David mir das wieder nimmt.«

Ab jetzt würde ich alles, was mich zu vernichten drohte, in Stärke verwandeln. Man konnte mich nicht mehr schwächen, weil ich es nicht mehr zuließ. Ab jetzt würde ich niemandem mehr diese Macht über mich gewähren.

»Was ist das?«

Salim beendete abrupt seinen Streifzug durch mein Wohnzimmer und blieb vor dem kleinen Tisch stehen, auf dem mein Laptop stand. Und die Ausdrucke sämtlicher Informationen, die ich über ihn und Anuk zusammengetragen hatte.

Mein Herz schlug hart gegen die Rippen, ich öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Vor zwei Minuten hatte Salim mir im Prinzip vorgeworfen, ich würde David stalken, und jetzt das.

»Ich musste auf Nummer sicher gehen.«

Meine Stimme war leise. Egal, was ich sagen würde, es klänge wie eine Ausrede.

»Wie bist du an meine Kontoauszüge gekommen?«

Ich schloss die Augen. Schwieg. Wo sollte ich anfangen? Ich hatte uns schützen wollen. Uns alle.

Papier raschelte.

»Da sind Fotos von meiner Familie. Und von Anuks Exmann.«

Papier fiel zu Boden. In einer geräuschlosen Endgültigkeit.

Salim stütze beide Arme auf der Armlehne ab, ich spürte, wie sein Gewicht das Polster nach unten drückte. Ich öffnete die Augen, klammerte mich an meinen Beschluss, dass ich ab jetzt bestimmte, was in mein Innerstes gelangen würde.

»Was hattest du damit vor?«

Salim war mir nah, zu nah. Ich schob ihn weg, stand auf, brauchte Raum und Ruhe. Als ich das Sofa umrundet hatte, sah ich Salim endlich in die

Augen.

»Ich musste mich schützen.«

»Vor mir?«

»Vor etwas, dass du mitgebracht haben könntest.«

»Woher?«

»Aus der Vergangenheit.«

Denn von dort kam alles. Das Gute und das Schlechte. Fundamente und Ruinen.

»Du bist zu weit gegangen. Wir haben dir alles erzählt, waren immer offen und ehrlich zu dir. Du hättest uns fragen und vor allem glauben können.«

Salim war wütend. Sehr sogar, denn in seiner Welt funktionierte es, Fragen zu stellen und sich auf die Antworten verlassen zu können. In meiner nicht. Zu keinem Zeitpunkt meines Lebens hatte ich mich auf andere verlassen können. Ich hatte mich immer um mich selbst kümmern müssen. Für Salim zählten Vertrauen und Glaube und das Gute und die Liebe und Gott. Ich war die Umkehrung all dessen. Aber ich würde mich nicht entschuldigen. Keine verfickte Millisekunde meines Lebens hatte er erlebt. Ich sah ihn an, schluckte die Worte hinunter. Mit einem Mal wollte ich, dass er ging. Ich wollte mir beweisen, dass ich auch ohne seine Stimme in der Nacht und seinem Körper in meinem Bett auf der Lichtung überleben konnte.

Vielleicht hielt er mich für paranoid. Er konnte mir vorwerfen, ihm nicht zu vertrauen und ihn zu hintergehen. All das. Und noch mehr.

Aber das war mein Leben. Ich war dafür verantwortlich.

Und ich würde es mir nicht nehmen lassen.

Nicht mehr.

Kapitel 44

»Ab jetzt sind wir wohl auf uns gestellt.«

Anuks Arme waren fest vor der Brust verschränkt, ihre Handflächen auf die Seiten ihrer Brüste gepresst und ihre Daumen stachen aus den Achseln heraus wie fleischige Dornen. Der Anblick des wegfahrenden Salims war der fahle Geschmack im Mund, wenn man morgens aufwachte. Es war all das Ungesagte, all das Gedachte. Wir hatten uns nicht im Guten getrennt, waren schweigend auseinandergegangen. Aber für manches gab es keine Erklärung.

»Es ist okay.«

Ich wusste selbst nicht, was ich damit sagen wollte. Meine Stimme war wie ein Feldweg, auf dem meine Worte entlangpolterten. Anuk grunzte und schnaubte, verstand mehr als ich.

»Wollen wir was trinken?«, fragte sie.

»Nein, danke. Ich muss noch arbeiten.«

»Als ob uns das in den letzten Wochen jemals abgehalten hätte.«

Trotz meiner Bestrebungen, David nicht zu sehr in mein Leben zu lassen, wollte ich keinen Alkohol mehr trinken. Ich wollte zu jeder Zeit Herrin über meinen Verstand sein.

»Heute hält es mich ab.«

»Kommst du nachher zum Essen?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Anuk legte den Kopf schräg, schürzte die Lippen und musterte mich. Ihre schlammfarbenen Augen sahen zu viel und doch nicht mein Innerstes.

»Langsam kommst du hier an.«

Nun zog ich die Stirn kraus.

»Wie bitte?«

»Du wirst zum Wald.«

Ich fuchtelte mit den Armen, um zu zeigen, dass sie keine Äste waren. »Wie kann ich zu einem Wald werden?«

»Du sagst deine Meinung. Vor ein paar Wochen noch wärst du zu mir gekommen, ganz gleich ob du Lust gehabt hättest oder nicht. Gefällt mir. Pass nur auf, dass du nicht zu Johanna wirst. Das Miststück ist hier noch irgendwo.«

Sie blickte in den Wald, zu meiner Hütte, blähte die Nasenflügel und drehte sich dann um. Ich lief über die Lichtung, versuchte, den Kopf auszuschalten und zu funktionieren. Ich wollte nicht denken. Einfach nur machen.

Tür öffnen, zumachen, öffnen.

Kaffee machen, Laptop aufklappen, David beobachten.

Essen, zögern, David beobachten.

Auf die Veranda gehen. Strecken.

Zögern, arbeiten, David beobachten.

Zögern, zögern, Salim beobachten.

Er war mir zu wichtig, als dass ich ihn schutzlos lassen würde.

Essen, lesen.

Nach oben gehen. Mit Johanna reden. Schlafen. Aufstehen. Den Tag wiederholen. Noch mal. Und noch mal.

Ich versuchte, mein eckiges Leben zu einem Kreis werden zu lassen, der sich unaufhörlich drehte, ohne an sich selbst hängen zu bleiben. Bewegung war besser als Stillstand, auch wenn sie nicht zwingend Fortschritt bedeutete.

Salims Abwesenheit hatte dazu geführt, dass unsere Konstellation aufgebrochen war. Mir fiel auf, in welchem Ausmaß er auf mich gewirkt hatte. Er hatte jenen Teil von mir hervorgelockt, der unbefangen war, hatte jahrzehntealte Verspannungen gelockert. In seiner Gegenwart hatte sich das Leben wie Durchatmen angefühlt. Sein Fehlen hinterließ eine Lücke, die ich mit Schweigen füllte. Wenn Anuk und ich zusammen waren, agierten wir in einer veränderten Dynamik. Mich störten plötzlich Dinge an Anuk, die in Salims Anwesenheit irrelevant gewesen waren. Ihr ohnehin fragwürdiges Essen ekelte mich an, ihre krümelige Küche störte mich, und wenn sie mit dem Gabelzinken zwischen den Zähnen nach Essensresten pulte, drehte sich mir der Magen um. Anuk war nun Anuk ohne Salim, und das war eine gänzlich andere Person.

Entweder das, oder ich wurde tatsächlich zu Johanna. Ich hatte mich in den letzten Tagen weiter durch ihre Sachen gewühlt, hatte ohne Scham Tagebücher gelesen, Fotoalben betrachtet und ihre Kontoauszüge studiert. Nicht, weil mich irgendwelche Summen interessiert hätten. Nein, mich trieb eher die Frage um, wofür sie Geld ausgegeben hatte. Ihre Hütte und ihr Geist hatten in den letzten Tagen und Wochen zu mir gesprochen. Ihre

Häkeldecken, ihre Sofas, die alle unterschiedlich stark durchgesessen waren, aber niemals mehr als eine Person beherbergen konnten, lieferten mir viele Informationen über Johanna. Das, wofür sie Geld ausgab, zeugte jedoch von einem Leben außerhalb dieser Hütte. Von einer Interaktion mit der restlichen Welt, und die wollte ich ergründen.

Es gab Buchlieferungen. Mehrere im Monat, zu viele im Jahr. Aber sie hatte auch sehr viel Geld gespendet. Ihre Eltern waren wohlhabend gewesen, doch statt ein komfortables Leben in der Stadt zu führen, hatte sie sich in den Wald zurückgezogen und das Geld an verschiedene Organisationen gespendet. Dann war da ihre neue Küche, die sie einen unfassbaren Batzen gekostet hatte, ihre Hinterlassenschaft aber trotzdem kaum schmälerte. Ich googelte ihre Familie und stellte fest, dass die Linie ihrer Mutter während des Kaiserreichs in der Hochphase der Industrialisierung vermögend wurde. Nicht immer waren die Abläufe sauber gewesen, Kriegsgefangene hatten in den Fabriken geschuftet, und es schien, als wollte Johanna sich von ihrer Familie distanzieren.

Sie war ein Mensch der Gegensätze gewesen. Einsam und kratzbürstig, aber auch literarisch interessiert, weltoffen und großzügig. Nachdem ich die Kontoauszüge durchgegangen war, nahm ich mir endlich ihre Buchsammlung vor. Sie las philosophische Bücher wie Habermas oder Arendt, hatte Kafka und Goethe im Regal, aber auch neuere Literatur, die erst vor kurzem in der Bestsellerliste gewesen waren. Und dazwischen steckten immer wieder mir völlig unbekannte Bücher, schmal und zerfleddert, weil Johanna sie immer wieder gelesen haben musste. Es kam mir so vor, als wäre Lesen ihr Draht zur Außenwelt, als hätte sie über gedruckte Buchstaben herausfinden wollen, wie die Welt tickte. Johanna las nicht einfach nur, sie studierte Zeitgeschehen und Menschen aus der Distanz. Und ich gelangte immer mehr zu der Auffassung, dass sie eine sehr intelligente Frau gewesen sein musste. Ich wühlte mich durch die Bücher und Seiten und vergaß, was auf der Lichtung geschehen war. Vergaß das Blut, den Schrecken, die Angst, weil Menschen unheimlich gut darin sind, zu vergessen.

Und so öffnete ich jeden Abend die Terrassentür, trug ein kleines Tablett mit Essen und Trinken sowie meinen Laptop hinaus. Wie immer saß ich genau über der Stelle, an der Salim gesessen hatte und fragte mich, ob der Stein sein Wesen gespeichert hatte. Eins der Bücher, die ich bei Johanna gefunden hatte, handelte von den großen Fragen der Menschheit, unter

anderem von Steinlinien in der Nähe von Nazca in Peru. Niemand hatte gewusst, über welchen Zeitraum hinweg diese Stätte genutzt worden war, bis Forscher etwas so Unfassbares entwickelt hatten, dass mir beim Lesen die Spucke weggeblieben war. Sie entwickelten ein Verfahren, in dem sie die Unterseite eines Steins untersuchten, und so ablesen konnte, wann er das letzte Mal Licht gesehen hatte. Dazu musste man den Stein in absoluter Dunkelheit aufklauben und in Dunkelheit in ein Labor bringen, dann untersuchte man ihn und wusste, wann diese Seite des Steins das letzte Mal Licht gesehen hatte. Und während ich mich in Salims Handy hackte, fragte ich mich, ob der Stein unter mir auf Salim untersucht werden könnte. Ob man wissen konnte, was Salim gefühlt hatte, als er das letzte Mal darauf gesessen hatte.

Wenn ja, was konnten uns Steine dann alles erzählen? Sie würden uns nicht nur von vergangenen Zeiten berichten, sondern auch von zurückliegenden Gefühlen. Von Wut und von Zuneigung. Und vielleicht würden wir achtsamer mit unseren Gefühlen umgehen, weil wir verstehen würden, dass sie die Welt veränderten. Im Guten wie im Schlechten.

Ich stellte mein Glas zur Seite, das Kondenswasser war auf meinen Bauch getropft, ich zerrieb es auf dem Stoff und genoss die winzige Abkühlung in dieser heißen Augustnacht. Die Temperaturen waren in den letzten Tagen weder nachts noch tagsüber gesunken, weil der Wind sie nicht forttrug. Anuk meinte, dass sie das so noch nicht erlebt habe. Mir war völlig klar, warum der Wind und der Wald schwiegen. Sie hatten keine Aufgabe mehr. Salims Geister waren fort, meine summten leise. Die Trägheit des Sommers machte uns gefügig.

Und ich wusste, noch bevor ich die Augen schloss und mich der Vergangenheit hingab, wann ich das letzte Mal so gefühlt hatte.

Kapitel 45

»Wo gehen wir hin?«

»Ich möchte dir etwas zeigen.«

Eins hielt meine Hand, und seine Berührung war zum Mittelpunkt meiner Welt geworden.

Er war in meinen Gedanken, er war meine Zukunft. Wann immer ich die Augen schloss und absolute Dunkelheit mich umgab, war er da.

Eins zog mich durch den Wald, Äste knackten, Blätter rauschten, Insekten tanzten auf den Lichtstrahlen, ehe sie davonsurrten. Ich gab mich dieser Berührung hin, war so tief mit ihm verbunden, dass ich nicht wusste, wo er endete und ich begann. Wenn ich ihn berührte, verloren Zeit und Raum ihre Bedeutung, ich war im Wald und war es doch nicht, ich lief, berührte aber kaum den Boden.

Meine Seele, behaupteten meine Eltern, gehörte dem Teufel. Aber ich wusste es besser, sie war mit Eins' Seele verknüpft. Wir hatten das Ich aufgelöst und waren ein Wir geworden.

Seine Schritte verlangsamten sich, ich schloss zu ihm auf, streifte mit der Fingerkuppe über seinen Rücken und sah, wie sich die Härchen auf seinem Arm aufrichteten. Ein Lächeln huschte über meine Lippen, Wärme breitete sich in mir aus.

»Wir sind da. Mach die Augen zu.«

Ich gehorchte. Ohne Zögern. Ich spürte ihn hinter mir, Milliarden von Stromstößen tanzten über meine Haut. Er legte seine Hände auf meine Hüfte, ich atmete ein und wieder aus, genoss diesen Augenblick.

»Mach die Augen auf.«

Meine Lider öffneten sich, und ich stand vor einem kleinen Verschlag, der so tief im Wald versteckt war, dass er nur schwer gefunden werden würde. Er war aus Stöcken und Ästen, aus Pappe und Tüten gebaut. Alles zu einem unnatürlichen Gebilde verwoben. Die kleine Höhle reichte mir gerade so bis zur Hüfte, es passten vielleicht zwei zusammengekauerte Personen hinein.

»Was ist das?«

Ich drehte mich um. Eins wirkte verlegen.

»Dein Haus ist kein Zuhause. Aber jeder braucht einen Ort, an dem er ... sein kann. Ohne Angst.«

»Du hast das gemacht?«

»Ja.«

»Für mich?«

»Ja. Für uns.«

Ich versuchte einzuatmen, aber ich kam nicht an dem Kloß vorbei, der tief in meinem Hals steckte.

»Du hast mir ein Zuhause gebaut.«

Er kickte einen Ast zur Seite, sein Blick war auf den Boden gerichtet. »War keine große Sache.«

Ich nahm seine Hände, zwang ihn, mich anzusehen.

»Das ist die größte Sache. Das hier ist alles.«

Er legte den Kopf schief und sah mich an. Wir wussten beide, was er für mich getan hatte. Ein Zuhause war mehr als ein Gebäude, es war das, was sich darin befand. Es war das Nach-außen-Kehren und Öffnen der Seele. Das, was man im Herzen trug, wenn man ein Haus baute, legte den wahren Grundstein.

Zärtlich strich ich ihm über die Wange, seine Pupillen weitete sich, und ich verstand mit der Klarheit von tausenden Jahren, dass man sich selbst nur ein einziges Mal vergeben konnte. Dass man nur einmal in diesem Leben wahre Liebe spüren konnte.

Eins oder niemand.

Ich ging auf die Zehenspitzen, streckte mich immer länger, wuchs aus mir und dem ganzen Elend hinaus, zog mich in die Höhe, denn dort oben wartete keine göttliche Erleuchtung auf mich, sondern Eins. Meine Arme schoben sich ganz von allein in seinen Nacken, weil sie genau dort hingehörten, seine Hände lagen auf meinen Hüften, weil es auf der ganzen Welt keinen anderen Platz für sie gab. Wir waren füreinander geboren. Sein Kopf sank hinab, die zarten Wirbel in seinem Nacken zogen sich auseinander. Ich spürte sie ganz deutlich, stellte mir seine Knochen vor, wie sie für mich gewachsen waren.

Nichts außerhalb dieses Moments zählte. Ein Kuss konnte ein Kuss ein, aber er konnte auch die Vision einer Zukunft sein. Wir standen vor meinem ersten Zuhause, und das Universum sortierte sich neu. Ich verstand. Was man Menschen geben und nehmen konnte und was nicht. Welche Gefühle für immer bleiben würden. Ich wurde geboren. Durch Eins. Durch unsere Liebe. Und ich würde sterben, wenn ich ihn nicht mehr haben konnte.

Kapitel 46

Ich schwamm noch ein bisschen in der Erinnerung, während der trockene, windlose Abend über der Lichtung hing. Eins war alles für mich gewesen. Alles.

Was würde Salim werden können? Was würde ich ihm geben können? Was besaß ich noch? Und würde er jemals verstehen, warum ich ihn und Anuk ausspioniert hatte?

Ich öffnete den Laptop. Digital an Salim heranzukommen war wesentlich schwieriger als an David. Salim war vorsichtiger, ihm fehlte die Arroganz, sich für unverwundbar zu halten. David hielt sich für die Krone der Schöpfung, für das oberste Gebot, für unantastbar, besonders für niedere Menschen wie mich. Ich hatte mich lange gefragt, warum er mich in sein Leben und sein Haus gelassen hatte, ehe ich verstand, dass ich ein Mahnmal war. Er würde niemals so werden wie ich. Schwach, hilfsbedürftig, mittellos. All das waren Attribute des Versagens. Ich bemitleidete ihn für seine Ansichten.

Denn wer schwach war, konnte aufstehen und über sich hinauswachsen. Wer Macht besaß, hatte Angst, sie zu verlieren. Wer sich für unfehlbar hielt, negierte alles Neue. Wer arm war, konnte gewinnen, wer reich war, verlieren. Ich konnte endlos so weitermachen, doch all das würde David niemals sehen, weil er nur sich selbst sah. Er hatte nie erkannt, dass ich über mich hinausgewachsen war.

Ich zögerte, aber schließlich gewann die Sorge. An meinem Laptop öffnete ich Salims Handykamera. Denn so vorsichtig er auch mit seinen Daten war, mir gegenüber war er nachlässig gewesen. Es war ein Leichtes gewesen, nachts mit seinem Daumen sein Handy zu entsperren und die Spyware darauf zu installieren. Ich betrachtete ihn, wie er an einem Schreibtisch saß, das Hemd bis zur Brust geöffnet, die Ärmel hochgekrempelt, die dunklen Haare aus seinem strengen Dutt gelöst. Immer wieder fuhr er sich übers Gesicht, ehe er sich wieder seinem Laptop widmete. Ich betrachtete seine Umgebung, ein schlichter Büroraum, überall Aktenordner, ein großer Kalender an der Wand.

Ich entsperrte mein Handy, haderte mit mir. Ich könnte ihm einfach schreiben. Könnte ihn fragen, wie es ihm ging. Wir waren kein Paar mit Verpflichtungen, aber auch keine Fremden, die sich nicht umeinander

scherten. Wir hatten uns nackt und entblößt gesehen, zwei völlig unterschiedliche Dinge.

Ich atmete tief durch. Dann schrieb ich:

Wie geht es dir?

Ich sah, wie er auf das Handy blickte, zuerst aus dem Augenwinkel, dann wandte er sich dem Gerät ganz zu. Eine tiefe Falte erschien auf seiner Stirn. Er nahm das Handy in die Hand, nun konnte ich ihn frontal sehen, als würde er direkt vor mir stehen. Ich strich über seine Wange, sehnte mich nach einer Berührung von ihm. Doch dann knackte es in meiner Brust, als er leicht den Kopf schüttelte und das Telefon zur Seite legte. Ohne zu antworten. Skepsis im Blick, die mir weh tat. Ich klappte den Laptop zu. Das helle Display hatte mich blind für die Nacht gemacht. Ich blinzelte, doch meine Umgebung blieb dunkel.

Ich lehnte meinen Kopf gegen die Balustrade, schloss die Augen, es machte keinen Unterschied. Ich lauschte den Geräuschen des Waldes, die sich anders anhörten, wenn kein Winseln und Bellen sie durchschnitt.

Vielleicht war das zwischen Salim und mir etwas Einmaliges gewesen, weil die Situation einmalig gewesen war. Die Lichtung, der Wind, das Kennenlernen, unser Dreieck, die Bedrohung. Nichts davon war geblieben. Der Wind war fort, das Dreieck gesprengt, die Bedrohung vergangen. Ich stand auf, räumte alles in die Küche, schloss die Tür zweimal, löschte das Licht und ging ins Bad zum Zähneputzen. Währenddessen fiel mein Blick immer wieder auf die Fliese und den Hohlraum dahinter, in dem sich eine Welt getummelt hatte, die Salim und mich zu Fall gebracht hatte.

Ich schlich nach oben, fühlte mich langsam und zäh, als wäre ich gealtert, als würde ich zu Johanna. Für eine Nacht würde ich sie sein. Meine Schultern sackten nach unten, mein Nacken gab die Spannung auf, so dass mein Kopf locker hin und her rollte. Ich schob einen Fuß nach dem anderen nach oben, warf mich aufs Bett, ohne mich umzuziehen, und legte das Handy auf den Nachttisch. Heute Abend wollte ich gar nichts mehr. Ich wollte die Welt durch einen Filter sehen, ich wollte sie durch Papier ertasten und durch Buchstaben erfahren. Ich stellte mein Handy aus, rollte mich auf den Rücken und schaltete die Nachttischlampe ein. Ich nahm mir ein Buch, schlug es auf und begann zu lesen. Worum es ging, wusste ich nicht, ich stopfte ein Wort nach dem anderen in mich hinein, während ich immer wieder Salim vor mir sah, der meine Nachricht ignorierte. Mich ignorierte. Die Resignation, die ich gerade noch verspürt hatte, schlug langsam um. Ich

las weiter. Immer weiter. Ich riss die Augen auf, zog meine Stirn in Falten, damit ich nicht einschlief. Die Zeilen verschwammen zu einer Straße, die Druckerschwärze wurde zu Asphalt, die Leere dazwischen zu Linien, an denen ich mich orientierte. Dazwischen Salim, wie er die Stirn krauszog und das Handy zur Seite legte. Ich riss die Seiten herum, das Papier protestierte. Ich war wütend auf Salim, und ich war wütend, weil mir nichts vergönnt war. Eins war mir genommen worden, Salim hatte ich verloren. Immer schneller blätterte ich durch das Buch, schnitt mich am Papier, so haarfein, dass es nicht blutete. Aber ich wusste, dass Schmerz kein Blut benötigte, Schmerz reichte tiefer, fraß sich durch alles hindurch und blieb, beständiger als jeder Tropfen Blut.

Und als das Umblättern der Seiten nicht mehr reichte, riss ich am Umschlag, zerrte so lange, bis ich das erlösende Ratschen hörte, bis einzelne Blätter auf das Bett rieselten, und warf das Buch schließlich in die Ecke. Johannas Geist protestierte, und ich schleuderte mein Kissen hinterher. Ruhe. Ich wollte Ruhe und Stille. Ich zog die Beine an die Brust und schlang meine Arme darum. Ich war eine Frau, ich war ein Kind, ich wurde zum Fötus, wünschte mich in eine endgültige Dunkelheit, die mich verschlucken würde. Ich wurde kleiner und kleiner.

Kapitel 47

Die Trauer aus meiner Erinnerung haftet an mir. Ich will nicht mehr atmen. Mein Herz soll aufhören zu schlagen.

Niemand hat mich.

Ich habe mich in Johannas Bett eingerollt und bin nicht mehr aufgestanden. Ich bin zum Wald geworden, ich bin zu Johanna geworden, weil ich nicht ertragen konnte, dass ich wegen David Salim verloren habe.

Wenn ich auch in dieser Realität aufgebe, ist es vorbei.

Mein Herz schlägt unerträglich langsam.

Ich konzentriere mich darauf, zwinge es, noch langsamer zu werden.

Zwinge es zum Stillstehen.

Kapitel 48

Es hört **nicht** auf.

Es hört einfach **nicht** auf.

Kapitel 49

Als ich aufwachte, stand die Sonne hoch am Himmel.

Ich hatte den Morgen verschlafen, die Nacht klebte an mir, mein Herz zog sich immer wieder zusammen. Ich schaltete mein Handy an, kein Anruf von Salim, keine Nachricht, kein Wort von Anuk. Einsamkeit. So, wie ich es immer gewollt hatte, doch jetzt war sie nicht genug und gleichzeitig zu viel.

Der Wind war immer noch still. Das Haus schwieg. Ich schloss die Augen und schlief weiter. Was sollte ich sonst tun?

Kapitel 50

Mein Herz schlägt immer noch.

Leiser.

Immer leiser.

Kapitel 51

Ich presste mich an Anuks Hauswand, meine Oberschenkel brannten, als züngelten Flammen durch die Muskeln. Vorsichtig schob ich mich Zentimeter um Zentimeter nach oben. Mein Rücken rieb über die Fassade. Der Wind zerrte an meinen Haaren und schrie mir ins Ohr. Die Sonne verschwand hinter den Bäumen und tauchte die Lichtung in ein gedecktes Orange.

Er war zurück. Der Wind und *er* .

Eiseskälte breitete sich in mir aus, ich zitterte, hatte Angst, dass meine klappernden Zähne mich verraten würden. Ich atmete tief durch, dachte an den Moment vorhin in meiner Hütte, als ich einmal mehr das Handy gegriffen und keine Nachricht von Salim auf dem Display hatte.

Dafür von David.

Und als wüsste die Lichtung, was das bedeutete, hatte der Wind angefangen zu heulen. Es war weder Berg- noch Talwind, er blies aus allen Richtungen, drückte sich ungestüm gegen die Hütte, rüttelte an den Wänden und drängte sich in die Ritzen. David wollte mit mir reden. David wollte niemals nur reden. Er würde mich vernichten.

Ich hatte Anuk angerufen und nicht erreicht und hatte gewusst, was das bedeutete. Anuk hatte sich vor mich gestellt. Er hatte ihr etwas angetan, um an mich heranzukommen.

Ich hielt die Luft an und spähte durchs Fenster.

Anuk lag am Boden. Ihr Gesicht blass, ein starker Kontrast zu dem dunklen Fleck unter ihrem Kopf. Ich schluckte schwer, meine Finger tanzten suchend über das Holz, fanden keinen Halt und sackten wieder hinab. Meine Instinkte schrien, ich solle mich von der Wand abstoßen, ins Haus rennen und Anuk helfen, aber die Vorsicht, die jahrelanger Umgang mit Psychopathen mit sich brachte, ließ mich warten.

Mein Blick huschte durchs Wohnzimmer. Es sah aus wie immer. Verlogene Strampler, Fernbedienungen, Couch, Kekspackungen, Wein, Unordnung. Außer Anuks Körper am Boden schien nichts falsch zu sein.

Und dann schwang die Tür auf. Ein erstickter Laut entfuhr meiner Kehle, ich schlug meine Hand vor den Mund, riss meine Augen so weit auf, wie ich nur konnte, damit mir kein Detail dieser Szene entging.

David betrat das Wohnzimmer.

Kapitel 52

Mein Herz **rast** .

David.

Er ist gekommen.

Er ist gekommen.

Kapitel 53

Er stand im Raum, über sein Gesicht zuckte der Ekel, den er in der Hütte dieser einfachen Frau empfinden musste. Er wischte sich die Hände an einem Taschentuch ab und schob es in die Hosentasche. Er war so groß wie eh und je, beinahe übermenschlich, die Frisur akkurat, sein Körper auf sehnige Weise dominant. Seine Jeans saß wie angegossen, die Baumwolle seines dunklen Shirts war von feinster Qualität. Das Ziffernblatt seiner Uhr befand sich in der Mitte seines Handgelenks. Jedes noch so kleine Detail an David strahlte Überlegenheit aus. Seine Kleiderwahl war arrogant, seine Slipper aus gegerbtem Hirschleder für den Wald und sein Vorhaben ein Affront, aber David stand über solchen Dingen. Ihn scherte es nicht, ob die Polizei ihn dabei erwischen würde, wie er seine Hand um meine Kehle legte und zudrückte, denn er hatte stets einen Ausweg. Er würde von jedem noch so kaltblütigen Mord freigesprochen werden, vor allem an Frauen wie Anuk und mir. Egal wie erdrückend die Beweise wären, er würde niemals ins Gefängnis gehen. Sein Ansehen, sein Club, seine Freunde würden ihn schützen und er sie.

Er stieg über Anuk, mit der Schuhspitze streifte er ihren Oberschenkel, ihr rotgebatikter Knitterrock verrutschte und gab den Blick auf einen delligen Oberschenkel frei. In diesem Augenblick wünschte ich, mich darin vergraben zu können. Ich wünschte, mich in Anuks Küche bei den gemeinsamen Mahlzeiten verankern zu können. Ich wollte Zeit und Raum sprengen und mich auf diesen ungemütlichen Stühlen in dieser chaotischen Küche festkleben. Bei Anuk. Mit all ihren Makeln, mit ihrer weichen Perfektion, die David nie würde verstehen können und die ich in den letzten Tagen sträflich missachtet hatte.

Davids Blick glitt angewidert über Anuk. Über ihre Kleidung, ihre Haut, blieb für einen Moment darauf haften, ehe er den Kopf mit einem Ruck dem Fenster zuwandte.

Ich war wie erstarrt, meine Muskeln zogen sich zusammen, rutschten durch meinen Körper und schlugen im Boden ein, sie saugten mich fest, verwehrten mir jede Möglichkeit, mich zu bewegen. Er sah mich an, ein Mundwinkel tanzte träge nach oben. Unsere Blicke verkeilten sich ineinander.

Angst durchströmte mich.

Der Wind begehrte auf, wollte mich von der Hütte wegziehen, aber ich war erstarrt. Ohne Eile wandte sich David von mir weg, durchquerte das Wohnzimmer und verließ den Raum. Ich keuchte, schrie mich selbst an.

»Los! Verdammt noch mal, Helena!«

Aber in diesem Augenblick war ich nicht Helena. Ich war Juli, ich war Zwei, ich war nicht entkommen, ich war nicht frei. Doch das Klappern der Haustür sprengte die Fesseln meiner Vergangenheit, und ich rannte. Ich rannte so schnell ich konnte über die Lichtung, wich Unebenheiten aus, von denen ich jede einzelne kannte, weil ich sie täglich studiert hatte. Jeder Gang zu Anuk hatte bedeutet, dass ich die Schritte zählte, mich mit dem Anstieg und dem Abstieg des Hügels vertraut machte. Ich war den Weg mit offenen Augen und mit geschlossenen gegangen. Ich hatte mir Orientierungspunkte gesucht, damit ich jederzeit abschätzen konnte, wie weit ich es noch hatte, bis ich mich in einem schützenden Innenraum befände. Ich sprang über eine Wurzel, spürte, wie mein Handy aus der Hosentasche rutschte und zu Boden polterte, während David immer näherkam. Der Abstand wurde größer, seine Fußtritte verschwammen im Wind.

»Juli! Bleib stehen!«

Ich blieb nicht stehen. Ich umrundete eine kleine Kuhle, holte noch einmal alles aus meinen Muskeln und sprintete zur Tür. Noch im Laufen zog ich den Schlüssel aus der Tasche, rammte ihn ins Schloss und drehte um. Mein Herz raste, ich spürte David in meinem Nacken. Das Schloss klackte, ich schlüpfte durch einen Spalt, knallte die Tür zu und schloss ab. Davids Körper traf auf die Tür, ich zuckte zurück, wollte ihn nicht einmal durch all diesen Stahl spüren.

»Juli!«

Er hämmerte gegen die Tür, schlug mit seiner Faust wieder und wieder dagegen. Ich presste mir die Hände auf die Ohren, versuchte, David daran zu hindern, in meinen Kopf zu kommen. Was auch immer er mir zu sagen hatte, ich wollte es nicht hören. Nichts, gar nichts. Ich schob mich weiter von der Tür weg, während auf der Lichtung das Grauen tobte. David schrie, seine Wortfetzen klangen wie Gebell in der Nacht, als wäre der böse Wolf aus dem Wald gekommen, um mich zu holen. Meine Hände lagen so fest auf den Ohrmuscheln, dass das Rauschen erstarb, dass die Welt um mich herum im Nichts versank. Meine Muskeln brannten, mein Körper protestierte, ich kauerte mich in den Flur und wartete.

Irgendwann gab David auf.

Irgendwann wurde das Brüllen des Windes leiser.

Ich war so abgenabelt von allem, dass ich nichts mehr fühlte. Weder Angst noch Verzweiflung. Ich hörte weder den Wind noch David. Es zählte nur noch meine Realität.

Kapitel 54

Ich löste die Hände von meinen Ohren und die Welt rauschte in meinen Kopf. Es fühlte sich an, als hätte mein Geist sich für einen Moment verschlossen. Ich schob mich an der Wand hoch und schlich zur Tür. Mein Herz hämmerte, ich hielt die Luft an, als ich durch den Türspion blickte.

Nichts.

Ich atmete aus, lehnte die Stirn gegen die Tür. Polizei. Ich musste die Polizei rufen. Ich musste mich um Anuk kümmern. Ich tastete nach meinem Handy, ehe mir einfiel, dass ich es während des Sprints verloren hatte. Scheiße.

Langsam lief ich durchs Haus, mied jede knarrende Diele, öffnete die Küchentür einen Spalt, um das Quietschen zu umgehen und schlüpfte hindurch. Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Nichts schien verändert, alles war so, wie es sein sollte. Geräuschlos lief ich zur Terrassentür, überprüfte sie und stellte fest, dass sie verschlossen war. Ich war in Sicherheit. Ich könnte David auf der Lichtung wüten lassen, bis er müde wurde und ging.

Wäre da nicht Anuk.

Meine treue Anuk, die den Schlag, der mir gegolten hatte, abgefangen hatte. Das war nicht der Plan gewesen. Ganz und gar nicht. Ich hatte allein sein wollen, hatte in der Hütte jedem Angriff trotzen wollen, von niemandem abhängig und für mich allein verantwortlich sein. Und jetzt war Anuk verletzt. Allein mit David. Ich dachte an Fidas leblose Augen, an das Knacken ihres Schädels. Ich dachte an all das, was David gerade mit Anuk tun könnte.

»Scheiße. Verdammte Scheiße.«

Ich lief in der Küche auf und ab, wischte immer wieder meine schwitzenden Hände an der Jeans ab, ehe mir eine Idee kam. Ich klappte den Laptop auf. Ich hatte kein Handy, aber ich konnte trotzdem kommunizieren. Doch zuallererst musste ich wissen, was mit Anuk war. Ich musste sicher sein, dass sie noch lebte, dass ich nicht zu spät war. Und ich musste wissen, wo David war. Ich loggte mich in das Kamerasystem ein, suchte die Lichtung ab, umrundete meine Hütte, entdeckte ihn jedoch nicht. Dann schaltete ich auf Salims Hütte um und erstarrte. Da stand David. Er rüttelte an Salims Tür und zerrte schließlich an einem Brett vor einem der

Fenster. Ich schluckte. Nun, da ich wusste, wo sich David befand, musste ich wissen, was mit Anuk war. Ich wechselte zu einer anderen Kamera, die wenigstens teilweise ihr Wohnzimmer zeigte. Ich kniff die Augen zusammen, schob mich näher an den Bildschirm. Ich glaubte, einen Umriss auf dem Boden zu erkennen. Anuk lag nach wie vor dort. Ich stand auf, setzte mich wieder hin, stand auf, kaute auf dem Daumennagel.

»Was mache ich? Was mache ich nur?«

Die Polizei. Eine Option, die wir in der letzten Zeit zu oft gewählt hatten. Ich sah immer noch die Zweifel in den Augen der Polizisten, als Salim und ich behauptet hatten, dass David in meine Hütte eingebrochen sei. Wenn ich sie erneut riefe und David wäre weg, bevor sie ankämen, wenn sie mich allein mit der verletzten Anuk in ihrer Hütte vorfänden, würde der Verdacht dann nicht auf mich fallen? David hatte bestimmt ein Alibi. Verzweiflung packte mich. Ich trat gegen einen Stuhl, der daraufhin umfiel. Das Geräusch hallte in mir, überlagerte meine Gedanken und legte so die einzige Option frei, die ich hatte: Ich musste zu Anuk. Das war ich ihr schuldig. Die Lichtung war mein Zuhause, Anuk mehr Familie, als ich jemals gehabt hatte, und ich musste sie verteidigen. Ich schluckte, wusste, dass es auf die eine oder andere Weise heute enden würde, denn auf solche Fälle, auf exakt *diesen* Fall hatte ich mich vorbereitet. Ich ging an den Küchenschrank, öffnete eine Schublade und nahm die Dose mit der Aufschrift »Mehl« heraus. Darin befand sich eine Waffe. Erneut setzte ich mich an den Laptop, denn ich musste mich vergewissern, dass ich in keinen Hinterhalt geriet. Mein Plan war, von meiner Hütte aus in den Wald zu rennen, im Dickicht die Lichtung zu umrunden, um hinter Anuks Hütte wieder aus dem Wald zu treten. Und dann würde ich Anuk da rausholen und sie in ein Krankenhaus bringen. Ich atmete tief durch und blickte auf den Bildschirm. David war nicht mehr vor Salims Hütte. Konzentriert suchte ich all jene Stellen ab, in denen man sich verstecken konnte, und dann kam mir eine Idee. David und ich waren allein auf der Lichtung, es gab keine Zeugen außer den Kameras. Ich versteckte die Pistole unter einem Kissen, ging in den Flur und stellte mich vor die Kamera. Ich erzählte in schnellen, abgehakten Sätzen, was geschehen war, erzählte, dass ich vorhatte, Anuk zu retten und in ein Krankenhaus zu bringen. Ich erwähnte Davids Namen. Immer und immer wieder. Und als ich geendet hatte, stand ich für einen Moment reglos im Flur.

Jetzt. Jetzt oder nie.

Ich drehte mich um und erstarrte. Ein Klopfen an meiner Tür. Ich presste mir die Hand auf den Mund, um nicht zu schreien, erinnerte mich, dass ich stärker war als die Angst. Ich eilte in die Küche, wählte am Laptop jene Kamera aus, die auf den Eingangsbereich meiner Hütte zeigte. Mein Herz blieb stehen. Dort stand Salim. Erleichtert atmete ich aus. Und dann sah ich David. Wie er von meiner Veranda aus die Hütte umrundete. Gleich würde er auf Salim treffen. Ich rannte zur Haustür und riss sie auf.

»Salim!«

Ich zog ihn in die Hütte, schloss geräuschlos die Tür zu und verriegelte sie. Mit wild pochendem Herzen blickte ich durch den Türspion. Nichts. Ich holte tief Luft und warf mich in seine Arme.

»Du bist gekommen. Du bist hier. Aber warum?«

Salim schob mich von sich. »Du hast mich angerufen.«

Ich erstarrte, schüttelte den Kopf. »Nein, nein, nein, habe ich nicht. Das war *er* .«

Salims Gesichtszüge versteinerten von einer Sekunde auf die andere. Die Angst, die er bereits abgeschüttelt hatte, kam mit einem Schlag zurück.

»Scheiße.«

Ich nickte.

»Wo ist Anuk?«

»Verletzt in ihrem Haus.«

Er riss sich aus meinem Arm und drehte sich um, doch ich hielt ihn auf.

»Nein. Warte. Er ist da draußen.«

»Was ist passiert?!«

Salim entfernte sich von mir, und ich sehnte mich nach seiner Wärme und Berührung, aber dafür war nicht die Zeit. Wir mussten Anuk rausholen.

»Gib mir dein Handy.« Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

Salim schüttelte den Kopf. »Es ist im Auto. Zusammen mit Earl.«

»Du hast Earl alleingelassen?«

Jedes meiner Worte war wie ein Donnerschlag, ich schrie beinahe, meine Stimme überschlug sich.

»Woher hätte ich wissen sollen, was hier los ist?«

Meine Gedanken rasten, suchten nach Lösungen.

»Du bist mit dem Auto gekommen.«

Salim nickte.

»Ich habe es nicht auf dem Monitor gesehen.«

»Die Schranke lässt sich nicht öffnen. Das Schloss klemmt ...« Salim unterbrach sich selbst. »David.«

»Er muss das schon lange geplant haben. Ein großes Finale, das ihm gerecht wird.«

»Du wusstest, dass er kommen würde.«

»Ja.«

»Deswegen hast du dich hier verschanzt. Du wolltest ihn vor deinen Mauern verdursten lassen.«

Keine Frage. Ich nickte. »Ich habe nur nicht mit euch gerechnet. Mir war nicht klar, wie wichtig ihr mir werden würdet.« Und dann wollte ich in diesem Chaos für einen Augenblick das Licht hereinlassen. Ich ging einen Schritt auf Salim zu, lehnte meine Stirn gegen seine Brust. Sein Herz schlug nun in meinem Kopf, mein Atem wärmte ihn.

Salim schloss seine Arme um mich, legte eine Hand in meinen Nacken, presste einen Kuss auf meinen Scheitel.

»Ich habe versucht, von dir wegzubleiben«, gestand er. »Ich glaubte dir und dann zweifelte ich. Ich verstand, warum du in unserer Vergangenheit gegraben hast, aber gleichzeitig war ich verletzt. Als du mir vor ein paar Tagen geschrieben hast, wollte ich deine Nachricht ignorieren, aber ich konnte nicht. Ich war sowieso schon auf dem Weg zu dir, als du immer wieder angerufen und aufgelegt hast.«

»Das war David.«

»Ich weiß. Es tut mir leid, dass ich an dir gezweifelt habe, Helena.«

Ich sah ihn an, sah nichts als Ehrlichkeit und Offenheit in seinen dunklen Augen. Seine Zweifel hatten ihn von mir fortgespült, und anschließend seinen Glauben an mich gestärkt. Ich nickte. Salim löste sich aus meiner Umarmung, ging in die Küche und zur Veranda. Er trat hinaus, nur einen kleinen Schritt und blickte zu Anuks Hütte, die am Ende des Hügels in vollkommener Dunkelheit lag.

»Wir müssen Anuk holen und dann zu deinem Auto bringen.«

Flucht. Wieder einmal.

Salim drehte sich um. »Genau das möchte er.«

»Ich weiß. Aber welche Wahl haben wir?«

Salim spannte die Muskeln an, presste die Lippen aufeinander. Ich sah, wie seine Gedanken sprangen, wie er überlegte, haderte, hasste.

Und da wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich würde nicht zulassen, dass Salim zu David wurde. Mein ganzes Leben hatte ich gehofft, dass jemand

für mich eintreten und sich vor mich stellen würde, dass jemand mir das Gewicht der Welt von den Schultern nehmen würde, und in diesem Augenblick verstand ich, dass ich diese Person selbst sein musste. Anuk und Salim hatten genug für mich getan. Sie hatten mir ein Zuhause gegeben, hatten mir ihre Freundschaft und Liebe geschenkt. Ich wusste, welchen Preis ich dafür bezahlen musste. David würde die beiden nicht bekommen. Niemals.

Und als würde mir meine Entscheidung ins Gesicht geschrieben stehen, schüttelte Salim den Kopf. Er öffnete den Mund, um zu protestieren, als der Wind ein wütendes Bellen über die Lichtung zu uns trug.

Earl Grey.

Salim wirbelte herum und rannte aus der Hütte. Ich zog die Pistole hinter dem Kissen hervor, schob sie in meinen Hosenbund und folgte ihm.

Wir preschten über die Lichtung.

Earl Greys Bellen setzte wieder ein. Dieser Hund war mir in den letzten Wochen so sehr ans Herz gewachsen, wie es nur Tiere konnten. Seine Treue und uneingeschränkte Offenheit waren durch meine Mauern gedrungen und hatten Salim und Anuk einen Weg geebnet. Ich würde alles für ihn geben. Alles. Und doch würde ich ihn jetzt im Stich lassen.

»Ich gehe zu Anuk«, schrie ich, und Salim nickte.

Er wurde von einer gleißenden Wut und seinem unbändigen Beschützerinstinkt angetrieben. Er hatte schon einmal drei Menschen verloren, die er liebte. Earl Grey war zum Ersatz seiner Familie geworden, war für ihn da, wenn die Lichtung es nicht sein konnte. Und ich würde sie alle beschützen, denn ich kannte David. Er begleitete mich schon mein ganzes Leben lang. In Form meiner Eltern, in Viers Wesen, in all jenen, die in mir und in anderen Menschen weniger als Nichts sahen.

Salim und ich trennten uns, wir stoben auseinander wie zwei Pfeile, die in entgegengesetzte Richtungen abgeschossen wurden. Die Bäume und der dämmrige Wald verschlangen ihn mit Haut und Haar, der Wind wirbelte Blätter hinter ihm auf. Ich wollte Salims Hand nehmen und nie wieder loslassen. In diesem Moment, in dieser einen Sekunde, wurde mir mit brutaler Wucht klar, was er mir bedeutete. Ich schluckte die Gefühle hinunter, denn ich war vor Anuks Hütte angelangt.

Ich setzte den ersten Fuß auf die Stufe, mein Herz fühlte sich an, als dröhnte ein Bassverstärker darin. Es wummerte so laut, dass ich fürchtete, man würde es überall auf der Lichtung hören. Noch bevor ich mein

Gewicht auf den Fuß verlagern konnte, nahm ich ihn wieder von der Stufe und setzte ihn erneut darauf.

»Verdammt«, fluchte ich.

Ich ging weiter, immer weiter, bis meine Hand endlich auf dem Türgriff lag. Auf der Lichtung heulte der Wind, der Wald ächzte, die Holzdielen knarrten und in der Hütte hörte ich ein Poltern.

Kapitel 55

Ich schreie. Jemand muss mich hören.

Immer wieder lehne ich mich gegen die Dunkelheit. Ich kann dieses Nichts nicht länger akzeptieren. In meiner Erinnerung kämpfe ich, also kann ich es auch hier tun.

Und dann spüre ich, wie mir jemand über das Gesicht streichelt.

Ich erstarre.

Wer berührt mich?

Kapitel 56

Ich atmete zischend die Luft ein. Anuk. Anuk. Ich nahm die Hand vom Türgriff, wischte sie an meiner Hose ab und drückte die Klinke nach unten. Vorsichtig betrat ich die Hütte.

Anuks vertrauter Geruch nach Wildheit und Freiheit schlug mir entgegen. Ich keuchte, hielt mir die Hand vor Mund und Nase und schloss die Tür hinter mir. Jemand stöhnte. Ein grauenvoller, langgezogener Ton. Ich widerstand dem Impuls zu fliehen. Das hier war Anuk, sie würde alles für mich tun. Ich atmete vorsichtig ein, hielt die Luft an und schlich Richtung Wohnzimmer. Ich war mit ihrer Hütte so vertraut wie mit meiner. Jedes Mittagessen hatte dem Zweck gedient, mich lautlos darin bewegen zu können. Ich stieg leise über die nächste Diele, umrundete die übernächste und kam vor dem Wohnzimmer zum Stehen. Geräusche drangen zu mir durch.

Stöhnen, Rascheln.

Ich hob die Tür an, um ihr Quietschen zu verhindern, und öffnete sie einen Spaltbreit. Mit angehaltenem Atem lugte ich hinein. Erleichterung drückte mir auf die Lunge und ließ die Luft entweichen. Anuk kniete auf einem Bein, das andere bereits aufgestellt. Ihre Ellenbogen ruhten auf dem Oberschenkel, ihr Kopf war gesenkt, als wäre sie eine geschlagene Kriegerin.

»Anuk«, flüsterte ich, während ich den Raum betrat.

Ihr Kopf schnellte herum, sie taumelte, hielt sich am Wohnzimmertisch fest.

»Helena«, zischte sie. »Verschwinde hier.«

»Nicht ohne dich.«

»Ich kann nicht aufstehen.«

Ich eilte zu ihr, ein widerlich schmatzendes Geräusch ertönte, als ich in die rote Flüssigkeit auf dem Boden trat.

»Oh Gott, Anuk.«

»Das ist nur Rotwein. Das Arschloch hat mein Weinglas umgestoßen.«

»Wir müssen hier weg«, sagte ich.

Anuk schüttelte den Kopf, ihr Gesicht war schockierend blass.

»Helena, hör nur einmal auf mich. Nimm die Beine in die Hand und lauf weg. So schnell du kannst.«

Jedes Wort schien ihr unfassbare Schmerzen zu bereiten. Ich kniete mich neben sie, tastete vorsichtig über ihren Hinterkopf, wo eine beachtliche Beule gewachsen war. Gleichzeitig achtete ich auf jedes Geräusch in der Hütte. Als ich nichts weiter als Anuks Stöhnen und meinen eigenen Herzschlag hörte, senkte ich den Kopf und schlüpfte unter Anuks Arm hindurch, so dass dieser auf meinen Schultern zu liegen kam. Ich zog.

»Nicht!«

Anuk rutschte aus meiner Umklammerung, stützte sich mit den Armen auf dem Boden ab und übergab sich.

»Du hast eine Gehirnerschütterung«, stellte ich fest.

In meinem Bauch wühlte eine eiskalte Hand. Allein würde ich sie nicht aus der Hütte bekommen. Ich brauchte Salim.

Als Anuks Würgen nachließ, richtete sie sich nur noch halb auf.

»Jetzt geh endlich!«, zischte sie, während Spuckefäden von ihrer Lippe tropften.

Anuk, meine Anuk. Die Frau, die sich das Schicksal anderer Mensch zu eigen machte, die sich kümmerte und trotz ihrer felsigen Außenseite einen butterweichen Kern hatte.

»Sieh mich an«, sagte ich, und in meiner Stimme lag eine solche Schärfe, dass Anuk sich aufrichtete. Ihre Pupillen tanzten, ihren Kopf konnte sie kaum aufrecht halten, und doch gehorchte sie mir. Weil sie vor vielen Jahren darauf konditioniert worden war, trotz Schmerzen, trotz splitternder Knochen, trotz roher Verzweiflung zu gehorchen. Das hatte ihr Mann ihr beigebracht. Und auch wenn seitdem so viele Jahre verstrichen waren, war ihr Instinkt, selbst unter größten Qualen zu folgen, nicht vergangen.

»Du hattest schon Schlimmeres«, herrschte ich sie an, und in mir zerbrach etwas. »Reiß dich zusammen. Steh auf und dann gehen wir aus dieser Hütte.«

Meine Stimme war so tief geworden, dass sie kaum mehr als ein Grollen war, das aus mir oder aus den tiefen der Hölle kam. Anuk jedoch reagierte blind darauf. Mechanisch richtete sie sich auf, tastete suchend nach Halt und fand ihn an meinem Arm. Ich packte ihre Hand und zog sie zur Wohnzimmertür. Ich betete, dass wir nicht zu viel Zeit vergeudet hatten, dass wir hier rauskommen und Salim finden würden. Ich zog und zerrte an Anuk, die in Zeitlupe einen Fuß vor den anderen schob. Das Blut rauschte durch meinen Körper, und mich in diesem langsamen Tempo zu bewegen verlangte viel von mir. Ich drehte mich zu Anuk um, öffnete den Mund und

hörte im selben Moment, wie das Dielenbrett im Flur quietschte. Mein Herz blieb stehen.

Kapitel 57

Ich bin erstarrt, wage mich nicht mehr zu bewegen. Ich fühle, wie jemand meine Wange entlangstreichelt.

Ich fühle etwas.

Aber ich weiß nicht, wer es ist.

Ich blinzle.

Immer wieder. Immer fester. Immer schneller.

Ich will sehen, wer das ist. Ich muss wissen, was mit mir geschehen ist. Ich muss wissen, ob Anuk überlebt hat.

Ich reiße die Augen auf.

Und sehe.

Ich sehe jemanden.

Kapitel 58

Langsam drehte ich mich um.

Die Tür quietschte. Man musste sie anheben, damit sie sich lautlos öffnen ließ. Aber das konnte David natürlich nicht wissen.

»Hallo Juli.«

Ich wankte. Nun war es Anuk, die mich stützte.

»Lass uns durch.«

Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Der Mann, der meine Seele auf so schändliche Weise berührt hatte, schüttelte den Kopf, betrat langsam den Raum, die Wohnzimmertür fiel quietschend ins Schloss. Davids Anwesenheit entzog dem Zimmer jeglichen Sauerstoff. Ich wich zurück, schob Anuk hinter mich. Es ging nicht mehr nur um mich.

»Ich denke, wir sollten zuerst reden.«

Seine Worte würden sich in meinen Kopf fressen, sich in meinen Gedanken verankern und meine Gefühle beeinflussen. Ich durfte ihm nicht zuhören.

»Nein.«

Ich sprach immer noch viel zu leise, Anuk hinter mir war vollkommen stumm, als spürte auch sie, was für eine Macht, was für eine Bösartigkeit von David ausging.

Er raubte unsere Stärke, sorgte dafür, dass wir zusammengekauert warteten, was er mit uns tun würde. Ich versuchte, dagegen anzukämpfen, versuchte so sehr, nicht zu sein, wer ich in seiner Gegenwart war.

»Wie kommt es, dass du an diesem ... Ort hier gelandet bist? Man sollte meinen, dass du Besseres gewöhnt bist.«

David sah sich um, sein Blick schweifte über das abgewetzte Sofa, über die Babystrampler auf dem Tisch. Was auch immer sein Blick streifte verlor an Farbe und Intensität, verlor an Anuk und Leben. Und dann richtete er seine stahlblauen Augen auf mich, und ich krümmte mich, als hätte er mich geschlagen.

»Du hast einmal mehr aus *dir* gemacht.«

Er spielte auf meine Haare an, die ich heller färbte und kurz schnitt, um nicht mehr Juli oder Zwei zu sein. Er meinte meine Kleidung, die locker und weit meinen Körper versteckte, weil ich viel zu oft darauf reduziert

worden war. Er meinte mein Gesicht, das nicht mehr unter Make-up und Schminke verborgen war.

Ich hatte versucht, mich von allem zu trennen, was er einst an mir mochte und hervorgehoben hatte. Helena war die Version von mir, die ich vor ihm geheim gehalten hatte.

Bis jetzt.

»Ich verstehe, dass du wütend bist, aber ich muss Anuk ins Krankenhaus bringen. Sie hat eine Gehirnerschütterung.«

David sah Anuk an, eine Augenbraue in die Höhe gezogen. Er hatte sein Urteil über sie gefällt.

»Ich dachte immer, Indianer können so einiges aushalten.«

Anuks Körper spannte sich an, sie zischte, doch sie sagte nichts. Ich löste ihre Hand von meinem Arm und ging einen Schritt auf David zu.

»Was willst du?«

Er streckte eine Hand aus, schien nach einer Strähne greifen zu wollen, doch im letzten Augenblick holte er aus und schlug mich. Die Wucht seines Schlags wirbelte mich um meine eigene Achse, ich konnte mich gerade noch halten, um nicht zu stürzen. David kam auf mich zu, packte mich an den Haaren, zog mich nach oben. Sein Handy fiel ihm aus der Hosentasche und polterte zu Boden. Instinktiv griff ich danach, doch er riss mich noch ein Stück höher, und ich sah ihn an. Das Eis in seinen Augen bohrte sich in meine.

»Du Miststück. Du weißt genau, was ich will.«

Und wie ich das wusste.

»Erniedrigung. Qualen. Schmerz.«

Ich spie ihm die Wörter entgegen, und David legte den Kopf in den Nacken und lachte laut. Ich versuchte, nach ihm zu treten, doch der Schmerz raubte mir den Verstand. Statt seines Beines erwischte ich nur die Luft, und als mein Fuß auf den Boden traf, hörte ich, wie Davids Handy unter meiner Sohle zerknirschte.

»Da würde ich nicht nein sagen, aber wir wissen beide, warum ich hier bin.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Anuk taumelte, wie sie versuchte, zu fokussieren, wie sie sich bereit machte, um anzugreifen. Ich packte Davids Handgelenk, bohrte meine Fingernägel in seine Haut und kratzte so tief und fest ich konnte. Er schrie auf, lockerte seinen Griff, und ich ließ mich nach unten wegfallen. Meine Haare rissen aus, aber der Schmerz war etwas, das

ich in diesem Augenblick willkommen hieß. Er war die Quelle, aus der ich schöpfte, um das hier zu Ende zu bringen. Um mich David entgegenzustellen.

»Verpiss dich.«

Auch wenn meine Stimme etwas lauter geworden war, fehlte ihr dennoch der Klang der Überzeugung. David ließ meine Haare fallen und sie rieselten geräuschlos zu Boden. Mein Widerstand war neu für ihn. Helena war neu für ihn. Aber ich war kaum mehr als ein Kitzeln, kaum mehr als ein Windhauch. Er kam auf mich zu. Einen Schritt, noch einen.

»Ich werde dich vernichten.«

Ich glaubte ihm.

»Wenn ich mit dir fertig bin, bist du nichts mehr.«

Ich wusste, dass er die Wahrheit sagte.

Er hob seine Hand, und für wenige Augenblicke geschah alles in Zeitlupe. Anuk setzte sich in Bewegung, stolperte, konnte sich gerade noch fangen, die Tür flog auf, Salim stürzte herein und warf sich auf David. Salim war die Urgewalt, die aus dem Wald gekommen war, die Kraft des Windes, die auf kalten, geschlagenen Stahl traf. Noch im Fallen drehte David sich und packte Salim an der Kehle. David stellte keine Fragen. David griff an, verteidigte sich, zerstörte, ohne auch nur einen Moment innezuhalten. Die beiden begannen umgehend zu kämpfen. Hände ballten sich zu Fäusten, Beine traten um sich. Salims Gegenangriffen fehlte das Bestreben, es bis zum Äußersten zu treiben. Ihm fehlte die Bereitschaft, ein Leben auszulöschen. Immer wieder versuchte er, wirksame Schläge und Tritte mit dem Knie gegen David zu landen, aber dieser wich aus und schlug so unbarmherzig zu, dass ich das Stöhnen von Salims Knochen hörte.

Die beiden rollten auf dem Boden, kamen halbherzig in die Höhe, nur um sich dann wieder hinabzureißen. Ich beobachtete sie, während mir das Blut zu Eis gefror. Meine Zukunft kämpfte gegen meine Vergangenheit. Das Gute gegen das Böse. Und ich konnte nichts tun.

»Helena«, krächzte Anuk.

Sie war so weiß wie die Wand, Schweißperlen standen ihr auf der Stirn, Verzweiflung schimmerte in ihren Augen. Sie wusste es und ich wusste es. Salim hatte keine Chance.

Und dann riss Anuk die Augen auf. Ich drehte mich langsam um und sah, wie David sich die Keramikschüssel vom Tisch griff, um Salim den Schädel

zu zertrümmern.

Ich hörte Fidas Schädel knacken, hörte Eins Röcheln.

Genug.

Es waren genug Menschen gestorben. Langsam und ruhig, mit vollkommener Selbstverständlichkeit griff ich in meinem Hosenbund und zog das kalte Metall hervor.

Ich entsicherte die Waffe, richtete sie auf Davids Kopf und drückte ab.

Ohne Zögern.

Das Projektil raste durch den Raum, zerschlug Knochen und Hirnmasse und die Vergangenheit. David hatte nicht einmal mehr Zeit, überrascht zu schauen. Er kippte zur Seite und war tot.

»Oh Gott.« Salim zog hastig Luft in die Lunge, besprenkelt von roten Farbklecksen, als wäre er eine Leinwand.

»Gott sei Dank.« Anuk atmete zischend aus.

»Ist er tot?« Meine Stimme war erstaunlich ruhig, als hätte ich schon immer gewusst, dass es darauf hinauslaufen würde.

»Ja.«

»Gut gemacht, Mädchen.« Anuk sank zu Boden, ihr Kopf ruhte an der Couch.

Es war vorbei. David war tot.

»Arschloch. Er hat es verdient.« Anuk lallte, aber sie blieb bei Bewusstsein. Ich betrachtete sie und dachte, dass sie recht hatte, dass David bekommen hatte, was er verdiente. Dass er Leben genommen und andere vernichtet hatte. Jetzt hatte ich es zu Ende gebracht. Es war vorbei. Es war vorbei.

Ich atmete durch.

Und dann spürte ich es.

Leise. Ganz leise kroch es aus meinen Zellen, meinen Gedärmen, meinen Knochen. Es wurde lauter und lauter, weil es in den letzten Minuten geschwiegen hatte. Es war mit David geboren, aber nicht mit ihm gestorben.

Ich keuchte, stemmte mich gegen diesen Sturm in meinem Inneren. Verzweifelt presste ich die Hände auf die Ohren, um die Stimme, diese furchtbare Stimme zum Schweigen zu bringen.

»Helena?«

Salim oder Anuk. Ich wusste es nicht, denn sie vermochten nicht, die Schreie in mir zu übertönen. Ich krümmte mich, versuchte, den Zwang im

Zaum zu halten, aber da war er, tobte in meinem Kopf.

Zweimal. Immer zweimal.

Ich schrie. Mein Arm hob sich, die Hand mit der Waffe zitterte. Ich kämpfte.

»Nein! Helena, du musst das nicht machen.«

Salim, der aufstand. Anuk, die rasselnd Luft holte.

Mein Arm hob sich immer weiter, schwenkte den Lauf der Waffe unbestimmt durch den Raum. Ein weiteres Projektil wartete darauf, Fleisch zu durchschlagen. Ich schwitzte, zitterte.

Zweimal .

»Helena, er ist tot. Es ist vorbei. Alles.«

»Geht weg. Raus hier«, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Mein Finger klammerte sich an den Abzug. Ich wollte nicht, drehte mich aber gleichzeitig durch den Raum, auf der Suche nach etwas, auf das ich schießen konnte, ohne zu töten, was ich liebte. Mein Blick streifte Anuk, die ihre Augen weit aufgerissen hatte, aber keine Anstalten machte, vor mir zu fliehen. Weil sie sich immer noch vor mich stellte. Salim, der direkt vor mir stand und die Hände beschwichtigend in die Höhe hob und doch nicht ging.

Meine Hand zitterte. Ich zitterte.

Und dann quietschte die Tür. Earl Grey trottete herein, winzige Glasscherben, Blätter und Zweige hingen in seinem Fell. Ich schluchzte auf. Wilde Verzweiflung hämmerte in meinem Kopf. Salim, Anuk. Earl.

Zweimal, zischte David in meinem Kopf. Immer zweimal.

Sein Erbe, das niemals verstummen würde.

Es war an der Zeit, allem ein Ende zu bereiten.

Meine Hand war ruhig, ganz ruhig, als ich den Lauf ausrichtete und abdrückte.

Ein Schuss durchschlug das Zischen in meinem Kopf.

Und endlich. Endlich schwieg es. Die Waffe fiel polternd zu Boden. Die Hütte verschwamm. Anuk und Salim lösten sich auf. In mir machte sich ein kaltes Nichts breit, das mich in sich zog und alles andere verschluckte.

Kapitel 59

Meine Augen brennen, aber etwas zu sehen lässt jeden Schmerz verblassen. Ich blinzle nicht. Stattdessen lasse ich das Licht ungehemmt auf meine Linse scheinen, nehme wahr, was ich erkennen kann. Kontraste. Große, helle Fenster, dunkle Lamellen. Die Silhouette eines Mannes. Immer mehr tritt aus dem verschwommenen Dickicht. Ein Nachttisch. Ein Blumenstrauß, eine grüne Glasflasche, ein beiger Plastikbecher.

Noch mehr Details: Der Blumenstrauß ist welk, es ist eine Wasserflasche, in dem Plastikbecher steckt ein Strohhalm.

Krankenhaus. Definitiv.

Ich hebe eine Hand, spüre die Anstrengung in den Muskeln, ich ertaste den Stoff der Bettdecke, fühle das Laken unter meinen Waden. Die Welt ist wieder da, ich bin wieder ein Teil davon. Und ich muss mich dem stellen, was ich getan habe.

»Willkommen zurück.«

Salims warme Stimme, einzelne Silben bleiben an meiner Haut kleben. Ich öffne den Mund, will reden, aber stattdessen krächzt es unnatürlich hoch aus meiner Kehle.

»Moment.« Salim gießt Wasser in die Tasse und reicht mir den Strohhalm. Ich trinke gierig, spüre die kalte Flüssigkeit in meiner Kehle. Ich spüre.

Wieder versuche ich zu reden. Wieder schaffe ich es nicht.

»Ich vermute, du willst wissen, was passiert ist.«

Ich nicke. Versuche dabei, in seiner Mimik, in seiner Körperhaltung und seiner Stimme zu erkennen, wie er auf mich reagiert. Ich habe ihm das Leben gerettet. Aber ich habe Earl Grey erschossen. Tränen laufen meine Wange hinab. Nun bin ich also doch zum Monster geworden. Der Samen, den David in mich gepflanzt hat, hat Früchte getragen und mich vergiftet. Salim überwindet die Distanz zwischen uns und tritt an mein Bett, er legt seine Hand an meine Wange und wischt die Träne mit dem Daumen weg.

»Kannst du dich an alles erinnern?«

Ich schüttle den Kopf. Noch immer sind die wenigen Bruchstücke, die ich gesehen habe, alles, was existiert. Ich weiß nicht, wo ich vor der Lichtung war, ich weiß nicht, was in der Zeit zwischen den Fragmenten geschehen ist. Ich bin nicht mehr als ein durcheinandergewürfeltes Puzzle.

»Anuk«, sage ich, weil ihr Name seit dem Aufwachen in meinem Kopf umhergeistert.

»Ihr geht es gut. Sie hatte eine schwere Gehirnerschütterung und musste zwei Tage zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben, ehe sie wieder auf die Lichtung durfte.«

Ich ziehe die Stirn kraus, Salim versteht meine Frage.

»Du bist seit zwei Wochen hier.«

Ein Ruck durchfährt mich, ich blicke an mir hinab, als würde ich mich gerade das erste Mal sehen. Zwei Wochen. Ich liege hier seit zwei Wochen? Ich hebe die Decke an, als könnte mein verborgener Körper mir Antworten geben. Doch bevor ich einen Blick darauf werfen kann, drückt Salim meine Arme hinunter, und mir fehlt die Kraft, Widerstand zu leisten.

»Helena, es ... es ist etwas geschehen.«

Er wirkt zerknirscht, und noch bevor ich mich zurückhalten kann, platzt es aus mir heraus.

»Ich habe Earl Grey erschossen. Es tut mir leid, es tut mir so leid.«

Wieder weine ich, dieses Mal richtig. Mein ganzer Körper erzittert unter Schluchzern. Ein Stechen in meiner Seite lässt mich nach Luft ringen. Verzweifelt schaue ich zu Salim. Was ist das für ein Schmerz? Was ist mit meinem Körper?

Er streift meinen Arm, traut sich nicht, mich ganz zu berühren. Wir schweben in einem Zustand, der uns beiden nicht vertraut ist. Zwischen uns war von Anfang an tiefe Verbundenheit. Und jetzt stehen wir an den gegenüberliegenden Ufern eines Flusses, während all die Wahrheiten und Geschehnisse zwischen uns durchrauschen.

»Earl Grey ist nichts passiert.«

Ich richte mich auf. »Aber ich habe geschossen. Zweimal. Ich erinnere mich daran. An zwei Schüsse. Mit dem ersten habe ich ... ich habe zuerst ...« Ich kann es nicht aussprechen. Kann das Bild nicht heraufbeschwören, wie Davids Kopf zur Seite fliegt und Blut spritzt. Ich sehe ihn über Salim und ich sehe ihn tot am Boden liegen. Das Dazwischen verdränge ich im schwarzen Dunst meines Kopfes.

»Die Polizei rekapitulierte folgendes: David hat dich irgendwie auf der Lichtung gefunden.«

»Er hat mich bis jetzt immer gefunden. Er hat weitreichende Kontakte.«

»Nun. Aus irgendeinem Grund hat er beschlossen, es an jenem Abend zu Ende zu bringen. Er hat vor der Schranke geparkt und sie manipuliert,

damit niemand von uns wegkann. Dann hat er Anuk niedergeschlagen und wollte in deine Hütte. Du bist vor ihm geflohen, und er ist dir gefolgt. Dann kam ich, und er hat sich zu meinem Auto geschlichen und die Scheibe eingeschlagen. Was genau er da gesucht hat, werden wir nie herausfinden. Dabei ist Earl entwischt und in den Wald gerannt. David kam zurück auf die Lichtung, ist in Anuks Hütte gestürmt und dann hast du ...« Salim streicht über meine Hand.

»Und dann habe ich ihn ...« Ich will es gerade aussprechen, als Salim mich unterbricht.

»Nachdem du mir das Leben gerettet hast«, er blickt mir tief in die Augen, um diese Wahrheit in mich zu pflanzen, um jegliche andere Sichtweise aus mir zu verbannen, »bist du außer Kontrolle geraten. Du hast *Immer zweimal* gerufen und die Waffe abwechselnd auf uns gerichtet.«

»Das hat er zu mir gesagt. Alles musste ich zweimal machen. Bei meinen Eltern, bei ihm. Nichts konnte ich beim ersten Mal richtig machen, für nichts war ich gut genug.«

Salim legt den Kopf schief. »Mich hattest du beim ersten Umdrehen.«

Ich erstarre. Die Wucht seiner Worte durchschlägt meine Panik. Er nimmt meine Hand, streichelt sie vorsichtig um die Kanüle herum. Wir genießen diesen kurzen Augenblick, in dem wir nicht mehr sind als wir beide.

»Du hast dich vor mich gestellt«, sage ich, als eine Erinnerung aufblitzt. Der Pistolenlauf auf Salims Brust.

»Ich wusste, dass du mich nicht erschießen würdest.«

»Ich hatte die Kontrolle verloren, das war leichtsinnig.«

Ich denke an die Nacht in meinem Bett, als er mir erzählt hat, was Gott für ihn ist, wie zuversichtlich er ist, dass es ihn gibt, wie sehr er ihn spürt und in sein Leben lässt.

»Du hättest Anuk schützen sollen.«

»Ich tat, was ich in diesem Augenblick für richtig hielt.«

Keine Zweifel. Keine Reue.

»Was habe ich getan?« Ich halte die Ungewissheit nicht mehr aus. Ich muss wissen, was geschehen ist. Jetzt sofort.

»Du hast dich selbst angeschossen.«

Ich erstarre. »Was?«

»Es war das Schlimmste, was ich je gesehen habe. Deine Augen zuckten hin und her, deine Muskeln schlugen unkontrolliert aus, dein ganzer Körper wurde von kurzen Impulsen geschüttelt. Du hast mit dir selbst gekämpft,

und ich konnte dir nicht helfen. Und dann, ganz plötzlich, hast du den Lauf der Waffe herumgerissen und auf dein Herz gezielt.« Ich stocke, kann kaum atmen, ich hebe die Decke, lupfe das Nachthemd und blicke darunter, meine Brust ist unversehrt, kein Loch ist darin, keine Kugel hat die Haut durchschlagen. Doch dann hebe ich das Nachthemd weiter und ich sehe ein großes Pflaster über meinem linken Hüftknochen.

»Ich hatte gerade noch genug Zeit, um die Waffe nach unten zu reißen, als du auch schon abgedrückt hast.«

»Du hast mich gerettet.«

»Ja.«

»Ich wollte mich töten.«

Als ich die Worte sage, weiß ich, dass sie stimmen. Ich wollte ein endgültiges Ende. Wollte alles von David töten, auch den Teil von ihm, der noch in mir war.

»Du wolltest uns schützen. Du wusstest, dass du deinen Zwang nicht länger unter Kontrolle haben wirst, und hast die Waffe lieber auf dich selbst gerichtet, als uns zu verletzen.«

Ich schlucke, meine Zunge klebt in meinem Mund. Ich deute auf den Becher, und Salim reichte ihn mir. Meine Kehle ist staubtrocken, meine Lippen lassen sich kaum genug öffnen, um den Strohhalm dazwischen zu schieben. Ich trinke und denke. Vielleicht ist jetzt alles vorbei. Vielleicht habe ich es geschafft, Stille herbeizuführen. In der Vergangenheit, in der Dunkelheit habe ich mich David gestellt, und ich habe ihn besiegt.

»Ich sollte wohl langsam eine Therapie in Angriff nehmen.«

Salim lacht. Die Anspannung weicht aus dem Raum.

»Das, liebe Helena, ist eine sehr gute Idee.«

Ich schlucke schwer, als mir ein anderer Gedanke kommt, er poltert nun in meinen Kopf, immer schneller, immer tiefgreifender.

»Werde ich angeklagt?« Meine Frage ist kaum mehr als ein leises Flüstern, und ich setze die schwerwiegendere Frage hinterher. »Muss ich ins Gefängnis?«

Davids Tod bedeutet Freiheit. Endlich, endlich Freiheit. Ich muss nie wieder über die Schultern blicken, nie wieder mit zitternden Fingern den Briefkasten öffnen, nie wieder mein Handy nehmen und Angst haben, eine Nachricht von ihm darauf zu finden. Und mit ihm ist auch das Bild gestorben, das er von mir hatte. Ich bin nicht mehr ich mit dem

Selbstbildnis, das er von mir gezeichnet hat. Aber vielleicht, vielleicht habe ich diese Freiheit auch nur gegen eine andere Gefangenschaft getauscht.

»Nein. Anuk und ich wurden befragt. Stundenlang. Wir haben alles erzählt, was wir in den letzten Wochen erlebt haben. Vom Aschenbecher und den toten Hühnern. Von den Einbrüchen und dem, was er dir angetan hat. All das hat die Kommissare und die zuständige Staatsanwaltschaft Richtung Notwehr gedrängt, aber als sie dann die Aufnahmen unserer Überwachungsanlage gesichtet haben, war klar, dass die Geschichte stimmt. Sie haben gesehen und gehört, was du gesagt hast, haben erkennen können, was im Wohnzimmer geschehen ist. Und letztendlich haben alle Zeugen bestätigt, dass du Angst hattest. Jörn, die Monteure, die dir die neue Tür eingebaut haben, Anuk, ich.«

»Anuks Haus ist nicht verkabelt.«

Ich denke daran, wie schwer es mir gefallen ist, auch nur Anuks Umrisse zu erkennen.

»Nein, aber eine Kamera war vermutlich durch den Wind so verrutscht, dass man damit gut erkennen konnte, was in Anuks Wohnzimmer vor sich ging. Und dann war da noch die Tatsache, dass sie in Davids Haus ein paar erdverkrustete Schuhe gefunden haben. Sie haben Proben davon analysiert und herausgefunden, dass sie identisch mit den Proben waren, die sie von unserem Boden genommen haben.«

»Er war schon vorher auf der Lichtung gewesen.«

Salim nickt. »Du musst noch eine Aussage machen, aber im Prinzip ist die Anklage gegen dich fallengelassen worden.«

Ich hadere mit mir, blicke Salim an. »Ich habe ihn getötet. Als ich abdrückte, beendete ich ein Leben.«

»Das hast du.«

»Wie soll ich damit leben, jemanden getötet zu haben?«

Salim schweigt einen Augenblick, und dann ist seine Stimme ganz leise an meinem Ohr und wispert in meinem Kopf: »Er hat es nicht anders verdient. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich ihn selbst getötet, und Anuk hätte das auch. Helena, ich sage es nur dir und nur dieses eine Mal. David hatte es verdient, zu sterben. Du hast es verdient, frei zu sein.«

Ich schluchze, kann die Tränen nicht mehr kontrollieren. Ich bebe und zucke. Koste das Gefühl der Freiheit, diese neue Weite in meiner Brust, weil meine Fesseln zersprungen sind. Ich kann ich sein. Endlich. Nach all den Jahren bei meinen Eltern, nach all der Zeit, die ich bei David verbracht

habe, und all den Jahren, die ich versucht habe, von ihm loszukommen, bin ich endlich frei. Ich halte die Hände vor meine Augen, und säße ich vornübergebeugt, würde sich ein See darin bilden, so sehr weine ich vor Erleichterung und Erschöpfung. Die Matratze sinkt nach unten, Salim hält mich. Ich liege in seinen Armen und auf ihm, er riecht nach Wald, nach unserer Lichtung, nach meinem Zuhause. Er bildet eine neue Welt für mich, in der alles möglich ist. In der wir die Version unserer Selbst sein können, die wir verdient haben. Salim hat mich gerettet. Vor David und meiner eigenen Zukunft. Endlich konnte er schützen, was zu ihm gehört. Und das tue ich. Mit Haut und Haar. Mit Leib und Seele, mit meiner Vergangenheit und meiner Zukunft. Ich vergrabe mich ganz tief in ihm. Wir liegen in diesem schmalen Bett, ich sehe, ich fühle, ich existiere, ich habe das Nichts besiegt.

»Wie lange bist du schon hier?«, frage ich Salim.

»Anuk und ich wechseln uns ab.«

»Das beantwortet meine Frage nicht.«

»Seit zwei Wochen teilen wir die Tag- und Nachtschicht untereinander auf.«

Anuk ist der Tag, Salim die Nacht.

»Warum das? Ich liege in einem Krankenhaus.«

Salim schweigt einen Augenblick, als würde er überlegen, was er mir erzählen kann und was nicht. Als würde es Aspekte meines Lebens geben, die ich besser nicht erfahre.

»Die Ärzte meinten, du würdest dich in einer Art Schock befinden. Es ist möglich, dass in diesem Zustand die Sinne schwinden.«

Ich keuche. Das. Das ist mir passiert. Genau das.

»Woher wussten sie, dass ich das habe?«

»Du hast uns angesehen.«

»Ich habe euch nicht gesehen.«

»Ich weiß. Du hast immer wieder geschrien, hast gebettelt, dass man dich gehen lässt, hast dich angefasst, hast die Decke angefasst, hast gewimmert und immer wieder gefragt, warum nichts da ist. Es war schlimm anzusehen. Einmal mussten die Ärzte dich sogar fixieren, weil du dir beinahe die Drainage aus der Wunde gezogen hättest.«

Grundgütiger. »Und warum wart ihr dann da?«

»Weil du dich jedes Mal, wenn wir uns zu dir gebeugt und dich berührt haben, beruhigt hast. Wenn du unsere Stimmen gehört hast, wurdest du still

und schienst wie weggetreten zu sein. Als würdest du dich irgendwo befinden, wo nur du hinkonntest.«

»In meiner Erinnerung. Ich war auf der Lichtung. Mir fehlen ... mir fehlt immer noch so viel.«

»Das kommt wieder. Keine Angst. Das Gehirn braucht Zeit, um so einen Schock zu überwinden und wieder zu sich selbst zu finden.«

»Haben die Ärzte so genau mit dir über meinen Zustand geredet?«, frage ich.

»Nein.«

»Woher weißt du das dann?«

»Google.«

Ich lache. Ich lache richtig. Nicht, wie Zwei gelacht hätte, nicht wie Juli gelacht hätte. Ich lache wie Helena, die überlebt hat, die immer wieder aufgestanden ist. Ich lache wie Helena, die Menschen um sich hat, die sich so sehr um sie sorgen, dass sie an ihrem Bett sitzen und sie schützen, während ihre Wunden heilen. Ich lache wie Helena, die ihre Geister sorgsam auswählt. Die entscheiden kann, welche sie begleiten sollen und von welchen nur noch eine Essenz zurückbleiben darf. Johanna. Johanna wird bei mir bleiben. Wohin ich auch gehe.

Und Salim. Und Anuk. Und Earl Grey.

Ich lache und küsse Salim.

Ungezwungen und frei.

Endlich.

Kapitel 60

Ich sitze auf dem Krankenhausbett, meine Beine baumeln ungeduldig hin und her. Seit gestern trage ich wieder normale Kleidung und sehne meine Entlassung herbei. Die Ärzte würden mich gerne noch ein bisschen länger hierbehalten, aber ich muss zurück. Mein Herz vermisst den Wald, den Wind, die Hütte, mein Zuhause. Und ich vermisse Anuks Essen. Trotz meines Flehens und Bettelns hat sie sich nicht erweichen lassen, mir eine Portion verkochtes Gemüse mit knackigen Nudeln herzubringen. Aber vielleicht würde es hier auch nicht so schmecken. Vielleicht war Anuks Essen nicht einfach nur Nahrung, sondern es war ein Gefühl. In meinem Bauch, in meinem Herzen. Ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Heimat. Ich freue mich unbändig auf die gelbe Wachsdecke, auf ihre braunen Fliesen, auf ihr hektisches Treiben in der Küche und ihr störrisches Wesen. Und ich freue mich darauf, heute Nacht mit Salim in meinem Bett zu liegen. Ich will hören, wie der Wind gegen die Hütte drückt und der Regen auf das Dach prasselt, ich will mein Bein strecken und mit den Zehenspitzen über Earls Fell streifen. Ich will all das.

Ein älterer Arzt betritt das Zimmer und blickt mich über seinen Brillenrand hinweg an.

»Sie wollen uns verlassen?«

»Unbedingt.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Gut.«

Er legt den Kopf schräg, und ich seufze.

»Meine Erinnerungen sind immer noch nicht vollständig zurück. Ich habe Schmerzen im Bauch, wenn ich etwas anhebe, ich kann wieder problemlos laufen, auch die Treppen bin ich bereits mit meiner Physiotherapeutin gegangen. Ich habe keine Probleme mit dem Klogang, kann lachen, ohne dabei zu pinkeln, und pinkeln, ohne dabei zu weinen, und ich fühle und sehe alles.«

Nun seufzt er. »Legen Sie sich bitte noch einmal hin.«

Ungeduldig lasse ich mich auf die Matratze zurückfallen und schiebe ungefragt mein T-Shirt nach oben. Der Arzt tastet meinen Bauch ab, drückt und quetscht meine Organe zusammen, als könne er so eine Lüge ans

Tageslicht befördern. Als alles schweigt, geht er zu dem Pumpspender an der Tür, spritzt sich Desinfektionsmittel in die Hand und verreibt es.

»Ich würde noch ein paar Tage unter ärztlicher Beobachtung für angebracht halten, verstehe aber Ihren Wunsch, entlassen zu werden. Manchmal hilft die vertraute Umgebung, die Erinnerungen zusammenzufügen. Und Sie sind nicht allein?«

»Nein«, sage ich und richte mich auf. »Nein, ich bin nicht allein.«

Der vermutlich wichtigste Satz meines Lebens. Immer und immer wieder würde ich ihn sagen.

Der Arzt nimmt sein Klemmbrett, kritzelt etwas darauf und sieht mich dann an. »Ich entlasse Sie.«

»Halleluja.« Ich hebe die Arme und wedle damit.

»So schlecht ist unser Essen auch nicht.«

»Nein, aber zu Hause ist es besser.«

»Das ist es immer. Ich mache den Entlassungsbrief fertig, und dann können Sie gehen. Werden Sie abgeholt?«

»Ja«, sagt Salim und betritt das Zimmer.

Ich grinse. Von einem Ohr zum anderen. Wie Earl Grey.

»Gut.«

Der Arzt zwängt sich an Salim vorbei.

»Ich darf gehen«, sage ich, springe vom Bett und klammere mich an ihn. Meine Zurückhaltung ist wie weggeschwemmt, ich kann sein, wer ich bin.

»Ich habe es gehört«, sagt Salim und vergräbt seine Nase in meinen Haaren. »Endlich. Endlich kommst du wieder nach Hause, zu uns.« Er streicht meinen Rücken entlang, und Gänsehaut vibriert auf meiner Haut.

»Ich kann es kaum abwarten«, sage ich und küsse seinen Hals.

»Vielleicht warten wir damit noch ein bisschen.« Seine Stimme ist rau und voller Lust.

»Bis wir zu Hause sind auf jeden Fall.«

Salim schiebt mich ein wenig von sich, sein Blick schweift über mich, bleibt an meinem Bauch hängen, ehe er mich schließlich ansieht.

»Fühlst du dich wirklich fit genug, das Krankenhaus zu verlassen?«

»Auf jeden Fall.«

Er nickt, bohrt seine dunklen Augen in mich hinein, aber nicht so, wie David es getan hat. In seinem Blick hat Abscheu gelegen, den ich in mir aufgenommen habe. In Salims liegt Zugehörigkeit und Zusammenhalt, aber auch Besitz. Und das ist okay. Sehr sogar. Ich möchte zu etwas gehören. Ich

möchte besitzen und besessen werden, mit dem Unterschied, dass ich ganz genau bestimmen kann, was ich hergebe. David nahm mir meine Selbstachtung, mein Wesen, meine Selbstbestimmung und meine Zukunft. Salim gebe ich freiwillig meine Liebe, denn wenn ich ihm nicht einen kleinen Teil von mir gebe und er mir nicht einen von sich, was haben wir dann voneinander?

»Dann lass uns gehen.«

»Ich muss noch auf den Arztbrief warten.«

»Okay, dann bringe ich schon mal die Sachen zum Auto.«

Er küsst mich, und ich werde weich unter der Berührung seiner Lippen. Salim nimmt meine Taschen, wirft sie sich über die Schultern und geht aus dem Zimmer. Ich warte auf den Arzt, meine Beine baumeln.

Hin und her.

Vor und zurück.

Hin und her.

Und dieses Gefühl erinnert mich an etwas. Ich schüttle mich, kann nicht einordnen, was ich fühle.

Hin und her. Meine Beine baumeln. Ich wehre mich, denn das Gefühl in meinem Bauch ist flau und falsch. Es geht nicht weg. Plötzlich verschwimmt das Krankenhauszimmer vor meinen Augen und ich werde in eine Erinnerung gesogen.

Hin und her.

In die Vergangenheit, die nichts Gutes verheißt und die ich dachte losgeworden zu sein. Aber so ist das mit Geistern. Sie gehen erst dann, wenn sie wollen.

Kapitel 61

Ich saß auf der Schaukel, meine Beine baumelten hin und her. Von meiner Position aus konnte ich Jeannette beobachten, die Wäsche aufhängte. Bücken, in den Wäschekorb greifen, auf die Leine spannen, zwei Wäscheklammern, fertig. Und wieder bücken, aufhängen, festklammern, fertig.

Die Monotonie der Bewegung brachte meine Gedanken zum Surren. Still wiederholte ich, was ich gerade erfahren hatte: Vier war freigekommen. In mir brodelte heiße Wut. Er hatte Eins auf dem Gewissen. Ohne ihn fühlte ich mich entzweit, als würde ein Teil von mir auf dem Waldboden verrotten. Ein Anwalt aus einer Schickimicki-Kanzlei hatte Vier verteidigt, und bei dieser Ungerechtigkeit, bei diesem Privileg, das ihm zuteilwurde, sträubten sich mir die Haare. Ich erinnerte mich noch genau daran, wie der Anwalt mit seinen glänzenden Lackschuhen durch den Gerichtssaal stolziert war und seine eisblauen Augen sich immer wieder auf mich geheftet hatten.

Bei der Urteilsverkündung durfte ich nicht dabei sein. Jeannette und Rainer hatten das für keine gute Idee gehalten und so hatte ich erst jetzt erfahren, dass niemand für Eins' Tod würde büßen müssen. Vier war freigekommen, weil dieser Anwalt für ihn in die Bresche gesprungen war. Meine Gedanken kreisten um die Verhandlung, als der Verteidiger mir Vorwürfe gemacht und Tatsachen verdreht hatte, als er behauptete, wir hätten Vier im Wald angetroffen und uns über ihn lustig gemacht. Dann, als er sich wehren wollte, seien wir lachend weggerannt und Eins gestürzt. Vier war grobschlächtig und brutal, hinterhältig und aggressiv. Aber er war nicht schlau. Diese Geschichte kam niemals von ihm. Nie im Leben hätte er sich das ausdenken können.

Das kam von diesem Anwalt. Ich hüpfte von der Schaukel und schlenderte ins Haus, tat so, als wäre ich unbeteiligt. Als läge meine Vergangenheit hinter mir und als würde ich mich einzig und allein auf die Zukunft fokussieren. Dann ging ich an den Computer, den ich jederzeit benutzen durfte.

Ich suchte solange, bis ich den Namen des Anwalts fand.

David.

Dann suchte ich weiter.

Kapitel 62

Ich halte mir den Bauch, um die Wunde nicht zu sehr zu reizen. Meine Erinnerung an die Zeit bei Jeannette und Rainer kommt plötzlich wieder. Ich sehe mich, wie ich bei ihnen gelebt habe. Voller Wut und Hass.

Ich kann mich ganz genau daran erinnern, wie ich damals auf der Schaukel den Plan gefasst habe, *sie* damit nicht durchkommen zu lassen. David und Vier, meine Eltern, die Gemeinschaft. Meine Emotionen befanden sich in dieser Zeit in einem furchtbaren Chaos. Ich war eine junge Heranwachsende, die aus einem verhassten, aber doch bekannten Lebensmodell in eine völlig neue Welt geworfen worden war. Noch dazu hatte ich den einzigen Menschen verloren, der mir Halt und Wärme geschenkt hatte.

Allmählich beruhigt sich mein Herzschlag, und ich klammere mich an die neuen Erkenntnisse, die mir die wiedergekehrten Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend gebracht haben. Meine Eltern waren immer noch in ihrem militanten Glauben an ein mystisches Wesen im Himmel mit Rauschbart gefangen. Nachdem ich die Gemeinschaft verlassen habe, habe ich sie nie wiedergesehen. Und dann denke ich über David nach. Über unser Kennenlernen. Mir wird bewusst, dass ich Salim und Anuk nicht gesagt habe, warum ich zu David gefahren war.

Eine Erinnerung: Jeannette, Rainer und ich am Küchentisch. Ich, wie ich erkläre, dass ich vorzeitig in eine eigene Wohnung ziehen möchte. Jeannette und Rainer, wie sie mich unterstützen, aber sagen, dass ich das beantragen muss. Dass ich vermutlich einen Anwalt brauchen werde.

Habe ich auch sie angelogen? Ich greife mir an den Kopf. Macht das einen Unterschied? Meine Augen tränen vor Anstrengung, ich schließe sie für einen Moment und sehe mich, wie ich auf einen Laptop starre. In einem Ohr ein Ohrstöpsel, mit dem anderen achte ich auf meine Umgebung. Ich bin Juli mit David. Ich bin Juli, die versucht, von ihm wegzukommen. Ich lausche einem Onlinekurs übers Bücherschreiben. Eine Autorin sitzt auf einem grauen Sofa, die Wand hinter ihr schwarz, ihre Haut ebenmäßig, ihre Haare fließen in sanften Wellen über ihre Schultern.

»Der Trick ist«, so sagt sie, »keine Person zu erschaffen, sondern eine neue Person zu sein. Wenn du über jemanden schreibst, der lange Abendspaziergänge liebt, dann tust du das auch. Wenn du über jemanden

schreibst, der jeden Morgen Whisky trinkt, dann tust du das auch. Wenn du über jemanden schreibst, der viel liest und Menschen hasst, dann tust du das ab jetzt auch. Schlüpfe nicht nur für ein paar Stunden am Tag in diese Person, werde zu ihr.«

Sie bezieht sich auf einen Einwand, den sie oft hört, ob nicht die Gefahr besteht, sich in diesen Rollen zu verlieren.

»Wenn du Angst hast, dich selbst zu verlieren, dann schreib Mickey-Mouse-Hefte. Denn genau darum geht es beim Bücherschreiben. Darum, dass du dich verlierst und neu entstehst. Jedes Mal aufs Neue.«

Ich springe vom Krankenhausbett, und alle Teile des Rätsels schwirren um mich herum, ich sehe sie nun klar und deutlich. Ich sehe mich, wie ich herausfinde, wer ich bin. Wie ich meine Geburtsurkunde studiere, wie ich die Vorfahren meines Vaters ausfindig mache und die meiner Mutter. Jedes Detail unserer Familiengeschichte recherchiere ich, denn sie alle sind ein Teil von mir. Wenn man die Stärken und Traumata kennt, die in den Genen wirbeln, kann man sie sich zu eigen machen. Stück für Stück entferne ich alles von mir, das nicht zu meinem Kern gehört, werfe es ab und werde zu Helena. Ich sehe, wie ich Zwei und Juli auflöse. Sehe, wie ich trainiere, Helena zu sein. Wie ich Angst und Verzweiflung übe, wie ich lerne, bei Geräuschen zusammenzuzucken, wie ich vor dem Spiegel übe, die Augen in Schock aufzureißen. Wie ich bemitleidenswert werde und meine wahre Natur verberge. Das Geheimnis ist, Wahrheit und Lüge zu vermischen. So viel Wahrheit, wie möglich, so wenig Lüge, wie geht. Ich kannte die Angst, von David gefunden zu werden, ich hatte sie auf der Lichtung nicht spielen müssen. Ich hatte mich nur erinnern müssen.

Und dann sehe ich mich wieder, wie ich auf Johannas Dachboden knie. Die Frau, die ich nie kennengelernt habe, aber deren Geist doch in meinem Blut pulsiert.

Johanna war meine Urgroßmutter. Die Großmutter meiner Mutter.

Ich breche auf dem Krankenhausboden zusammen. Diese Information reißt mich nieder. Wie konnte ich das vergessen? Warum war ich in diese Hütte gezogen? Was wollte ich wirklich auf der Lichtung?

Ich sehe mich, wie ich ein Buch aufschlage, in dem Johanna, *meine gottverdammte Urgroßmutter* , unsere Ahninnen aufgelistet hat, weil sie der festen Überzeugung war, dass Stärken von Frauen vererbt werden. Und ich sehe, wie mir ein loses Blatt in die Hände fällt, die Ecken zerbröseln

beinahe unter meinen Fingerspitzen, die geschwungenen Buchstaben aus verblasster Tinte.

Ich lese:

Wurzeln

Man sagt, sie sei eines Nachts in den Wald gelaufen, um den Tod zu treffen. Mit schweren Schritten, als drückten Schmerzen sie tief in den sumpfigen Boden. Umgeben von knorrigen Bäumen mit klauenartigen, im Wind knarzenden Ästen wankte sie durch die Dunkelheit. Knackend brachen dünne Zweige unter ihren Füßen, zischend wichen die Kreaturen der Nacht. Weder Angst noch Kälte, weder Pein noch Blut ließen sie langsamer werden.

Allein, allein lief sie weiter in die Finsternis.

Doch mitten auf einer Lichtung blieb sie stehen. Ihr Atem ging stoßweise, Schweiß perlte über ihren fieberheißen Rücken. Sie hockte sich hin, tastete über das feuchte Moos und sank darauf. Stoisch richtete sie den Oberkörper auf, ihr Blick streifte Ende und Anfang. Die Sterne funkelten am Firmament, der Wind schob sich pfeifend durch die Baumreihen. Gelegentlich legte sie den Kopf schief oder schnaubte verächtlich. Während die Nacht ihre Witterung aufnahm, tobte im Körper meiner Ahnin die Pest. Es heißt, sie hätte in jenen Stunden dem Tod ins Antlitz gestarrt und ihm die Stirn geboten. Wieder und wieder. Mit spitzen Klauen schlug er um sich, wütete gegen diese unbeugsame Frau. Doch am Ende verzog er sich mitsamt seinen eitrigen Beulen. Nach drei Tagen kehrte die Totgeglaubte aus dem Wald zurück.

Als Bezwingerin. Als Eine, die den Tod überlistete.

Diesem Schoß entstamme ich.

Es heißt, man könne uns biegen, aber niemals brechen.

In diesem Augenblick, auf dem Dachboden und im Krankenhaus, wird mir klar, dass ich einer Linie von Kämpferinnen entstamme. Meine Mutter wehrte sich auf ihre Weise gegen ihren Mann und die Gemeinschaft, als sie versuchte, mich abzutreiben, als sie nicht zulassen wollte, in diese Gemeinschaft ein Kind zu gebären. Ich verstehe, dass sie mich schützte, indem sie mich von den anderen und ihrem Fanatismus isolierte. Wie sie mich mit Absicht in den Garten schickte. Als Strafe. Als einzige Möglichkeit, an Nahrung zu kommen. Sie förderte meine Wut, und machte mich dadurch stark. Aber meine Mutter und ich haben die gleiche Schwäche: Wir können nicht gehen.

Ich sehe mich, wie ich in Johannas Wohnzimmer sitze, das Muster der kleinen Deckchen nachfahre und erkenne, dass darin Worte verwebt sind. Geschichten aus dem Alltag, aus dem Leben meiner Mutter, von mir. Ihre Erkenntnis, dass sie mir gegenüber niemals Liebe zeigen durfte, weil sie *ihm* sonst das Wichtigste in ihrem Leben offenbaren würde. Und ich sehe glasklar, wie meine Mutter abends im Wohnzimmer sitzt und kleine, unbeachtete Deckchen häkelt. Die einzige Möglichkeit, mit ihrer Großmutter, die Frau, die sie großgezogen hat, in Kontakt zu treten. Alles andere muss mein Vater verboten haben.

Ich erkenne, dass ihr Trauma, nicht gehen zu können, zu meinem wurde. Ich habe mich in Davids Grausamkeit verheddert und verloren, aber ich habe mich befreit. Ich habe ihn abgeschüttelt und bin aus dem Haus geflohen, in dem er mir so viele furchtbare Dinge angetan hat. Er hat nicht bemerkt, wie ich mich unter seinen kalten Augen in etwas Kühnes, Starkes verwandelt habe. Schon lange bevor ich von Johanna wusste, war ich zu ihr geworden. Der Wind hatte mir ihr Wesen zugetragen und ihren Willen, durchzuhalten.

Ich richte mich auf, als eine Kaskade aus stroboskopischen Erinnerungen auf mich einstürzt und ich zu Boden sacke. Das Krankenhauszimmer verschwimmt in bodenloser Schwärze, und ich verschließe nicht länger die Augen vor meiner Vergangenheit.

Meiner wahren Vergangenheit.

Kapitel 63

Ich saß in dem kleinen Internetcafé, spielte mit einer lilafarbenen Haarsträhne, pulte in dem Loch in meiner Strumpfhose und ging meinen Plan Schritt für Schritt durch. An meiner Misere war ich selbst schuld. Ich war so dumm gewesen, zu glauben, ich könne mich an David ranschmeißen, mich in sein Haus schleichen, um etwas zu finden, womit ich ihm dieses überhebliche Leuchten aus den Augen wischen konnte. Ich war der festen Überzeugung gewesen, stärker zu sein als er, hatte nie mit der Wucht gerechnet, mit der er in mein Denken eingebrochen war und mich beherrscht hatte. Es hatte lange gedauert, bis ich mich von ihm befreien konnte. Nun war ich auf der Flucht. Denn David verlor nicht gern. Schon gar nicht gegen jemanden wie mich.

Wann immer ich an den Anfang dachte, sah ich seine hochgezogene Augenbraue, mit der er mich bedachte, als ich in seinem Büro stand und ihn bat, mich zu vertreten. Er wusste, dass jedes Wort von mir ein Vorwand war, um zu ihm zu kommen. Er war viel zu teuer für mich, außerdem hatte er den Jungen verteidigt, der meinen Freund auf dem Gewissen hatte, und doch stand ich vor ihm. Ich hatte die Neugierde des Raubtiers geweckt. Ich spielte das naive Mädchen, das sich in ihn verguckt hatte, senkte den Blick, wann immer er mich ansah, wurde rot, wenn er mit mir sprach, nestelte an meinem Rock, bis dieser hochrutschte. Ich setzte meine Unschuld gekonnt ein und opferte sie ihm. Wir begannen relativ schnell eine hitzige Affäre, ich ließ ihn meinen Körper benutzen, um näher an ihn heranzukommen, doch wann immer wir uns trafen und miteinander fickten, waren wir an einem öffentlichen Ort, und ich hatte keine Gelegenheit, in sein Innerstes, sein Haus zu gelangen. David war einer jener Männer, denen jedes Mittel recht war, um voranzukommen, ich konnte mir schlichtweg nicht vorstellen, nichts gegen ihn zu finden. Und so nahm ich sein Angebot an, zu ihm zu ziehen. Allerdings befand ich mich zu diesem Zeitpunkt schon zu lange in seinen Fängen, trudelte immer tiefer in seine dunklen Fantasien. Nach ein paar Tagen bei ihm hatte ich keine Kraft mehr, nach etwas zu suchen, nach ein paar Wochen war mein sehnlichster Wunsch, mich selbst wiederzufinden, nach mehreren Monaten war ich kaum mehr als ein Schatten. Ich wurde zu Juli, wie David sie wollte. Hörig, still, ergeben, zersplittert.

Ich ließ die Haarsträhne fallen, beugte mich vor und öffnete den ersten Reiter der Internetsuchmaschine. Zweifel an meinem Vorhaben hatte ich nicht. Ich tat das Richtige, weil es auf David keine andere Antwort gab. Wenn ich seinen Weg nicht beenden würde, würde er ihn mit weiteren Leichen pflastern. Ich betrachtete die Waldsiedlung, bestehend aus drei Hütten, von denen zwei mir gehörten, weil ich sie von meiner Urgroßmutter geerbt hatte, nachdem meine Mutter das Erbe ausgeschlagen hatte. In eine würde ich ziehen, in der zweiten wohnte eine Frau mit der typischen Biografie einer gewalttätigen Ehe. Krankenhausaufenthalte, häusliche Unfälle, bis sie ihren Mann verlassen und in den Wald gezogen war.

Für die leerstehende Hütte hatte ich zwei Kandidaten rausgesucht. Salim, der seine Familie verloren hatte, und Maik, dessen Bruder im Wachkoma lag, seitdem er von Skins zusammengeschlagen worden war. Im Prinzip lag die Entscheidung nun nicht mehr bei mir. Ich hatte Salim und Maik eine Werbemail mit Fotos von der Hütte geschickt. Vielleicht bissen beide an, vielleicht keiner. Dann würde ich weitersuchen müssen. Ich hatte mich David allein gestellt, diesen Fehler würde ich nicht noch einmal begehen. Aber mir war auch klar, dass ich nicht auf normale Menschen setzen durfte. Man stellte sich nur dann vor andere, wenn man sich aufgrund ähnlicher Erfahrungen in der Vergangenheit miteinander identifizieren konnte, oder wenn die Schuld auf den Schultern so groß war, dass man sie wiedergutmachen musste.

Meine Finger trommelten leise auf den wackeligen Tisch, auf dem der Computer stand. Dieses Mal würde David bezahlen. Dafür würde ich sorgen, dafür würden die anderen sorgen. Sie waren Menschen, aber sie waren auch Geister. Die Geister ihrer Familien, der Gewalt, die ihnen widerfuhr, Geister ihrer Wünsche und Sehnsüchte, ihres Willens und des Neuanfangs. Ich war eine der ihren. Sie würden mich aufnehmen. Und David würde kommen. Ich hatte sein Geld. Ich griff ihn dort an, wo es ihm am meisten wehtat.

Kapitel 64

Das Krankenhauszimmer taucht vor mir auf und verschwindet wieder. Ich taumle, kann mich immer weniger aufrecht halten.

Wie kann das sein? Wie kann ich so ein Mensch sein? Ich bin so nicht, ich bin so nicht. Ich bin ein Mädchen, dem Furchtbares angetan wurde, ich bin eine Frau, die Schlimmes erlebt hat, ich bin eine Überlebende, aber ich bin nicht *das* .

Meine Augen schließen sich von selbst, und ich sehe jede Version von mir. Sehe, wie andere mich haben wollten, wie sie mich gebogen und gebrochen haben. Und ich sehe, wie etwas in mir wuchs. Mit jedem Schlag, mit jedem Verbot, mit jedem Vorenthalten von Liebe, wuchs etwas Dunkles in mir. Ich schüttle mich, weil ich nicht sehen will, wer ich geworden bin. Mit aller Macht möchte ich Helena sein und zu Salim eilen, mich in seinen warmen Armen vergraben und all das hinter mir lassen. Aber das geht nicht.

Denn ich bin eine Konsequenz. Aus meinem Vater und meiner Mutter, aus Vier und Eins, aus David. Sie alle haben mich geformt, jeder hat seinen Beitrag geleistet, und auch all jene, die weggesehen haben. Jene, die geahnt haben, was mir angetan wurde, und mir nicht geholfen haben. All diese Menschen haben meinen Weg vorgezeichnet und diese tiefschwarze Mitternacht in mir entstehen lassen.

Ich bin eine Konsequenz aus Hass, aus Wegsehen, aus Machthunger, ich bin all das, womit man nichts zu tun haben möchte. Ich bin das, was bleibt, wenn Liebe fehlt.

Es haben noch nie zwei Herzen in meiner Brust geschlagen. Das Böse hat das Gute ersetzt.

Draußen auf dem Flur quietschen Gummisohlen auf dem Linoleumboden und verstummen wieder. Ich höre Anuks Stimme in meinem Kopf. Ich sehe sie vor mir, während unseres ersten gemeinsamen Mittagessens.

»Auf gute Nachbarschaft.«

Sie hob ihr Glas, prostete mir erneut zu und leerte den Rest. Als sie ihr Glas auf den Tisch stellte, krachte gleichzeitig im oberen Stockwerk ein Fenster zu. Das Geräusch raste durch meine Eingeweide und fuhr in meine Muskeln. Ich zuckte zusammen, sprang auf und presste mich in eine Ecke der Küche.

Anuk sah mich an, die Lippen leicht geöffnet, die Augenbrauen in die Höhe gerissen, und ich ahnte, dass mit dieser einen Bewegung meine äußere Fassade, mit der ich der Welt ein ruhiges, gefasstes Gesicht zeigte, zersplittert war.

Ich sehe diese Szene deutlich vor mir. So deutlich. Aber mit dem Unterschied, dass ich nun auch sehe, was wirklich in mir vorgeht, und nicht das Schauspiel, auf das ich selbst hereingefallen bin.

»Auf gute Nachbarschaft.«
Sie hob ihr Glas, prostete mir erneut zu und leerte den Rest. Als sie ihr Glas auf den Tisch stellte, krachte gleichzeitig im oberen Stockwerk ein Fenster zu. Ich erkannte meine Chance, sie war perfekt. Für den Bruchteil einer Sekunde atmete ich durch, besann mich darauf, Helena zu sein. Sie nicht nur zu spielen, sondern zu sein. Ich zuckte zusammen, sprang auf und presste mich in eine Ecke der Küche. Anuks Reaktion zeigte mir, dass sie verstand.

Die nächsten Sequenzen sind kaum mehr als ein Flimmern. Mein nächtliches Weinen auf der Veranda, laute, verzweifelte Schluchzer, um Salims Aufmerksamkeit zu erregen. Bewusst ausgewählte Geschichten, die ich ihm von meinen Eltern und David erzähle.

Der Krankenhausboden weicht immer wieder meinen nun wiederkehrenden Erinnerungen. Ich sehe mich, wie ich nachts Anuks Aschenbecher verstecke, ich sehe mich, wie ich mich aus Salims Armen schäle, den Hühnern den Hals umdrehe und ihre Kehlen zerfetze. Ich sehe mich, wie ich Anuks und Salims Angst schüre, dass ihre eigene Vergangenheit auf der Lichtung aufgetaucht sein könnte.

Mein Atem rasselt, mit jeder Erinnerung erkenne ich, wer ich bin. Erneut versuche ich, mich aufzurichten, meine Hand streift die Krankenhausdecke, und ich erinnere mich daran, wie ich Earl absichtlich oft gestreichelt habe, wie ich ihn immer wieder kraulte, damit er mir vertraute, damit er nicht bellen würde, wenn ich nachts in Salims Hütte einbrach. Ich hänge auf allen Vieren, während der Geist der Person, die ich tatsächlich bin, endgültig die Person vertreibt, die ich dachte zu sein.

Ich bin kein Opfer. Nicht mehr.

Ich bin Täterin.

Ich habe diese dämliche Zitrone versteckt, habe die Videokameras bewusst so platziert, dass sie zeigen, was ich möchte, und Zeugnis darüber ablegen, was Davids vermeintliche Anwesenheit mit mir machte. Ich habe die Aufnahmen manipuliert, damit man nicht sieht, wie ich nachts aus dem Bett aufstehe, mich rausschleiche und dann so tue, als würde David einbrechen. Ich selbst habe die Aufnahmen gelöscht, damit die Polizei keine Beweise hat, sondern an uns zweifelt. Ich habe Anuk niedergeschlagen, und bei dieser Erinnerung zieht es in meiner Brust. Ich habe die Schranke manipuliert, damit Salim vor ihr parken muss, habe David eine E-Mail geschickt, dass er mich auf der Lichtung treffen soll, und mich anschließend in sein System gehackt, um sie wieder zu löschen. Ich habe Salim immer wieder angerufen und aufgelegt, bevor ich das Handy auf die Lichtung warf und hoffte, dass David es einstecken würde. Und als ich Earl Bellen hörte, war meine Angst, dass er wieder fahren würde, so groß, dass ich in Anuks Hütte gerannt war und David von ihrem Handy eine Nachricht geschickt hatte, die ich ebenfalls sofort wieder gelöscht hatte. Ich habe sein Handy absichtlich zerstört, damit die Polizei seine letzten Nachrichten nicht überprüfen konnte. Ich habe mich eines nachts, als ich erfuhr, dass Salim nicht mehr durch die Wälder streifte, mit einer Schüssel voller Erde von der Lichtung auf den Weg zu David gemacht. Ich bin nachts in sein Haus eingebrochen, weil ich wusste, wie man sein Sicherheitssystem aushebelte, und weil er arroganterweise nie das Schloss ausgewechselt hat, nachdem ich geflohen war. Ich habe ein paar seiner Schuhe in der Schüssel gewälzt und anschließend ganz hinten im Schrank versteckt, ehe ich wieder zurückgefahren bin. Ich habe den GPS-Tracker in sein Auto gelegt und ihn auch wieder rausgenommen. Doch dann war das Muster meines Zwangs in meinen Plan gebrochen. Zweimal, alles zweimal. Zweimal Anuk, zweimal ich, zweimal Salim, denn ich hatte David auf ihn losgelassen.

Die Lichtung war niemals meine Zuflucht, sie war schon immer der Ort, an dem ich es zu Ende bringen wollte. Und Anuk und Salim waren meine Soldaten, die für mich eingesprungen wären, wenn ich selbst nicht dazu in der Lage gewesen wäre abzudrücken. Falls David mich wieder unter sich begraben hätte.

Aber ich habe auch Fehler begangen. Mir war nicht klar, wie sehr Julis Zwänge mich beeinflussen würden. Ich hatte geglaubt, sie in dem Augenblick beerdigt zu haben, als ich zu Helena geworden bin. Aber ganz tief in mir drin hat sie weitergelebt und meine Handlungen gesteuert und

manipuliert. Mein Glück war nur, dass niemandem aufgefallen ist, dass ich in den Augenblicken, in denen ich alles zweimal getan habe, mit meinen Lügen gehadert habe. Anuk und Salim interpretierten meine Zwänge als ein Zeichen meiner Angst. Mein zweiter Fehler war, dass ich zugelassen habe, dass Salim mir wirklich etwas bedeutet. Während der Zeit auf der Lichtung gelangte ich sogar an einen Punkt, an dem ich alles aufgeben wollte. An dem ich David in Ruhe lassen und ihm das Geld zurücküberweisen wollte, das ich ihm und seinem Club gestohlen hatte. An jenem Tag, als Jörn da war, da habe ich wirklich gemeint, was ich gesagt habe: »Nehmen Sie es aus mir raus.« Ich wollte, dass Jörn den Wunsch nach Rache aus mir nahm. Damit ich mit Salim glücklich werden konnte. Doch dann huschte dieses Mädchen durch Davids Haus, und ich wusste, dass ich nicht aufhören durfte. Wenn ich nachgab, wenn ich David in Frieden lassen würde, würde er weitere Leben zerstören, und sein Club würde ihn decken. Jedes Mal.

Also habe ich ihn getötet. Ohne Reue. Weil David das Böse war. Nun, da ich endlich die Wahrheit kenne über mich und mein Wesen, setzt sich auch das letzte Puzzlestück an seinen Platz. Mein Motiv. Der allererste Stein, der alle anderen ins Rollen brachte: Eins.

Es geht um Eins. Es ist immer um Eins gegangen. Er war mein Anfang und mein Ende. Sein Tod hat Zwei mitgenommen. Jedes Quäntchen Liebe, das ich in mir hatte, ist an diesem Tag gestorben.

Nach Eins gab es nur noch Hass.

Der Junge ohne Namen, dem ich mittlerweile so viele gegeben habe: Seelengefährte, Liebe, Zukunft, Ein und Alles. Zugeflüstert in den einsamen Nächten, wenn ich verzweifelt und zu sehr Juli war, um mich aus Davids Klauen zu befreien.

Aber das ist Geschichte. Genauso wie Zwei und Eins und Helena.

Sie alle haben einem Zweck gedient. Meiner Rache.

Ich stehe auf. Beide Beine durchgestreckt.

Eins hat mir alles gegeben auf dieser Welt. Alles. Sein Tod darf nicht ungesühnt bleiben. Damals dachte ich, ich wäre noch nicht bereit, mich Vier zu stellen. Ich dachte, ich würde mir zuerst David vornehmen und dann ihn. Nun. Ich habe genug geübt.

Salim wird gleich wiederkommen. Der Gedanke an ihn entfacht ein Feuerwerk in meiner Brust. Ich mag ihn. Ich mag ihn wirklich, und wenn ich uns die Zeit geben würde, könnte etwas aus uns werden. Er könnte es

schaffen, die Wut aus mir zu vertreiben, den Hass zu ummanteln und eine neue Version meiner Selbst zu schaffen.

Wenn ich bleibe und auf ihn warte, könnte ich die Geister der Vergangenheit zurücklassen. Wenn ich gehe, werde ich weitermachen, denn mein Schicksal ist kein individuelles, ich bin kollektives Leid. Fidas knackender Schädel und meine Untätigkeit kommen mir in den Sinn.

Ich hadere und kämpfe mit mir, aber schließlich nehme ich mein Handy vom Nachttisch und gehe. Am Ende des Lebens, heißt es, scheint ein Licht, aber nicht für mich. Ich tauche am Ende in ein neues Leben ein, verwandle mich und gehe erneut dem Ende entgegen, bis da nur noch Dunkelheit ist. Das Licht am Ende leuchtet nicht für mich.

Für Salim schon. Hell und durchdringend. Er ist durch und durch gut, und ich habe ihn betrogen. Jedes Mal, wenn ich ihn berührte, jedes Mal, wenn ich ihn küsste und mit ihm schlief, spielte ich ihm jemanden vor, der ich nicht bin. Und das hat er nicht verdient. Ich habe einmal geliebt. Diese Liebe hat alles gesprengt, sie hat Universen geschaffen und Sterne auf mich niederregnen lassen. Es wird nichts Vergleichbares geben. Nicht für mich.

Für einen kurzen Augenblick war ich Helena mit Salim. Aber die Welt ist voller Viers und Davids. Zu bleiben bedeutet, davor die Augen zu verschließen, und das kann ich nicht. Ich bin ein namenloses Mädchen, niemand kann mich finden, weil es mich nie gegeben hat.

Ich verlasse das Krankenzimmer, meine Sohlen geräuschlos auf dem Boden. Ich gehe den Flur entlang, an den Fahrstühlen vorbei und zum Treppenhaus. Meine Wunde schmerzt, während ich die Treppen hinabsteige, aber schon bald werde ich sie nicht mehr spüren. Schon bald werden alle Wunden verheilt sein.

Gegenüber vom Ausgang ist ein Taxistand, ich eile hinüber, öffne eine Tür und lasse mich ins weiche Polster sinken.

»Wohin soll’s denn gehen, junge Frau?«

Zuallererst muss ich online gehen. Ich brauche einen neuen Namen, eine neue Geschichte, Davids Geld, das auf meinem Konto liegt, eine Wohnung und Zeit, um wieder zu Kräften zu kommen.

»Ich muss ins Internet. Egal wo.«

Der Mann startet den Motor, fährt auf die Straße und lenkt den Wagen durch die Stadt.

»Kenne ich Sie nicht? Waren Sie nicht in der Zeitung? Lena? Julia? Wegen dieser Sache auf der Lichtung, draußen in der Waldsiedlung?«

Ich schüttle den Kopf, lächle breiter, als Helena es jemals getan hätte. Ich schlüpfe in eine neue Rolle.

»Sie verwechseln mich.«

Ich lächle. Süß und unschuldig.

»Wohnen Sie hier?«

»Nein, ich habe nur eine Bekannte im Krankenhaus besucht.«

»Und jetzt geht es wieder nach Hause?«

»Ja.«

Nein.

Vier ist noch da draußen. Ich werde ihn finden. Und wenn das alles vorbei ist, werde ich auf die Lichtung zurückkehren, denn dort stellte sich meine Ahnin einst der Pest, Johanna der Einsamkeit, und meine Mutter sehnte sich mit jedem Deckchen, das sie dorthin schickte, an diesen Ort.

Ich werde auf die Lichtung zurückkehren, irgendwann.

In die Hütte, wo alles begann und die Geister leben.

Ende

Liebe Leserin, lieber Leser,

Dir hat *Das Licht am Ende* gefallen?
Dann würde ich mich über eine Bewertung bei Amazon oder deiner Lieblingsplattform freuen! Das hilft mir, gesehen zu werden und andere Leser und Leserinnen auf mein Buch aufmerksam zu machen.

Damit ich keine Rezension verpasse, verlinke mich gerne in den sozialen Medien. Dort erfährst Du auch, wann neue Bücher von mir erscheinen.

Du findest mich hier:

Instagram: instagram.com/claudia.giesdorf
Facebook: facebook.com/claudiagiesdorf.autorin
Homepage: claudia-giesdorf.de
E-Mail: claudia.giesdorf@t-online.de

Danksagung

Bevor ich mich daran mache, den üblichen Verdächtigen zu danken, möchte ich **Dir** eine Frage stellen. (Ich hole nicht weiter aus, für den Fall, dass neugierige Leser*innen zuerst hierher blättern, bevor sie das Buch lesen) Hättest du genauso gehandelt, wie Helena? Schreib es mir! Du erreichst mich per Mail oder über Instagram und Facebook.

Als Thrillerautorin wird man oft gefragt, woher man die Ideen nimmt. Nun, die Wahrheit ist, ich kann mir nichts ausdenken, das so schlimm ist, wie die Realität. Alles, was Helena erlebt hat, ist anderen Menschen geschehen. Im Rahmen meines Studiums habe ich Alice Millers Buch *Am Anfang war Erziehung* gelesen und nun für *Das Licht am Ende* noch einmal. Unter der sogenannten Schwarzen Pädagogik mussten so unfassbar viele Menschen leiden. Die Idee war, den Willen der Kinder zu brechen, um sie gefügig und damit wertvoll für die Gemeinschaft zu machen. Und wer sich jetzt denkt: Ja, okay, ist schlimm, aber sei's drum, das ist ein paar Jahre her, dem sei gesagt, dass es so etwas wie generationenübergreifende Traumata gibt. Was deine Eltern erlebt haben, zählt. Was deine Großeltern erlebt haben, zählt. Was du erlebst, zählt. Und darum an dieser Stelle: Gebt Hass und Wut und Gewalt keine Chance. Seid füreinander da. Die Gesellschaft sind *Wir* . Wir formen und prägen sie. Wir haben es in der Hand, wie sie aussieht.

Nun geht es mit dem Dank los:
Nina Restemeier, deine Liebe zum Wort, zur Wortklauberei und zu Salim hat dieses Buch so viel besser gemacht. Auch wenn ich dich gelegentlich verflucht habe – sorry dafür! – so habe ich in den allermeisten Fällen doch eingesehen, dass ich schwurble und du recht hast. Mist, ey. Und, ich, gelobe, Besserung, bezüglich, der, Kommata!

Heike Berger, wie immer meine erste Leserin. Danke, dass du so ziemlich alles, was ich schreibe uneingeschränkt gut findest. Jetzt müssen wir nur noch daran arbeiten, dass es du es auch KRITIKLOS hinnimmst! Diese Nachrichten um drei Uhr nachts, warum das in dieser Szene jetzt so ist, wenn es in der vorigen doch anders war, rauben mir den Schlaf! ;)

Maren, das ist mittlerweile das fünfte Buch, das wir gemeinsam bestreiten und ich möchte dich nicht mehr missen. Dich Jahr für Jahr in Leipzig zu

sehen, ist wie für Salim sechs Wochen durch den Wald zu rennen. Es belebt mich. Weil du so viel Energie hast und so hell strahlst.

Alina Winkelmann, tausend Dank, dass du ohne mit der Wimper zu zucken mit in den Wald gekommen bist und in Rekordzeit das Buch gelesen hast, damit ich veröffentlichen kann!

Doreen Bierdel, an dieser Stelle danke ich dir, dass du mir verbietest, irgendetwas mit Design zu machen. Meine Karten, mein Buchsatz, mein ganzer Kram wird besser, weil du es machst.

Arne Dessaul, auch wenn ich auf DIE Wendung verzichtet habe, bin ich sehr dankbar, dass du jederzeit meine Erstentwürfe liest und mein Top-Facebook-Fan bist. Und irgendwann schaffen wir bestimmt auch noch ein Treffen.

Marie Graßhoff, DAS COVER!!!! Ich bin so unfassbar froh, mit dir zusammen zu arbeiten, bis jetzt hast du es immer geschafft, meinen Stories ein würdiges Kleid zu verpassen!

Ein großes Danke auch an Dich, liebe Leserin, lieber Leser. Selfpublisherin zu sein, bedeutet, vor allem, um Sichtbarkeit zu kämpfen. Und dass du mein Buch liest, bedeutet, dass du mich wahrgenommen und meiner Geschichte eine Chance gegeben hast.

Und zu guter Letzt: Danke an meine Familie: Mein Mann, der vom ersten Augenblick an mein Eins und mein Salim war, meine Tochter, für die ich manchmal keine Worte finden, weil sie das Beste ist, mein Kater, der sich beharrlich auf meine Arme legt und so verhindert, dass ich vom Schreibtisch aufstehen kann. Eure Liebe und Unterstützung bedeuten mir alles!

Leseprobe aus Seelenschnitte von Claudia Giesdorf

Das Ende

Es sind die letzten Minuten.

Die letzten Minuten meines Lebens, und ich sitze auf einer Bank. Diese Banalität lässt mich still auflachen, und als Konsequenz schabt mein Wirbel über die scharfe Kante einer Holzplanke. Der Schmerz umhüllt und hält mich, denn mein Geist schwankt. Ich weiß nicht, ob ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft sind zu einer festen Masse verschmolzen, die zu trennen ich nicht vermag. Und wenn ich es versuche, wenn ich darüber nachdenke, beginnt mein Herz zu rasen und meine Atmung wird immer flacher. Panik.

Ruhig, Victoria . Ich sitze auf einer Bank.

Um hier zu sein, habe ich alles aufgegeben, ich starre geradeaus, wage nicht, mich zu bewegen. Eine Krähe kreist um eine Kiefer und schimpft dabei in meine Richtung. Der Wind greift meine Haare, reißt sie in alle Himmelsrichtungen und peitscht sie schließlich in mein Gesicht. Schützend senke ich den Kopf und erblicke das kleine Herz auf der Innenseite meines Handgelenks. Emma hat es gemalt, mit schwarzem Filzstift. *Halt doch still, Mama!* Ihr Kichern und ihre Ermahnungen klingen immer noch in meinem Ohr, als wäre mein Gehirn die Stimmgabel für ihre Worte. Wenn ich überlebe, werde ich mir das Herz an diese Stelle tätowieren lassen. Es soll mit meiner Haut verschmelzen.

Langsam greife ich unter die Sitzfläche der Bank, meine Fingerspitzen ertasten das Messer. Ich kann kaum atmen.

Ich sitze auf einer Bank.

Und neben mir ein Monster.

Kapitel 1

Ich weiß, dass ich träume, denn mein Verstand ist nicht gänzlich im Schlaf versunken. Er ist mein aufmerksamer Begleiter durch die schauderhaften Trugbilder, analysiert die Situation und flüstert mir zu, dass dies nicht die Realität sein kann. Und doch ist ein kleiner Teil von mir wie benommen und bebt unter dem Fluch der Vorahnung.

Als ich über Christians Schulter blicke und das Haus sehe, mit dem Garten, der in den Wald fließt, und die Baumwipfel beobachte, die so hochragen, als versuchten sie an den Wolken zu lecken, weiß ich, dass ich hier noch nie gewesen bin.

Wir wohnen hier nicht. Luft entweicht meinen Lippen und hängt für einen Augenblick als Nebelwolke vor meinem Gesicht, ehe sie sich auflöst.

Das ist nicht echt.

Es ist eine simple Feststellung, die trügerische Erleichterung mit sich bringt. Ich blicke an mir hinab. In den Händen halte ich einen Rechen, dessen morsches Holz meine Haut aufreibt, und bin in der Bewegung erstarrt, Laub von Rotbuchenbüschen, die mir nicht gehören, auf einer Wiese, die ich nicht kenne, zusammenzufegen. Die Adern der vertrockneten Blätter schimmern wie Skelette durch die poröse Oberfläche. Auf die Zinken des Rechens aufgespießt, flattern sie knisternd im Wind. Über allem liegt ein Schleier aus Grau. Meine rechte Hand fängt an zu zittern. Nervös wische ich sie am Hosenbein meiner schwarzen Jeans ab. Ich weiß, gleich wird etwas Schlimmes geschehen. Ich sehe Christian an, den Mann, mit dem ich mein Bett und mein Leben teile. Er kennt mich so gut wie niemand sonst. Und nun steht er vor mir, seine stets aufrechte Körperhaltung in sich zusammengesunken, die Schultern nach unten gesackt, die Beine gebeugt. Als hätte ihn jemand geknickt wie die Armbänder, die man ums Handgelenk schnalzt. Ich mustere ihn, seine Wangen sind eingefallen, seine Haut wächsern und bleich, seine klaren blauen Augen kohlrabenschwarz. Erschrocken weiche ich zurück, und wie in einem Tanz der Verzweiflung, den wir beherrschen, ohne ihn geübt zu haben, folgt er mir. An seinen Händen, die tagein, tagaus Leben retten, klebt Blut. Dickflüssig platscht es auf den trockenen Boden und kriecht langsam in meine Richtung. Ich weiche noch weiter zurück, doch ein Wort schleicht sich in meinen Kopf und hämmert dort. Ich bleibe stehen, versuche zu atmen, keuche.

Emma. Panisch blicke ich mich um.

»Es ... es tut mir leid«, stammelt Christian.

Abrupt halte ich inne und drehe mich langsam ihm zu. Seine Augen sind jetzt noch dunkler, seine aschblonden Haare grau.

Mein Atem geht schneller. Ich begreife.

Der Rechen fällt zu Boden. Die Blätter, die ich bereits zu einem Hügel angehäuft habe, stieben auseinander, schwirren um uns herum, spotten dabei allen Naturgesetzen. Zwischen dem leuchtenden Rot und dem vertrockneten Braun flirrt die Angst.

»Wo ist sie?«, flüstere ich.

Ich meine schon, er hätte mich durch das Rascheln nicht gehört, doch dann antwortet er: »Ich habe mich nur kurz umgedreht.«

Er spricht nicht weiter, führt nicht aus, was geschehen ist. Ein kurzes Umdrehen, eine unbedachte, minimale Bewegung mit der Konsequenz eines ganzen Lebens.

Weg. Emma ist weg.

Wo hast du gesucht?, will ich schreien, aber die Blätter, immer wieder diese Blätter, fliegen um mich herum, klatschen gegen meine Brust, gegen meine Stirn, meinen Mund. Ich wische sie zur Seite, rufe den Namen meiner Tochter.

Und dann herrscht Stille.

Ich drehe mich im Kreis.

Ich bin allein.

Christian ist weg. Emma ist weg.

Das Monster hat sie geholt.

Kapitel 2

»Emma!«

In der Stille des Hotelzimmers klang meine vom Schlaf verwaschene Stimme dumpf. Endlich war ich aus diesem Albtraum aufgewacht. Mein Herz fuhr Achterbahn, ein Schweißfilm überzog meine Haut, als wäre ich einen Marathon gerannt. Ich richtete mich halb auf und tastete mit der rechten Hand hastig nach dem warmen Körper meiner Tochter. Angst tobte in mir, überlagerte und verwischte die Logik, dass meine Tochter nicht einfach über Nacht verschwinden würde.

Als meine Fingerkuppen die zarte Haut ihres Rückens streiften, atmete ich erleichtert auf und sank in die weiche Matratze zurück. Letzte Nachbeben des Traums ließen mich zittern, und ich führte mir immer wieder vor Augen, dass dieses Horrorszenario nicht real war.

Es war nur ein Traum. Nicht mehr und nicht weniger. Ich kannte das Haus noch nicht einmal. Die senfgelben Steine, die in einem dunkelgebeizten Holzaufsatz und schwarzem Dach mündeten, kamen mir kein bisschen bekannt vor. Der verwilderte Garten mit dem erdbraunen Jägerzaun, der von grünem Span überzogen war und einen modrigen Geruch verströmt hatte, war mir fremd. Ich war nie dort gewesen, hatte das Haus weder gesehen noch betreten, und je länger ich mit polterndem Herzen im Bett lag, desto blasser wurden die Bilder. Ich konnte sie kaum noch greifen, doch das entsetzliche Gefühl, mein eigen Fleisch und Blut verloren zu haben, verschwand nicht mit ihnen. Auch nicht das Bedürfnis, aufzustehen und zu handeln, nicht der innere Drang, meine Tochter in die Arme zu nehmen und fest an mich zu pressen.

Irrational. Menschlich.

Um mich abzulenken, tastete ich nach meinem Handy auf dem Nachttisch. Die Klimaanlage surrte, das Metall war eiskalt. Ich kippte das Telefon und sah, dass es fünf Uhr morgens war.

»Oh Gott«, stöhnte ich leise.

Neben der zu frühen Uhrzeit befand sich eine Nachricht von Christian auf dem Display. Bevor ich lesen konnte, was mein Mann mir geschrieben hatte, blinzelte ich mehrfach und rieb mir die Augen.

Ich bin endlich zu Hause und liege im Bett. Ich liebe dich, Victoria. Pass gut auf euch auf.

Nach sechzehn Jahren Beziehung tat mein Herz bei seinen Worten keinen erquickten Hüpfer. Unser Zusammensein war seit jeher speziell. Die ersten Jahre unserer Beziehung hatten wir uns in einem On/Off-Modus befunden. Wir waren Freunde gewesen, platonisch, hatten uns gehalten, geliebt, getrennt, räumlich wie geistig. Wir hatten verbissen unsere Karrieren verfolgt, hatten uns wiedergesehen, gehalten, geliebt. Und irgendwann hatten wir uns einfach nicht mehr getrennt. Vier Jahre später hatten wir geheiratet. In diesem Wirrwarr hatte niemals ein spontanes Feuer gelodert. Wir hatten noch nicht einmal einen Jahrestag, an dem wir essen oder ins Kino gingen. Trotzdem war Christian sehr viel für mich. Vieles, das ich nicht in Worte fassen konnte und das nur in meiner Brust und meinem Bauch glomm. Ich liebte seinen Witz, seine Fähigkeit, für mich zu leuchten, und wenn er nicht bei mir war, wurde ich stets eine grimmigere Version meiner selbst. So, wie jetzt. Er hatte sich aus dem gemeinsamen Familienurlaub gewunden, und auch nach drei Tagen mallorquinischer Luft war mein Frust darüber noch nicht verraucht. Jetzt vermischte er sich mit der Wut aus meinem Traum, denn schließlich war er es gewesen, der nicht aufgepasst hatte. Er hatte Emma verloren, er war nicht hier. In mir gor es. Unser Streit zu Hause, in dem er mir mitteilte, dass er nicht mitkommen würde, kam wieder hoch, und ich schluckte den bitteren Geschmack hinunter.

Auf der Suche nach Ablenkung griff ich mir eine der abonnierten Zeitschriften, für die ich zu Hause zu wenig Zeit hatte. Es war keine hochtrabende Lektüre dabei, hauptsächlich Magazine über das Landleben und das Restaurieren alter Häuser. Die bunten Bilder waren nett anzusehen und hatten Christian und mich schon des Öfteren inspiriert. Ich knipste die Nachttischlampe an, Emma zuckte zusammen und blinzelte, so dass ich das Licht sofort wieder löschte und die Zeitschriften zur Seite legte. Stattdessen nahm ich mein Handy und scrollte durch meinen Twitterfeed. Die Kurznachrichten flogen an meinen übermüdeten Augen vorbei. Nur eine Nachricht erregte mein Interesse, und ich klickte auf den verlinkten Artikel. Lisa Kunow, zwölf Jahre alt, war immer noch nicht gefunden worden. Ich blickte auf das Foto des Mädchens, und da wurde mir klar, woher mein Traum rührte. Sie wurde am Tag unseres Abflugs als vermisst gemeldet und sah Emma ein wenig ähnlich. Auch wenn die Haare meiner Tochter dunkler waren, wiesen sie doch die gleichen Wellen auf wie die des vermissten Mädchens. Und auch das schmale, blasse Gesicht ähnelte dem meines

Kindes. Ich hoffte für die Eltern, dass Lisa bald gefunden würde, und fragte mich gleichzeitig, wie es für eine Familie sein musste, wenn sie zu dritt gewesen waren und plötzlich nur noch zu zweit. Wie füllte man die Lücke? Und gab es Schuldzuweisungen? Unabsichtlich? Automatisch? Meine Gedanken verhedderten sich und kehrten zurück zu meinem Mann, der mich mit der Verantwortung für unsere Tochter alleingelassen hatte.

Ich legte das Handy zur Seite und zog Arme und Beine zurück unter die Decke, wie eine Schildkröte, die sich vor einem Feind schützt. Ich hingegen suchte Schutz vor dem frühmorgendlichen Chaos in meinem Kopf. Während Abwesenheit bei anderen Paaren Sehnsucht erzeugte, schuf sie bei mir Zweifel. Zweifel an meiner Beständigkeit, Zweifel an der Zukunft, einfach an allem. Die zusätzlichen Gefühle meines Traums sorgten nicht gerade für emotionale Stabilität. Ich drehte mich von einer Seite auf die andere, richtete das Kopfkissen neu aus, zog die Beine an und streckte sie wieder aus. Vergebens. Die Unruhe war da, und ich würde sie hier im Bett nicht bezwingen können. Ich schlug die Decke zur Seite und stand auf. In der Wohnküche unseres Appartements zog ich den Vorhang zur Seite und öffnete die Terrassentür. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die Laternenlichter der Anlage funkelten auf dem glatten Wasser des Pools.

Die Finger meiner rechten Hand wanderten zu meinem Handgelenk, strichen darüber. Ich fuhr mir durch die Haare. Atmete ein und aus, schneller und langsamer, fand keinen Rhythmus, quälte mich selbst mit dem Zwang zur Regulation. Die Entspannung kam einfach nicht, und das unbestimmte Gefühl, das in mir nagte und wühlte, ebbte nicht ab. Unruhe kratzte von innen an meiner Haut, als wäre etwas in mir in Bewegung, das nur darauf wartete, dass ich ihm meine volle Aufmerksamkeit schenkte.

Und wenn ich ehrlich zu mir selbst war, wusste ich, worum es ging. Klar war ich enttäuscht von Christians Abwesenheit, aber ein großer Teil von mir verstand und befürwortete seine Entscheidung, für den Beruf alles zu geben und von anderen alles zu fordern.

Was wirklich in mir tobte, war die unrealistische, unbegründete Angst um Emma, die ich nicht greifen konnte und die doch da war. Sie vereiste mein Innerstes, stahl mir meine Farben und ließ mich blass und grau zurück. Die Geburt eines Kindes gab Menschen eine neue Identität. Man gebar ein Kind und wurde selbst als Mutter oder Vater neu geschaffen. Der Verlust des Nachwuchses musste einen verstümmelt und unvollständig zurücklassen. Für immer. Kein Wunder also, dass ich mich unruhig und verletzlich fühlte.

Aber das waren nur Gefühle. Ein neuer Urlaubstag brach an und ich musste sie dringend loswerden. Ich ging ein paar Schritte auf die Terrasse, spürte den steinigen Boden unter meinen Füßen, atmete die frische Luft ein, fühlte die sanfte Brise auf meiner Haut und ließ die Stille der Umgebung in mich, während ich die Dünen und das Meer betrachtete, die sich dank des abschüssigen Geländes vor mir ausbreiteten.

»Es war nur ein Traum. Keine Realität.«

Ich ließ den Satz wirken, bis ich ihn beinahe glaubte. Über den Himmel zogen sich die ersten zartrosa Schleier, am Horizont erkannte ich einen schmalen, feuerroten Lichtklecks. Langsam vertrieb die Sonne die Schatten der Nacht und meiner Träume, höhlte die Angst aus und füllte sie mit Zuversicht. Die Angst war noch da, wie eine Seifenblase, aber wenn ich sie nun nicht weiter nähren würde, würde sie platzen.

Ich verließ die Terrasse, schloss die Tür und umrundete die Sessel, die Emma und ich am Tag unserer Ankunft vor die Terrassentür gezerrt hatten, wo wir mit Blick auf die mallorquinische Landschaft eine Packung Kekse vernichtet hatten. Wir hätten uns auch nach draußen setzen können, aber meine Tochter und ich waren pragmatisch. Wir hassten es, unsere langen Haare zusammenzubinden, wollten sie aber nicht beim Essen im Mund haben.

Ich schlich ins Schlafzimmer, leise tapsten meine Füße über die kalten Fliesen. Gänsehaut überzog meinen Körper. Dicke Vorhänge verbargen die bodentiefen Fenster, blind wühlte ich im Koffer, bis ich eine meiner langen Tunikas und einen Bikini in den Händen hielt. Ich ging ins Badezimmer und stellte mich unter das warme Wasser. Es erschien mir nun beinahe albern, dass meine kleine Emma entführt werden könnte.

Ich hielt mitten in der Bewegung inne. Ein Rinnsal Duschgel quoll über den Rand meines zu einer Mulde geformten Handtellers und platschte zu Boden.

Entführt.

Wie kam ich darauf?

In meinem Traum war sie weg gewesen. Weg im Sinne von einfach nicht mehr da. Eine Entführung war nicht zur Sprache gekommen, auch wenn im Surrealismus der Traumwelt nicht immer alles benannt werden musste. Und auch direkt nach dem Aufwachen hatte ich nicht daran gedacht. *Verloren* war mir durch den Kopf gegeistert, aber der Gedanke an eine Entführung war neu.

Ich stellte das Wasser ab, öffnete die Glaswand der Duschkabine und wickelte mich in ein Handtuch.

Gleich würden wir in den Frühstücksraum gehen und uns anschließend mit vollgehauenen Bäuchen an den Pool schleppen. Die warmen Sonnenstrahlen würden auf unserer Haut kribbeln, der Wind durch unsere Haare rauschen und die Nadeln der Aleppokiefern sanft durch die Luft wehen. Das Plätschern des Wassers würde meine rasenden Gedanken träge machen und Vergessen mit sich bringen. Die Bilder der Nacht würde ich verbannen, sie waren kein Teil mehr von mir. Grauen und Leid gehörten zur alten Victoria. Die neue arbeitete Teilzeit, las abends vor dem Kamin Dostojewski, Frisch und Woolf, während sie Rotwein trank.

Der Tod war viel zu lang mein Begleiter gewesen, ich wollte ihn in diesem Lebensabschnitt nicht an meiner Seite wissen. Vor allem nicht, wenn ich mich allein mit meiner Tochter im Urlaub befand.

Table of Contents

Über die Autorin
Impressum
Wurzeln
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32

Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Wurzeln
Kapitel 63
Kapitel 64
Liebe Leserin, lieber Leser,
Danksagung
Das Ende
Kapitel 1

Kapitel 2